

Jean-Claude Damour

Hegel und Wittgenstein über den Sinn der Sprache

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades

Philosophische Fakultät

Universität Potsdam

Philosophie

Datum der Disputation: 07.11.2018

Betreuer und Gutachter: Prof. Dr. Johannes Haag
Gutachter: Prof. Dr. Hans-Peter Krüger

Published online at the
Institutional Repository of the University of Potsdam:
<https://doi.org/10.25932/publishup-43103>
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-431036>

Abstract (English)

The key objectives of this dissertation are to justify the use of dialectic methodology in the realm of the philosophy of language and to conduct a systematic processing of a limited part of this field. In order to explain and determine this approach, which is found rarely, if ever, in contemporary research, I will begin by referring to two philosophical authors: Hegel and Wittgenstein. Although Hegel and Wittgenstein are, *prima facie*, two authors who have very little in common, the primary supposition of this dissertation regarding the history of ideas is that Hegel's concept of "Spirit" and Wittgenstein's concept of "Form of life" are nevertheless both approaches and the results of philosophical effort that imply the necessity of solving a sceptical challenge. Wittgenstein actually developed an argument in his *Philosophical Investigations* that has been described as the "rule-following paradox" and has been considered in secondary literature (especially Kripke) as the main tenet of a sceptical argument. Consequently, Wittgenstein's theory of language as developed in *Philosophical Investigations* has been interpreted by various authors either as a solution to this scepticism or as a sceptical, or "aporetic", text in itself (Brandom). The first section of my dissertation aims to demonstrate that dealing with this paradox does not constitute a *full* sceptical argument and can be considered as the first moment of a higher form of sceptical challenge, an antinomy. A full sceptical challenge implies both the possibility that the theory corresponding to the unique solution of the paradox, the negation of any explicit normativity ("dispositionalism"), *and* the negation of the principle of this solution, can be proved. I'll therefore attempt to establish an antinomy of the concept of normativity with respect to the rule of language, similar to Kant's exposure of his cosmological antinomy (*thesis cum antithesis*). The second aim of my dissertation is to show: that Kant's approach to solving his antinomy is ineffective concerning the antinomy of normativity; that this antinomy implies a confrontation with radical scepticism in a sense that we are committed not to simply challenging or reconsidering some theories, but to engaging in a deep revision of our methodology (This in turn entails a deep revision of the current norms of rationality); that the Hegelian dialectic emerges as the solution to such a radical sceptical challenge, as the true solution to antinomy.

A further goal of this dissertation is to use this methodological result to gain a new knowledge of language, consisting of two contradictory moments of cognition that are constructively combined: normativity by means of disposition, and normativity by means of an explicit rule-following. The tangible benefit of such a methodological approach is the possibility of building a systematic philosophy of language that enables the establishment of a dialectical deduction of the

moments of the concept of language as moments of the concept of the spirit, in other words, to establish the *sense of language*. Nonetheless, I must limit myself to exposure to the doctrine of imagination, which encompasses general semiotics and the system of grammar.

Abstrakt (Deutsch)

Die vorliegende Dissertation zielt generell darauf ab, die Anwendung der dialektischen Methodologie auf den Bereich der Sprachphilosophie zu rechtfertigen und eine systematische Bearbeitung eines begrenzten Teils der Sprachphilosophie mithilfe der Dialektik durchzuführen. Um diese Herangehensweise, die in der Forschung kaum oder gar nicht vertreten ist, aufzuklären und festzustellen, werde ich zuerst auf die philosophischen Überlegungen von zwei Autoren zurückgreifen: Hegel und Wittgenstein.

Hegel und Wittgenstein sind, auf den ersten Blick, Autoren, die kaum Gemeinsamkeiten haben, außer dass sie sich beide mit der Philosophie als Fach beschäftigt und unvermeidlich ein gemeinschaftliches Thema, die Sprache, behandelt haben, wobei jedoch weder eine inhaltliche noch eine methodologische Verbindung hervorgehoben werden könnte. Die erste Voraussetzung dieser Dissertation, in Bezug auf die Geschichte der Idee, besteht darin, darauf hinzudeuten, dass der hegelsche *Geistesbegriff* und Wittgensteins *Lebensform* zwei Ansätze und Resultat einer philosophischen Bemühung sind, die gemeinsam die notwendige Auflösung bzw. Überwindung skeptischer Argumentation vornehmen. Tatsächlich hat Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* eine Argumentation entwickelt, die als „Paradox des Regelfolgens“ bezeichnet und in der sekundären Literatur (hauptsächlich bei Kripke) als eine Art skeptische Argumentation betrachtet wurde. Demnach wird Wittgensteins Theorie der Sprache entweder als eine Auflösung dieses Skeptizismus oder einfach als ein skeptischer Text selbst ausgelegt (Brandom). Das erste Ziel meiner Dissertation besteht darin, zu zeigen, dass dieses Paradox als skeptische Argumentation allerdings *unvollständig* geblieben ist dass dieses Paradox als der erster entscheidender Moment zu der höchsten Form der skeptischen Herausforderung, der *Antinomie*, betrachtet werden kann. Eine vollständige skeptische Argumentation heißt, dass die alleinige Auflösung des Paradoxes, der Dispositionalismus und die Negation dieser Theorie, *beide* beweisbar sind. Ich werde also versuchen, aus der in den *PU* dargestellten Auflösung des Paradoxes des Regelfolgens die Vervollständigung einer Antinomie des Begriffes der Normativität in Bezug auf die Sprachregeln festzulegen, ähnlich der von Kant entwickelten kosmologischen Antinomie (*Thesis cum Antithesis*). Das zweite Ziel meiner Dissertation besteht folglich darin, zu zeigen, 1. dass die kantische

Auflösung der Antinomie unwirksam bezüglich der Antinomie der Normativität ist, 2. dass diese Antinomie eine notwendige Auseinandersetzung mit einem radikalen Skeptizismus bedeutet und dass wir logisch gezwungen sind, nicht nur irgendeine Theorie der Sprachphilosophie neu zu bestimmen, sondern unsere Methodologie – das heißt die Anwendung der üblichen Normen der Rationalität – selbst grundsätzlich tiefer gehend in Frage zu stellen, und 3. dass die hegelsche Dialektik sich als die methodologische Auflösung einer solchen radikalen skeptischen Herausforderung bzw. als die Auflösung einer Antinomie überhaupt ergibt. Anlässlich dieser *methodologischen* Revidierung wird auf die hegelsche Dialektik zurückgegriffen.

Dennoch begrenzt sich der Zweck dieser Dissertation nicht darauf, eine Interpretation von Hegels Dialektik oder eine Überwindung von Wittgensteins Lebensform darzustellen, vielmehr geht es darum, auf die Problematik und die Grundsätze des Begriffs der Lebensform bzw. des theoretischen Geistes zurückzugreifen und kraft Hegels Dialektik darüber hinauszuführen, um den Platz und die Funktion der Sprache besser zu verstehen. Diese Arbeit erfolgt vielmehr im Rahmen eines wissenschaftlichen Projekts, oder anders gesagt, sie nutzt die methodologischen Resultate von zwei Autoren der Philosophie, um ein wissenschaftliches Programm vorzustellen. Der Anspruch dieser Arbeit ist dementsprechend, durch das Zurückgreifen auf Hegels Dialektik eine neue Erkenntnis über die Sprache zu gewinnen, wobei die beiden kontradiktorischen Momente der Kognition – die Normativität, die durch das Bewusstsein erfolgt und diejenige, die durch Dispositionen erfolgt –, konstruktiv verbinden sind. Der konkrete Gewinn dieser Methodologie ist es demnach, eine Sprachphilosophie überhaupt als System festlegen zu können, ein System, das es ermöglicht, sprachliche Phänomene in all ihren Aspekten in kohärenter Weise zu fassen. Inhaltlich betrachtet zielt dieses Programm darauf ab, die allgemeine Stufe des Begriffs der Sprache als Moment des Begriffs des Geistes dialektisch abzuleiten, d. h. den richtigen *Sinn der Sprache* festzulegen. Eine vollständige Bearbeitung der Sprachphilosophie mithilfe der Dialektik konnte ich allerdings nicht durchführen, und der Umfang der mithilfe der Dialektik hergeleiteten Sprachkategorien begrenzt sich auf die Lehre der *Einbildungskraft*, die die Lehre der allgemeinen Semiologie und der Grammatik einschließt.

Abkürzungen:

Enz. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*

PDG Hegel, *Phänomenologie des Geistes*

KRV Kant, *Kritik der reinen Vernunft*

TLP Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*

PU Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*

K Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*

Inhaltverzeichnis

Einleitung	11
A. Wittgensteins Lebensformtheorie	20
1. Das Paradox des Regelfolgens	20
1.1 Festlegung der Problematik einer semantischen Regel	21
a) Prinzip einer Arbitrarität	23
b) Prinzip einer semiotischen Normativität	24
c) Prinzip eines Regelfolgens	24
1.2. Abgrenzung von zwei Arten von Regelwissen	24
a) Die erste Hypothese: das explizite Regelfolgen	24
b) Die dispositionale Theorie der Bedeutung	25
c) Die logische und funktionale Abgrenzung beider Begriffe	26
1.3. Das Paradox des semantischen Regelfolgens.....	28
a) Festlegung einer Bedingung der Möglichkeit der semantischen Normen	28
b) Die zwei Arten eines Paradoxes	31
c) Das Induktions-Argument	32
d) Das Regress-Argument	33
2. Der institutionelle Dispositionalismus oder der Lebensformbegriff	36
3. Die Lehre der Pragmatik	39
3.1.Die Satzlehre in Rahmen der Lebensform	40
3.2. Die Theorie des Informierens in Rahmen der Lebensform	41
4. Die pragmatische Antinomie des Lebensformbegriffs	44
4.1. Die Nicht Eindeutigkeit des Begriffes eines „blinden Regelfolgens“	44
4.2. Die Analyse des Sprachspiels <i>Lüge</i> im Rahmen des Lebensformbegriffs.....	45
4.3. Übergang zum dialektischen Betrachtung der Sprache.....	47
B. Darstellung der dialektischen Methodologie	49
Einleitung	49
1. Die Philosophie des Verstands und ihre Methodologie	50
2. Die negative Dialektik oder die Erkenntnisvermögenskritik	51

a) Die skeptische Behandlung der Antinomie	51
b) Kritik an dem Prinzip einer kantischen Auflösung der Antinomie	53
c) Übergang zur dialektischen Auflösung der Antinomie	54
3. Die Positive Dialektik oder die spekulative Vernunft	56
3.1. Die dialektische Auflösung der Antinomie	56
a) Widerlegung der Einseitigkeit einer These	56
b) Antithetik des Begriffes	56
c) Die Objektivität des Widerspruchs	57
3.2. Darstellung der dialektischen Methodologie	57
4. Kritik an der Dialektik	57
a) Aristoteles	61
b) Prinzip der Explosion	62
5. Eine dialektische Kritik am Formalismus	63
6. Die Konstitution des Gegenstands der philosophischen Wissenschaft	65
C. Das System der Sprache	70
Einleitung	70
I. Die dialektische Herleitung der Kategorien der Einbildungskraft	73
a) Der spekulative Begriff der Kognition	74
b) Der Vermögensbegriff	78
c) Der Vorstellungsbegriff	81
d) Übergang vom Erinnerungsbegriff zum Einbildungskraftbegriff	81
1. Die reproduktive Einbildungskraft	85
a) Die unwillkürliche episodische Erinnerung	86
b) Die vermittelte Erinnerung	87
c) Die Fantasie	88
2. Die produktive Einbildungskraft: die Produktion der Idee als Bild	89
2.1. Das figurative Ikon	90
a) Die Figuration	90
b) Das Ornament	90
c) Das stilisierte Ikon	91
2.2. Das Piktogramm	91

a) Das selbstverständige Piktogramm	92
b) Das assoziative Piktogramm	93
c) Das stilisierte Piktogramm	93
2.3. Das Symbol	94
a) Das unmittelbare Symbol	94
b) Die Allegorie	95
c) Die dichtende Fantasie	95
3. Der Zeichenbegriff	96
3.1. Das Substantiv	99
3.1.1. Das bestimmte Substantiv	100
a) Das singuläre bestimmte Substantiv	100
b) Der Eigenname	101
c) Das universale Substantiv	102
3.1.2. Das unbestimmte Substantiv	103
a) Der unbestimmte quantitative Plural	104
b) Der qualitative Plural	104
c) Das singuläre unbestimmte Substantiv	104
3.1.3. Die semantische Bestimmung	105
a) Das Attributiv	105
b) Die Kennzeichnung	106
c) Das Prädikativ	107
3.2. Das Verb	108
3.2.1. Die Aspekten	109
a) Progressiv	110
b) Perfektiv	111
c) Imperfektiv	112
3.2.2. Die Modi	113
a) Der Subjunktiv	114
b) Der Konditional	115
c) Der Imperativ	116
3.2.3. Die Adverbialen	117
a) Die modale Adverbien	117
b) die kontextuellen Adverbien	118
c) Modalverben	118
3.3. Die Idee als Satz: die <i>Syntax</i>	119

3.3.1. Der prädikative Satz	121
a) Die direkte Form	121
b) Die passive Form	122
c) Die indirekte Form	122
3.3.2. Der reflexive Satz	123
a) Der komparative Satz	123
b) Der interrogative Satz	123
c) Der negative Satz	124
3.3.3. Der komplexe Satz oder die syntaktische Relation (<i>clause</i>)	124
a) Der primäre Satz	124
b) Der sekundäre Satz	124
c) Der adverbiale Satz	124
II. Übergang zur Lehre der Performanz	125
1. Bemerkung über das philosophische Interesse an einer Differenz zwischen bildlichen und lautlichen Zeichen	125
2. Schluss	127
Bibliographie	128

Einleitung

Der Ausdruck „Sinn der Sprache“ will die Idee verkünden, dass der Begriff der Sprache kein autonomer Begriff ist und dass eine Erklärung der Sprache, die die Sprache als solche als Gegenstand hat und das Wesen der Sprache untersuchen will, nicht im Rahmen einer Sprachwissenschaft erfolgen kann, da diese schon die Sprache und deren Phänomene als gegebene Sachverhalte betrachtet, genau wie die Geometrie ihren Gegenstand voraussetzen muss und keine Erklärung über das Wesen des Raumes und seine Dreidimensionalität vorlegt. Jede besondere Wissenschaft fängt mit einer Voraussetzung an, nur die Philosophie zeichnet sich deutlich durch den Anspruch aus, diese Voraussetzungen der anderen Wissenschaft selbst als Gegenstand einer Erklärung oder einer Untersuchung zu nehmen. Die Frage nach dem *Sinn der Sprache* definiert also den Zweck einer Sprachphilosophie überhaupt, im Unterschied zu den besonderen Sprachwissenschaften, worauf schon Eugenio Coseriu in seiner Nachschrift über die Geschichte der Sprachphilosophie hingewiesen hat (unser Ausdruck verdankt dieser Nachschrift seine Herkunft): „Diese Disziplinen [*die Sprachwissenschaften*] befassen sich mit dem "wie" der Sprache, in der Sprachphilosophie geht es um das "was", um den Sinn der Sprache überhaupt.“¹ Der Ausdruck „Sinn der Sprache“ verkündigt aber eher eine Programmorientierung einer Wissenschaft, da er dem Anspruch einer konstitutiven Erkenntnis der Sprache als solcher unmittelbar widerspricht: diese Art von Erkenntnis kann allerdings nicht auf die Antwort auf ein „Wie“ verzichten, d. h., dass die wesentliche Eigenschaft des Gegenstandes auch aus dem Wesen des Gegenstandes abzuleiten ist, genau wie eine Philosophie der Natur imstande sein *soll*, aus der Natur des Raumes an sich die (mindestens in der Natur vorhandene) Dreidimensionalität des Raumes abzuleiten (wie es Hegel am Anfang seiner *Naturphilosophie* unternommen hat, Vgl. *Enz.*, § 254-256). Allgemein gesagt besteht der Anspruch der Philosophie als Wissenschaft darin, aus dem allgemeinen Wesen des Gegenstandes die wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes, aus dem „Was“ das „Wie“, abzuleiten. Dieser Anspruch liegt tatsächlich unserem Programm zugrunde, d. h., es soll genau diese Erläuterung dieser Nicht-Autonomie sein, die die Perspektive einer Erkenntnis der Sprache als solche öffnen soll, und es geht hier nicht nur um eine Erkenntnis der Sprache als Ganzes, sondern auch um eine Erkenntnis ihrer wesentlichen Artikulationen und Momente, wie die Semiotik, die Grammatik, die Syntaktik, usw.

Aber wenn die Philosophie das Wesen eines Gegenstandes erfassen will, wird dieser

¹ Coseriu, E: *Geschichte der Sprachphilosophie, Von den Anfängen bis Rousseau*, 2003, S. 13.

Gegenstand nicht nur so betrachtet, wie er sich in der Erfahrung zeigt, sondern es wird auch versucht, eine Definition des Gegenstandes *a priori* zu bestimmen. Die Rechtsphilosophie beispielsweise betrachtet das positive Recht nicht so, wie es vom Gesetzbuch aufgefasst wird, sondern versucht, den Rechtsbegriff an und für sich zu bestimmen, und mit diesem Begriff bewaffnet kann die Philosophie wiederum das positive Recht kritisieren oder die Legitimität von aktuellen Gesetzen oder Rechten infrage stellen. Es wäre dementsprechend sinnvoll, von einem *unrechten* Recht zu sprechen. Gibt es vergleichbar *sinnlose sinnvolle* Sätze, d. h. Sätze, die zwar nach den Regeln einer aktuellen Sprache als sinnvoll beurteilt werden sollten, aber dem Wesen der Sprache überhaupt widersprechen? Wenn Wittgensteins Überlegungen auf die Geschichte der Sprachphilosophie eine starke Auswirkung haben, dann besteht diese genau darin, eine solche Möglichkeit festgestellt zu haben. Kann von der Produktion der Sprache behauptet werden, dass sie mit der Natur der Sprache nicht übereinstimmt? Inwieweit wären beispielsweise sinnvolle philosophische Sätze ein sinnloser Gebrauch der Sprache? Diese mögliche Sinnlosigkeit entspricht einer *A-priori*-Abgrenzung des Gebrauches des Instruments der Sprache nach der Natur des Instruments und nimmt bei Wittgenstein die Form dieser besonderen Aufgabe an, die *apriorische* „Grenze der Sprache“ zu bestimmen, als ob ein Gebrauch der Sprache die natürliche Funktion der Sprache überschreiten könnte, mit der Natur der Sprache nicht mehr übereinstimmen könnte. Die Bedeutung von Wittgensteins Einbruch nach der Veröffentlichung des *Tractatus*, die es erlaubt, von einer „wittgensteinschen Wende“ zu sprechen, lässt sich in einer Frage zusammenfassen: wie lässt sich nach dem Sprachbegriff ein sinnvoller Gebrauch der Sprache abgrenzen? Bis zu Wittgensteins Sprachphilosophie wurde mehr oder weniger vorausgesetzt, dass jeder Zweck, sei es das Grüßen oder das Philosophieren, ein berechtigter Sprachgebrauch wäre. Wittgensteins großes Verdienst um die Sprachphilosophie besteht also darin, den Sprachbegriff als einen *normativen* Begriff und nicht mehr als positiven Begriff zu betrachten, ihn *a priori* bestimmen zu wollen. Mit Wittgenstein beginnt überhaupt erst die normative Sprachphilosophie, d.h. der Versuch, die Bedingungen von sinnlosen sinnvollen Ausdrücken im Bereich der Philosophie zu bestimmen – hier kann man die Carnaps Kritik an Heideggers und Hegels Metaphysik als Nachwirkung dieser Wende erwähnen: die „Sätze der Metaphysik [sind] sinnlos“², so Carnap. Wie bestimmt Wittgenstein selbst diese Grenze des Sinns der Sprache?

Es ist in der sekundären Literatur zur Tradition geworden, Wittgensteins Philosophie in zwei Philosophien, *Wittgenstein I* und *Wittgenstein II*, zu teilen, die aber aus zwei Perspektiven

² „Durch die Entwicklung der modernen Logik ist es möglich geworden, auf die Frage nach Gültigkeit und Berechtigung der Metaphysik eine neue und schärfere Antwort zu geben (...) Auf dem Gebiet der Metaphysik (einschließlich aller Wertphilosophie und Normwissenschaft) führt die logische Analyse zu dem negativen Ergebnis, daß die vorgeblichen Sätze dieses Gebietes gänzlich sinnlos sind.“ Carnap, Rudolf: *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*, in *Erkenntnis*, 1932/32, S.219.

dieselbe Problematik behandeln: nämlich „die Grenze der Sprache“, oder die Differenz zwischen der „Praxis der Sprache“, das heißt, was wir *tatsächlich* diskursiv produzieren, und der Legitimation des Sprachgebrauchs, das heißt, was wir *Sinnvolles* mit der Sprache tun können. Der tiefen Einheit von Wittgensteins ganzer Reflexion liegt diese Idee einer Legitimation des Sprachgebrauchs zugrunde. Da es hier nicht unser Zweck ist, diese Evolution von Wittgensteins Perspektive zu diskutieren, können wir sie kurz resümieren: in Wittgenstein I, im *Tractatus logico-philosophicus*, wird eine Funktion der Sprache *a priori* gesetzt und die Natur der Sprache wird nach dieser Funktion bestimmt. Im *Tractatus* ist das Maß des sinnvollen Gebrauchs der Sprache also gleichgesetzt mit der *theoretischen* Funktion des Intellekts, mit der Möglichkeit, die Welt wahr zu beschreiben: „der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit“ (*TLP*, § 4.01), und dieser Zweck soll den Sinn aller Sätze begründen: „Der Satz sagt nur insoweit etwas aus, als er ein Bild ist“ (*TLP*, § 4.03). Aber diese radikale theoretisch orientierte Konzipierung der Sprache enthält ein bloßes Missverständnis des Gegenstandes: Zu behaupten, dass ein Grüßen zum Beispiel ein sinnloser Satz wäre, weil dabei keine Wirklichkeit beschrieben bzw. abgebildet werde, ist selbst wissenschaftlich sinnlos, und Wittgenstein hat diesbezüglich seine „schweren Irrtümer“ zugegeben (*Philosophische Untersuchung*, Vorwort). In *Wittgenstein II* wird die natürliche Sprache bzw. Umgangssprache mehr nach ihrem inneren Wesen betrachtet, und es wird eine Theorie konstruiert, die diese Grenze der Sprache bestimmen soll, und zwar nicht dadurch, dass eine Funktion *a priori* fixiert wird, sondern dadurch, dass die *Bedingung der Möglichkeit* einer natürlichen Sprache überhaupt zu bestimmen sein muss. Diese Bedingung *allein* soll die Festlegung einer Grenze des sinnvollen Sprechens begründen. Wie lässt sich der Sprachbegriff so bestimmen? Weil das in den *PU* festgelegte Resultat einen Schwerpunkt unseres Forschungsprogramms bildet, ist es notwendig, die allgemeine Problematik zu erfassen und das allgemeine Prinzip ihres Aufbaus darzulegen.

Das Sprechen oder der Zeichengebrauch lässt sich unbekümmert so charakterisieren: Sprechen besteht darin, Wörter nach Regeln zu gebrauchen, um einen Zweck zu erreichen. Mit Wörtern kann man Befehle geben, grüßen, informieren, Gedichte oder Romane schreiben usw., man kann, um das Salz bitten‘ oder, die Quantenphysik interpretieren‘, und es gibt *a priori* keinen Grund dafür, irgendeinen solcher Zwecke infrage zu stellen. Wenn wir die Zwecke einer Sprache in zwei einfache Kategorien teilen (was nicht alle Kategorien der Sprache erschöpft), wie in die kommunikativen Zwecke und die theoretischen, und wenn wir es beweisen könnten, dass wir einen dieser Zwecke zurückweisen müssen, dann soll ein solches Resultat für ein Paradox – im grundsätzlichen Sinn des Wortes, dass etwas unerwartet, unglaublich ist – gehalten werden. Worin besteht Wittgensteins Waffe gegen eine solche Unbekümmertheit über das sinnvolle Gebrauchen der Umgangssprache? Es geht überhaupt darum, die Bedingung der Möglichkeit der Anwendung sprachlicher Regeln zu untersuchen. Was ist die Bedingung der Möglichkeit einer richtigen

Anwendung der Regeln der Sprache? Und ist diese Bedingung für jeden Zweck zu erfüllen? Um diese Fragen zu beantworten, formuliert Wittgenstein ein Paradox, das sogenannte *Paradox des Regelfolgens*, und die in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchung* vorgestellte Auflösung dieses Paradoxes lautet: Ein Gebrauch von Wörtern erfüllt die Bedingung der Möglichkeit eines Folgens semantischer Regeln nicht, insofern dieser einen *Abstand des Ich* zu den konventionellen Regeln der Sprache voraussetzen muss, oder: kein Zweck, der notwendig eine *Reflexion* über die Bedeutung eines Wortes und dessen richtigen Gebrauch voraussetzt, entspricht einem sinnvollen Sprachgebrauch. Die Bedingung einer Stabilisierung der Bedeutung in einer Sprache soll dementsprechend nicht auf einer Rechtfertigung, sondern auf eine *unreflektierte* oder *spontane* Übereinstimmung eines Subjekts mit einer Konvention zurückführen, eine Bedingung, die in dem Satz „ich folge einer Regel blind“ (*PU*, § 219) zusammengefasst ist, ein Prinzip, das in der Literatur als *dispositionale Theorie* der Bedeutung bezeichnet wird. Wittgenstein hat weiter dieses Übereinstimmungsprinzip als *Lebensform* generalisiert, d. h. die Festlegung einer zweiten Natur, die alle sprachlichen Phänomene regiert. Allgemein wäre jeder Gebrauch der Sprache, der eine explizite, durch das Subjekt rechtfertigte, Anwendung einer Regel oder eine *Deutung* unbedingt voraussetzt, ein sinnloser Gebrauch der Sprache. Anders gesagt: jede *private Konstruktion* eines Sinns in der Sprache wäre ein sinnloser Gebrauch *der* Sprache.

Der Zwang, den diese neue Fassung des Sprachbegriffs auf eine Disziplin wie die Philosophie ausübt, ist selbstverständlich beachtlich und besteht darin, alle Probleme der Philosophie in Probleme der Sprachphilosophie umzuwandeln, nicht aber mit dem Zweck, dieses Problem endlich zu lösen, sondern mit dem Zweck, diese Probleme als sinnlose Sprachgebräuche zu entlarven: „Die Ergebnis der Philosophie sind die Entdeckung irgend eines schlichten Unsinn und Beulen, die sich der Verstand beim Anrennen an die Grenze der Sprache geholt hat“, so Wittgenstein (*PU*, § 119). Historisch betrachtet ist dieses Resultat als ein Abschied von der in der alten griechischen Sprache sanktionierten Identität der natürlichen Sprache mit dem *Logos* auszulegen. Aber ein so starkes Revidieren der Grenze der Sprache lässt sich nicht ohne schwere Nebenschäden einschätzen: Wenn das Heilungsprinzip: „*Wir* führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück“ (*PU*, § 116) allgemein gelten soll, entspricht es zweifellos einer Rosskur nicht nur für die Metaphysik. Es ist leicht anzunehmen, dass keine theoretische Rede sich damit begnügen kann, einfach unüberlegt die Bedeutungen von Wörtern aus der Umgangssprache aufzunehmen. Oder der theoretische Sprachgebrauch müsste so radikal revidiert werden, dass diese Art von Sprachspielen und deren Funktionen nicht mehr mit der gewöhnlichen Konzipierung weiter zu vergleichen wären. Prinzipiell sind alle Wissenschaften, und mit noch größerer Sicherheit alle Geisteswissenschaften, betroffen. Daraus ergibt sich eine unerwartete Konsequenz, ein neues Paradox: der kommunikative Zweck, aber nicht der theoretische

und der kreative, entspricht einem *sinnvollen* Gebrauch der natürlichen Sprache. Dieser neue Sprachbegriff als Lebensform erklingt allerdings unvermeidlich zusammen mit Strömungen des Denkens, die, wie der Strukturalismus oder eher der Post-Strukturalismus, versuchen, den Rest einer Illusion der Metaphysik zu verjagen, und liefert einen festen argumentativen Boden, den weder Strukturalismus noch Post-Strukturalismus hervorgebracht haben. Die Tatsache, dass semantische Normen auf die Spontaneität einer Übereinstimmung des Subjekts mit der Konvention zurückführen, bestätigt nicht nur die Behauptungen vom Tod der Philosophie bzw. der Metaphysik, sondern auch vom Tod der Subjektivität (als Reflexivität).

In welchem Maß sind aber die Nebenschäden der Anwendung der von Wittgensteins festgelegte Grenze der Sprache anzunehmen? In welchem Maß lässt sich die Grenze der Sprache auf den Umfang einer Lebensform beschränken? Wenn Deutung und private Sinnkonstruktion einem sinnlosen Gebrauch der Sprache entsprechen, dann ist dies eine *Verstümmelung* der Sprache. Diese Erwähnung einer Verstümmelung macht den Bedarf aus, über die Grenze des Lebensformbegriffes hinauszuführen. Eine unmittelbare Erwiderung auf eine solche verhängnisvolle Ansicht der Sprache könnte lauten, dass die Idee einer Einheit des Sprachbegriffs, die die Lebensformtheorie voraussetzt, selbst ungültig ist, dass die Sprache sich als Erkenntnisgegenstand in unterschiedliche irreduzible Felder zerlegen lässt und dass es einen Zusammenhang von Bedingungen der Normativität für die Semantik wie für die Grammatik oder die Pragmatik einfach nicht gibt. Es gäbe Regeln für die Sprache ohne eine systematische Einheit dieser Regeln. Diese Ansicht entspricht mehr oder weniger der aktuellen Praxis der unterschiedlichen Sprachwissenschaften, die in verschiedene Felder getrennt sind, oder besser: die aktuelle Uneinigkeit der Regeln der Sprache erklärt, warum die Sprache kaum als Ganzes sprachwissenschaftlich erforscht ist. Diese Einheit wird, im besten Fall, nur als Forderung der Sprachphilosophie thematisiert, als eine Forderung, die in der Literatur unter dem Namen „Holismus“ zu finden ist. Aber auch dieser Holismus ist selbst bescheiden und begrenzt sich generell auf einen „semantischen Holismus“³, d. h., es ist in Wahrheit keine Festlegung eines Systems der Kategorien und Normen der Sprache. Sind Sprachregeln in einer Weise zu trennen, als ob es sich bei ihnen um Äpfel und Birnen handelt? Die Bemerkung: „Man kann die Regeln der Grammatik ‚willkürlich‘ nennen, wenn es damit gesagt sein soll, der Zweck der Grammatik sei nur der der Sprache“ (*PU*, § 497), signalisiert stark, dass Wittgenstein der Meinung war, dass die Sprache als ein einheitliches System zu betrachten ist. Dass allerdings die Grammatik unwahrscheinlich nur aus arbiträren Regeln besteht und so oder so auf logische oder allgemeine

³ „Dieser Holismus besagt, dass die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks in den Beziehungen besteht, die diesen Ausdruck mit vielen anderen Ausdrücken verbinden.“ Bertram, Georg W.: *Die Sprache und das Ganze, Entwurf einer Antireduktionistischen Sprachphilosophie*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist, 2006. S.22.

Kategorien zurückführbar ist, soll nicht vorschnell zu dem Schluss führen, dass die Idee einer Einheit des Prinzips eines *Blindfolgens* der Regeln ungültig wäre. Die Rekonstruktion des Lebensformbegriffs will, auch wenn sie nicht auf den Bereich des Sprachbegriffs, der die *Produktion* des Systems der Sprache anlegt (also die Grammatik und die Semiotik), zu erweitern ist, zeigen, dass diese von der Sprachphilosophie geforderte Einigkeit teilweise zu vollziehen ist, und es erscheint auch selbstverständlich, dass pragmatische Regeln auf eine semantische Normativität zurückzuführen sein sollen: semantische sinnlose Sätze können zwar grammatikalisch richtig sein, aber nicht pragmatisch. Aber gerade im Rahmen der Pragmatik ist der Bedarf, die Bedingung der Möglichkeit einer reflexiven, oder kreativen Deutung unserer Wörter – kurz: eines semantischen *Dissenses* – zu denken, am dringendsten. Wenn diese Einigkeit des Regelsystems den ganzen Bereich der Semantik und der Pragmatik abdeckt, dann ist auf eine Kritik der Lebensform nicht mehr zu verzichten.

Aber was heißt eine Kritik an der Lebensform hier? Falls das sogenannte Paradox des Regelfolgens kein Paralogismus ist (was wir beweisen werden), kann eine Kritik an der Lebensform auf keinen Fall als eine direkte *Widerlegung* der Auflösung des Paradoxes konzipiert werden. Eine bloße Negation der Bedingung der Normativität würde die Normativität der Semantik zunichtemachen, was das Paradox verbot. Es gibt hier zwei Einschränkungen: eine besteht darin, die Verallgemeinerung der Bedingung der semantischen Normativität zur Pragmatik zu gewährleisten, und die andere besteht darin, die Negation dieser Bedingung zu ermöglichen, ohne dass die Möglichkeit einer Normativität verloren ist, ohne dass diese Negation noch einen sinnlosen Gebrauch der Sprache verursacht. Es soll also diese Bedingung der Möglichkeit von Sprachnormen und zugleich die Negation dieser Bedingung gedacht werden. Das macht unsere Hauptaufgabe in Betracht des Sprachbegriffes aus: eine notwendige Negation, die keine Widerlegung ist, soll emporgehoben werden. Dadurch verändert sich aber die Natur der Problematik: es geht nicht *nur* darum, eine Auflösung eines Paradoxes zu finden, sondern darum, eine *Antinomie* zu behandeln. Antinomie und Paradox bedeuten, etymologisch betrachtet, das Gleiche, aber es soll ein Unterschied eingeführt werden zwischen einem Paradox und einer Antinomie: durch ein Paradox lässt sich aus einer Annahme gültig ableiten, dass etwas *ist* (oder nicht ist), was aber als ein unakzeptables Resultat erscheint; durch die Antinomie lässt sich gültig ableiten, dass eine Theorie und dass ihr Entgegengesetzte *wahr* sind, was gemäß der formellen Logik unakzeptabel ist⁴. Die Auflösung eines Paradoxes besteht also in der Zurückweisung der *theoretischen* Annahme, und das Paradox kann also auch als eine *Argumentation ad absurdum* betrachtet werden. Aber die Auflösung einer Antinomie (*Thesis cum Antithesis*) lässt sich nicht durch eine neue Bestimmung einer Theorie

⁴ Das Russellsche Paradox der naiven Mengenlehre ist demnach eine *Antinomie*.

auflösen, falls eine Theorie selbst als Resultat eines Paradoxes festgelegt wird. Eine Antinomie, die aus einem Paradox erarbeitet ist, dessen Auflösung nicht widerlegt werden kann, lässt demnach unvermeidlich die *Normen der Rationalität* scheitern, und genau darin besteht das Wesen des Skeptizismus bzw. einer skeptischen Herausforderung, um hier auf die Terminologie – aber nicht auf den Begriff – von Kripke zurückzugreifen. Anders gesagt, Wittgensteins Lebensformbegriff muss im Netz des Skeptizismus wieder aufgefangen werden, ohne dass das erste Resultat zunichtewird.

Worin besteht genau die Konstruktion der Antinomie aus diesem Paradox? Das Prinzip einer Antinomie besteht darin, eine Theorie und die Negation dieser Theorie zu beweisen. Wie kommt man zu diesem Resultat? Wenn eine Theorie das Ziel hat, eine Gesamtheit von Phänomenen zu erklären, dann sollen alle Unterkategorien des Phänomens der gleichen Theorie, die das gesamte Gebiet regiert, unterworfen werden. Falls aber ein Gegenbeispiel gefunden wird, soll es – nach den üblichen Normen der Rationalität – die Haupttheorie ungültig machen. Das Prinzip des Beweises lautet also, ein Gegenbeispiel einer festgelegten Theorie zu finden. Angewendet auf das Gebiet der philosophischen Sprachtheorie soll also bewiesen werden, dass A (A = das blinde Regelfolgen) die Bedingung der Möglichkeit einer semantischen und pragmatischen Normativität ist; und dieser Beweis entspricht dem Zurückgreifen auf das Paradox des Regelfolgens. Der zweite Moment des Beweises entspricht einer Analyse der Bedingung der Möglichkeit eines kreativen Sprachspieles, dessen Existenz nicht zurückgewiesen werden kann – die Lüge. Die Analyse der Lüge ist hier nicht als formelles Lügner-Paradox zu verstehen, sondern als Prüfstein für die Bedingung der Normativität im Rahmen der Lebensform. Diese Analyse soll zeigen, dass es die Negation der ersten festgelegten Theorie ist, die der Bedingung der Möglichkeit dieser Art von Sprachspielen entspricht. Wenn A die Bedingung der Möglichkeit der gesamten Sprachnormativität ist und zugleich nicht-A die Bedingung der Möglichkeit der Lüge (und von anderen kreativen Sprachspielen) ist, dann haben wir eine Antinomie von Theorien festgelegt. Die Analyse eines Sprachspiels wie die Lüge soll *auch* zeigen, dass die Möglichkeit eines expliziten Regelfolgens das Prinzip eines blinden Regelfolgens nicht auflöst, sondern es zusätzlich als Bedingung hat: Das kommt insbesondere vor, falls das Gegenbeispiel noch die allgemeine Theorie als notwendige Voraussetzung hat, also wenn *nicht-A* als Bedingung der Möglichkeit noch *A* hat. Das macht schon einen deutlichen Unterschied zu der kantischen Herstellung der Antinomie der reinen Vernunft, wo es keine notwendige Verknüpfung zwischen Theses und Antitheses gibt. Vergleichbar aber mit der kantischen Herstellung der Antinomie werden teilweise negative Beweisführungen (das Regress-Argument ist ein negativer Beweis) angewendet, aber diese Besonderheit soll nicht die antithetische Struktur des Resultats betreffen: Falls die Aussage „nicht-A und nicht-(nicht-A)“ festgelegt ist, ist nach dem formellen Gesetz mit der Festlegung der Aussage „A und nicht-A“ gleich gültig. Kurz:

Weder A allein noch die Negation von A allein kann wahr sein, sondern A und nicht-A ist als Ganzes wahr. Das heißt auch, dass die Bedingung der Möglichkeit der Lüge – und durch Verallgemeinerung aller kreativen Sprachspiele, wie Ironie, Metaphern, Witze, Literatur usw. – einen unvermeidlichen Widerspruch der Bedingungen der Normativität beschreibt. Wenn dieses Ziel, dem der erste Teil dieser Dissertation gewidmet ist, erreicht ist, dann haben wir Wittgensteins Paradox des Regelfolgens in ein vollständiges skeptisches Argument, als Antinomie der Normativität, umgewandelt.

Der erste Teil stellt eine vollständige bzw. radikale skeptische Herausforderung dar, der zweite Teil hingegen ist der methodologischen Folge dieser Herausforderung gewidmet. Wie lässt sich aber die Frage der Methodologie mit unserer Verschärfung einer skeptischen Herausforderung verknüpfen? Der Begriff „Methodologie“ im Rahmen der Philosophie verweist zuallererst auf Normen der Rationalität, die in der Philosophie angewendet werden, um zwischen wahren oder falschen Aussagen unterscheiden zu können: Wenn alle Aussagen wahr sein können, dann gibt es keine Normativität mehr. Um eine solche Gefahr zu verhindern, werden als Hauptnormen der Rationalität die sogenannten Gesetze des Denkens (d. h. die formellen Gesetze des Denkens) angenommen: Satz der Identität, der ausgeschlossene Widerspruch und der ausgeschlossene Dritte. Wenn unsere skeptische Herausforderung gelingt, eine Antinomie festzulegen, bedeutet es für die Sprachphilosophie, eine *methodologische Überwindung* zu übernehmen. Diese Überwindung der Rationalitätsnormen allein erlaubt die Auflösung des Paradoxes *und* die Auflösung der Antinomie. Eine andere Attitüde würde entweder die Bedingung der Möglichkeit semantischer Normen nicht erfüllen oder die Antinomie der Lebensform nicht auflösen. Zweck der Konstruktion einer Antinomie ist, zu zeigen, dass die formellen Denkgesetze unwirksam sind, wenn es darum geht, Kategorien der Sprachspiele zu erklären. Dadurch wird aber noch nicht die Dialektik selbst als Methodologie festgelegt. Es soll weiter bewiesen werden, dass nur das *Aufgeben* der formellen Gesetze die Auflösung der Antinomie ermöglicht. Das Aufgeben der formellen Gesetze an sich würde zu einer unbefriedigenden Methodologie führen (oder zwar zur Destruktion aller Methodologie), und die Dialektik, als Möglichkeit einer neuen Grundsetzung der Normativität für die Philosophie, soll in diesem zweiten Teil rechtfertigt werden. Die Widerlegung des Skeptizismus selbst als Lehre und der kantischen Auflösung der Antinomie gehört in diesen Teil. Die Dialektik zu rechtfertigen heißt demnach, eine gescheiterte Methodologie durch eine andere zu ersetzen, wobei aber die grundsätzliche Aufgabe einer Methodologie im Rahmen dieses neuen Paradigmas gehalten und aufgeklärt werden soll. Im Rahmen einer dialektischen Methodologie spielt die Negation eine notwendige positive Rolle bei der Konstruktion einer Theorie und bei der Ableitung von Kategorien, während sie gewöhnlich als Widerspruch und als Kriterium des Irrweges betrachtet wird. Die Dialektik als wirkliche Auflösung eines Skeptizismus beschränkt sich aber nicht auf eine Festlegung

der richtigen Methodologie: Der konkrete Gewinn dieser Methodologie ist es, einen Sprachbegriff überhaupt als System festzulegen zu können, weil dessen Aufbau auf die Negativität zurückführt, sich logisch und demnach *a priori* in Kategorien entfalten lässt. Nur im Rahmen einer Weiterentwicklung des Geistesbegriffes ist ein Sinn der Sprache denkbar.

Diese Dissertation lässt sich wie folgt einteilen:

- A. Vorbegriff des Systems der Sprache: Die Darstellung der dispositionalen Theorie als Auflösung eines Regress-Arguments (Paradox der Regelfolgen) und die Festlegung der Antinomie der Lebensform.
- B. Die Dialektik als Auflösung des Problems des Skeptizismus überhaupt.
- C. Das System der Sprache, erster Teil: Die *Lehre der Einbildungskraft*.

A. Wittgensteins Lebensformtheorie als Vorbegriff des Systems der Sprache

Der Zweck der Analyse der Lebensform ist die Konstruktion eines vollständigen skeptischen Argumentes, also die Konstruktion einer Antinomie, *Thesis cum Antithesis*, und sowohl Thesis als auch Antithesis, A und nicht-A, sollen als notwendig wahr festgelegt werden. Weil die Lebensform der *einseitigen Thesis* entspricht, ist sie der unfertige Begriff des Sprachsystems. Ein Sprachsystem hat die Auflösung dieser Antinomie als Voraussetzung, in diesem Teil wird aber nur die Antinomie aus dem Lebensformbegriff dargestellt.

1. Das Paradox des Regelfolgens

Wittgensteins Lebensformtheorie ist die erste Darstellung eines Sprachbegriffes als System, die aus der Auflösung eines skeptischen Arguments herausgearbeitet wurde, und das erste Teil unserer Dissertation soll die Festlegung der Lebensform durch die Rekonstruktion von Wittgensteins *Paradox des Regelfolgens* erreicht werden. Wittgenstein hat in seiner Schrift *Philosophische Untersuchungen* ein Paradox der Regel in Bezug auf den Wortgebrauch dargestellt, dessen Wichtigkeit zwar generell nicht übersehen wurde, aber dessen Bedeutung für die Sprachphilosophie und die Geisteswissenschaft im Allgemeinen noch verworren ist, und zwar nicht trotz, sondern wegen der Menge der diesem Paradox gewidmeten Sekundärliteratur. Insbesondere bedeutend ist das Zurückgreifen auf Wittgensteins Paradox des Regelfolgens bei Kripke (*Wittgenstein On Rules and Private Language*, 1982), der damit eine Reihe von Diskussionen über dieses Thema ausgelöst hat, sowie bei anderen Autoren (Vgl. B. Loar⁵ und R. G. Millikan⁶), die von einem „Kripke-Wittgenstein-Paradox“ sprechen und deren Interpretation des Paradoxes darin besteht, die Unmöglichkeit einer *Rechtfertigung* von Sprachnormen durch eine Introspektion zu gründen, was zugleich als Widerruf des Kognitivismus überhaupt gelten soll. Nach dieser Auslegung besteht die Auflösung des Paradoxes, die Ersetzung der falschen Theorie, die zum Paradox führt, durch die richtige Paradox-freie Theorie, in der Konventionalität der Semantik: richtig ist, was mit dem Gebrauch einer Sprachgemeinschaft übereinstimmt. Diese Vorgehensweise des Paradoxes lässt aber das Problem einer *Anwendung* semantischer Normen völlig außer Acht: die Betrachtung des subjektiven Geistes in den *PU* hingegen geht tiefer als Kripkes und versucht

⁵ Loar, Brian: The critical Review of Saul Kripke's *Wittgenstein on Rules and Private Language*, in *Noûs*, 19 (1985). S.280.

⁶ Millikan, Ruth Garrett: Truth Rules, Hoverflies, and the Kripke-Wittgenstein Paradox, in *Rule-Following and Meaning*, Edited by Miller and Wright, 2002.

vielmehr, die Bedingung der Möglichkeit eines *Folgens* institutioneller Sprachregeln, die sich dann zugleich im Reich der *Kognition* verwirklichen soll, festzulegen. Die Frage als Anfangspunkt dieses Paradoxes lautet: woher *weiß* man eine Sprachregel und wie *wendet* man sie richtig *an*? Was ist die Bedingung, um eine semantische Normativität anwenden zu können? Unsere Rekonstruktion von Wittgensteins Paradox des Regelfolgens will zuerst also beweisen, dass es als Widerlegung der *reflexiven* Kognition in Bezug auf die Performanz dieser semantischen Sprachnormen, d. h. als Widerlegung des Zurückführens der semantischen Normativität auf ein *explizites* Wissen, dienen und dementsprechend, dass die Auflösung dieses Paradoxes in der Festlegung einer semantischen Normativität, die allein in einer *Übereinstimmung von Dispositionen* besteht, liegt⁷.

Was bedeutet es aber, ein Paradox als wissenschaftliches Argument zu benutzen? in Paradox soll aufgelöst werden und die erste Art einer solchen Auflösung besteht darin, das Paradox als Paralogismus zu entlarven. Diese Art von Auflösung versucht, herauszufinden, dass die Schlussfolgerung eine ungültige verborgene These oder eine begriffliche Verwechslung enthält. Beruht Zenons Paradox z. B. auf der falschen Behauptung, dass eine unendliche Summe von unendlich kleinen Zeiträumen unendlich wäre? Eine solche mathematische Behauptung hat sich aber als falsch erwiesen: eine solche Summe kann endlich sein (Vgl. Quine: 1976)⁸. Oder berührt diese mathematische Auflösung selbst auf einer falschen Rekonstruktion des Paradoxes, das keine solche Behauptung über die unendliche Summe von unendlich kleiner Quantität voraussetzt? Ein Paradox lässt sich nicht durch das Resultat auszeichnen, sondern durch die Prämisse und wenn diese Prämisse selbst der Satz der Identität ist, dann ist das Zenons Paradox eine gültige Schlussfolgerung (Papa-Grimaldi: 1996): „If you accept the identity as the first and universal law of thought, you cannot explain or allow that thought could conceptualise movement.“⁹ Wenn das Zenons Paradox ein richtiges Argument ist, dann: entweder ist die Prämisse als wahr angenommen und das Paradox der Dichotomie Zenons ist als ein Versuch zu betrachten, die Unmöglichkeit der Bewegung festzusetzen – das Paradox ist in diesem Fall eine direkte Argumentation – oder dieser Schluss ist als Absurdität festzuhalten und dann gilt das Paradox als Widerlegung *der* Prämisse, die zu dieser Absurdität geführt hat¹⁰. Im zweiten Fall ist das Paradox eine indirekte Argumentation, eine Demonstration *ad absurdum*, die z.B. im Rahmen der

⁷ Dass der institutionelle Dispositionalismus die Auflösung des Paradoxes ist, entspricht dem Gebrauch dieses Paradox bei Sellars und Brandom. Vgl. Sellars: Some Reflexions on Language Games in *Philosophy of Science*, Vol. 21, 1954, S.204; Brandom: *Making it Explicit*, 1994, S.20.

⁸ Vgl. die Vorstellung des Zenons Paradoxes in Quine: *The Ways of Paradox and other Essays*, 1976, S.3-4.

⁹ Papa-Grimaldi, Alba (1996): Why Mathematical Solutions of Zeno's Paradoxes Miss the Point: Zeno's One and Many Relation and Parmenides' Prohibition, in: *The Review of Metaphysics*, 50, 299-314. S.307.

¹⁰ Hegel resümiert den Witz des Zenons Paradoxes so: „Daß es Bewegung gibt, daß diese Erscheinung ist, davon ist gar nicht die Rede; sinnliche Gewißheit hat die Bewegung, wie es Elefanten gibt. In diesem Sinne ist es dem Zenon gar nicht eingefallen, die Bewegung zu leugnen. Die Frage ist vielmehr nach ihrer Wahrheit; die Bewegung ist aber unwahr denn sie ist Widerspruch.“ Hegel: *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, erster Teil, S.304.

Mathematik oft gebraucht wird. Unsere Rekonstruktion von Wittgensteins Paradox will es zeigen, dass es eine gültige Demonstration *ad absurdum* durch ein Regress-Argument ist und dass die Auflösung des Paradoxes zur Feststellung einer richtigen Theorie der Sprache führt¹¹.

Es reicht dementsprechend nicht, nur eine allgemeine Definition der Dispositionalismus zu geben: Es könnte eine theoretische Entgegensetzung konstruiert werden, die nicht besteht, also eine falsche Dichotomie. Weil das Paradox nur eine Negative Argumentationsführung ist, soll das Prädikat des Dispositionalismus als die Negation einer Theorie bestimmt werden. Durch den Begriff einer „Übereinstimmung von Dispositionen“ werden, noch sehr grob gesprochen, die zwei Vorstellungen – Kognition und Institution – thematisiert und miteinander in Verbindung gebracht, die üblicherweise entweder als getrennt oder als entgegensetzte betrachtet werden. Der Kern unseres Angriffs auf Kripkes Konstruktion von Wittgensteins Argument besteht tatsächlich darin, dass er seine Auflösung als Resultat dieser Dichotomie zwischen Kognition und Institution versteht, eine Dichotomie die nur auf eine Vorstellung zurückführt und nicht auf einen Begriff. Diese Verbindung zwischen Kognition und Institution liegt nicht auf der Hand: der Begriff einer Kognition wird aufgefasst als ein subjektiver Vorgang bzw. eine subjektive Produktion, als ein privates Phänomen, das *außerdem* auf die Institution einen Einfluss ausüben kann. Die Gegenrichtung, die Bestimmung der Kognition durch ein institutionelles Produkt oder eine institutionelle Regel, ist kaum untersucht, oder die Betrachtung dieses Einflusses begrenzt sich auf besondere Gedanken oder Vorstellungen, wie z. B. auf die Behauptung, dass ein *internalisiertes* Vorurteil seinen Ursprung in einem bestimmten Zustand der Kultur hat. Wittgensteins Erfindung des semantischen Paradoxes in den *Philosophischen Untersuchungen* soll den genauen Zusammenhang zwischen der institutionellen Regel und der Kognition – insbesondere der Funktion des Bewusstseins – in Bezug auf die Semantik festlegen.

1.1. Festlegung der Problematik einer semantischen Regel

Der Begriff der Semantik verweist, allgemein betrachtet, auf eine Assoziation, da weder das Ding selbst noch das Zeichen als bloßes Dasein erfasst werden soll: die Semantik beruht immer auf einer Assoziation eines Zeichens mit einem Etwas, das nicht das Zeichen ist. Nun geht es darum, entweder dieses Etwas oder diese Assoziation zu bestimmen. Eine semantische Theorie vorzulegen, besteht oft darin, dieses Etwas richtig zu bestimmen: ist die Bedeutung eines Wortes ein äußerliches

¹¹ Es gibt in der Sekundärliteratur über Wittgensteins Paradox viele verwirrende Verwendungen des Wortes „Skeptizismus“, Kripke z. B. spricht von einer „sceptical solution“ versus eine „straight solution“: die Theorie der Normativität sei nur im Rahmen einer Institution zu begründen, *K*, S.66. Aber jene Theorie, das Zurückwerfen der Kognition als Begründung der semantischen Normativität, intendiert eine „straight solution“ des Paradoxes zu sein, und ist noch ein Versuch, dem Skeptizismus zu entkommen.

Ding – und in diesem Fall, die Bedeutung des Wortes „Apfel“ schmeckt wie ein Apfel – oder ist die Bedeutung ein Bild, eine Vorstellung oder einen Begriff? Aber dieser Bezug kann selbst direkt oder indirekt sein, zum Beispiel: das bloße Zeichen kann sich auf eine Vorstellung beziehen, die sich selbst auf ein weltliches Ding bezieht, was die Theorie eines „semantischen Dreiecks“ ausmacht¹². Eine Theorie, die sich aber nicht um den Gegenstand der Bedeutung, sondern um die Assoziation selbst kümmert, versucht die *Natur* dieser Assoziation zu bestimmen. Aber der Unterschied ist gering, weil man eine Assoziation unabhängig von der Natur beider Glieder dieser Assoziation nicht erfassen kann. Man kann also schon schließen, dass das semantische Paradox, wenn es zur Festlegung der richtigen Theorie über die Natur der Assoziation führt, zur richtigen Theorie der Semantik überhaupt führt. Was hat aber die Semantik mit der Problematik eines Regelfolgens überhaupt zu tun?

It would not be inappropriate to wonder at this point what all this has to do with the topic of *rule-following*? Where, precisely, is the connection between the concepts of meaning and content, on the one hand, and the concept of following a rule, on the other, forged? I shall argue that, in an important sense, the answer is 'nowhere', and hence that 'the rule-following considerations' is, strictly speaking, a misnomer for the discussion on offer.¹³

Weil dieses Paradox als ein Paradox des *Folgens einer Regel* festzulegen ist, eine Perspektive, die von den Anhängern des Anti-Psychologismus als irrelevant für die Semantik zurückgewiesen wird, ist es notwendig, nur mit einigen bekannten Annahmen über die Semantik zu beginnen und daraus die Tatsache eines Regelfolgens von semantischen Normen abzuleiten.

Alle besonderen Wissenschaften müssen mit einigen Voraussetzungen anfangen, und diese Voraussetzungen, die selbst der Anti-Psychologismus nicht ablehnen kann, sind nichts anderes als zwei Hauptprädikate von Saussures Semiotik, die im *Cours de Linguistique* festgelegt werden: *Arbitrarität* und *Konventionalität*¹⁴. Der bei Saussure behandelte dritte Aspekt der Bedeutung, die *Assoziation*, d. h. hier spezifischer die Natur der *kognitiven Assoziation*, ist natürlich nicht als Annahme zu betrachten, da es genau dieser Aspekt ist, den die Vertreter des Anti-Psychologismus zurückweisen.

a) Prinzip einer *Arbitrarität*. Der grundlegende Aspekt des Zeichens beinhaltet keinerlei Schwierigkeit und entspricht dem Prinzip einer Arbitrarität der Verknüpfung dessen, was Saussure mit *signifiant* (Zeichenausdruck, Lautbild) und *signifié* (Zeicheninhalt) bezeichnet hat¹⁵: dass „Tisch“ (Lautbild) auf Deutsch *Tisch* (*signifié*) bedeutet, ist arbiträr, im Sinn, dass dieser

¹² Cf. Lyons, J.: *Semantics*, 1977, S.96

¹³ Boghossian, Paul A.: *The Rule-Following Considerations*, in *Rule-Following and Meaning*, 2002, S. 151.

¹⁴ Saussure unterscheidet allerdings 4 Prädikaten des Zeichens: 1., „L'arbitraire du signe“ (die Arbitrarität des Zeichens); 2., „Le caractère linéaire du signifiant“ (Der lineare Charakter des Signifikanten“; 3., „L'immutabilité“ (das heißt: die Konventionalität); 4. „La mutabilité“ (die Veränderlichkeit). Saussure, F.: *Troisième Cours de Linguistique Générale*, 1910-1911, Cahier VII, 2 Mai 1911.

¹⁵ Saussure, *ibid.*

Verbindung keine natürliche Norm bzw. kein Gesetz zugrunde liegt. Der Rekurs auf das Sprachspiel ist für die Nachprüfung des Verständnisses eines Wortes praktisch notwendig: wenn man um „5 Äpfel“ bittet und der Verkäufer mit 5 *Birnen* zurückkommt, weist dies auf einen klaren Dissens zwischen dem Befehlsgeber und dem Verkäufer hin: der Befehlsgeber und der Verkäufer teilen nicht dieselbe semantische Kenntnis in Bezug auf das Wort „Apfel“ (der Ausdruck „semantische Kenntnis“ verweist noch nicht auf einen strengen Begriff, dadurch wird nicht auf eine *Art* von Kenntnis hingewiesen).

b) Prinzip einer semiotischen *Normativität*. Wenn das Zeichen arbiträr ist, heißt dies nicht, dass der Zeichenverkehr nicht normativ ist. „Il faut revenir sur le mot d'*arbitraire*. Il n'est pas arbitraire au sens de dépendant du libre choix de l'individu. Il est arbitraire par rapport au concept, comme n'ayant rien en lui qui le lie particulièrement à ce concept.”¹⁶ Das Prinzip der *Normativität* lässt sich so erklären: das Verhältnis zwischen *signifié* und *signifiant* ist arbiträr *an sich*, aber es gibt, *für ein Individuum*, ein richtiges und unrichtiges Verständnis des Zeichens, was sich durch einen richtigen oder unrichtigen Gebrauch des Zeichens oder richtiges/ unrichtiges Reagieren auf ein gebrauchtes Zeichen nachprüfen lässt. Auf Deutsch entspricht der Befehl „gib mir 5 Äpfel“ einer richtigen Folge: APFEL bringen und nicht BIRNE („Apfel“ und „Birne“ sprechen sich unterschiedlich aus, APFEL und BIRNE schmecken unterschiedlich). Normativität und Konventionalität sind bei Saussure als ein und derselbe Begriff zu verstehen – die für einen Zeichengebrauch definierte Norm verweist hauptsächlich auf einen kommunikativen Zeichenverkehr und die Bedingung eines erfolgreichen Verkehrs, d. h., das Wort ist als zweckmäßiges Instrument zu betrachten. Die arbiträre Assoziation ist also eine *Regel* geworden.

c) *Prinzip eines Regelfolgens*. Der Arbitraritätsbegriff lässt sich in Bezug auf eine fertige natürliche Norm (ein Gesetz der Natur) abgrenzen und der Normativitätsbegriff in Bezug auf nicht-natürliche Norm: auf die Konvention. Die beiden Modalitäten der semantischen Assoziation, Arbitrarität und Normativität, widersprechen sich, aber dieser Negation liegt keine Inkonsistenz zugrunde: die semiotische Assoziation ist also *an sich* arbiträr, aber *für den Sprecher* normativ. Daraus folgt, dass die Bedingung der Möglichkeit einer semantischen Normativität als *Lernen und Folgen* einer Regel verstanden werden muss.

1.2. Abgrenzung von zwei Arten von Regelwissen: explizites Regelfolgen und Disposition

a) Die erste Hypothese: *das explizite Regelfolgen*.

¹⁶ Saussure, *Ibid.* “There is more to be said about this word arbitrary. It is not arbitrary in the sense of depending on the free choice of the individual. It is arbitrary with respect to the concept, having nothing in itself which links it particularly to that concept.” Übersetzung von Roy Harris.

Die Idee eines Folgens einer Norm kann in zwei Kategorien getrennt werden: entweder wirkt diese Norm spontan, wie die Gesetze der Natur, oder sie wirft das Folgen einer Norm auf einen Willensakt zurück, deren Charakteristik noch zu präzisieren ist. Aber wenn man behauptet, dass semantische Normen spontan wirken, dass sie als Naturgesetze wirken, dann scheint das Prinzip einer Normativität dem Prinzip einer Arbitrarität noch zu widersprechen. Es ist also dem Denken mehr natürlich, zu glauben, dass einer Norm mit Absicht oder explizit gefolgt wird. Das entspricht tatsächlich unserer Erfahrung, z. B. wenn wir eine Regel des Schachspiels lernen. Eine explizite Lernbarkeit oder Anwendbarkeit von Regeln lässt sich so erklären: ich wende eine Regel, wie eine Schachregel oder eine mathematische Regel, richtig an, weil ich sie *verstanden* habe, d. h., ich habe eine bewusste Kenntnis der durch die Regel definierten *allgemeinen Bedingungen* und kann kraft dieser bewussten Kenntnis die Regel auf diesen oder jeden *Einzelfall* anwenden. Was für die Spielzüge im Schach gilt, d. h., dass man kann richtige Assoziationen bzw. Kombinationen von unrichtigen unterscheiden kann, soll auch für die Assoziation, die die Bedeutung eines Wortes ausmacht, gelten. Wie lässt sich die Alternative festlegen?

b) *Die dispositionale Theorie der Bedeutung.*


Die Grundidee der dispositionalen Semantik ist, dass das Kennen der Bedeutung eines Wortes bzw. die richtige Durchführung der semantischen Assoziation, nicht in einer Überlegung besteht, sondern in einem fertigen Finden, und genau wie man, ohne zu überlegen, weiß, wenn man einen *Würfel* sieht, dass es ein WÜRFEL ist (und kein PRISMA), weiß man bei Aktualisierung des Wortes „Würfel“ (beim Lesen oder Hören), dass es WÜRFEL bedeutet. Wittgenstein fasst dieses Verständnis der Bedeutung so zusammen: „wir erfassen sie mit einem Schlage“ (*PU*, § 138). Der zweite Teil der Assoziation kann ein Bild sein, aber dieses Bild-zu-finden führt selbst auf eine Disposition zurück und die Assoziation „Würfel“ mit dem Bild WÜRFEL ist als eine Disposition zu betrachten. Der Begriff eines Dispositionalismus heißt also, dass semantische Regeln zwar arbiträre Regeln sind, die aber *wie ein Gesetz der Natur* wirken. Da niemand mit einer semantischen Disposition „Würfel“–WÜRFEL geboren ist, ist hinzuzufügen, dass eine Disposition entstehen und auch vergehen kann, denn man kann eine Sprache auch verlernen. Übersetzt in die Terminologie der kognitiven Wissenschaft entspricht der Begriff der semantischen Disposition also einem Beispiel von „semantischem Gedächtnis“ und unterscheidet sich von einem „episodischen Gedächtnis“, der Modalität der Erinnerung an ein einziges Ereignis. Diese Unterordnung des Zeichengedächtnisses ist mit der Symptomatik der Gedächtnisstörung konsistent: eine Störung des episodischen Gedächtnisses, wie die retrograde Amnesie, entspricht einer Beschädigung der Erinnerung an einzelne Ereignisse, Personen, aber verursacht gewöhnlich keine Störung in der Beherrschung einer

Sprache¹⁷. Das „prozedurale Gedächtnis“ oder „Know-how“ sind mit dem „semantischen Gedächtnis“ gleichbedeutend und lassen sich nicht auf ein Gedächtnis in Bezug auf eine motorische Aufgabe reduzieren. Es herrscht viel Verwirrung im Rahmen der Gedächtnis-Kategorisierung, da das „prozedurale Gedächtnis“ auch oft als „nicht deklarativ“ gekennzeichnet wird¹⁸. Die Art und Weise, wie eine Disposition *erwirbt* wird, macht vielleicht ein besseres Kriterium für die Gedächtnis-Kategorisierung aus¹⁹. Der Dispositionalismus ist aber insgesamt die entgegengesetzte Konzipierung der oben betrachteten expliziten Regelanwendung, was aber mehr inhaltlich bestimmt werden soll.

c) Die logische und funktionale Abgrenzung beider Begriffe.

Der dem Dispositionalismus entgegengesetzte Begriff, das *explizite* Regelfolgen, soll in Bezug auf die Rolle des Bewusstseins charakterisiert werden, da „explizit“ bedeutet, was im Licht des Bewusstseins vorkommt. Der Rekurs auf den Bewusstseinsbegriff kann tatsächlich sehr verwirrend sein und die kognitive Spontaneität sowie die Entscheidung können beide als bewusster Vorgang betrachtet werden, da das Bewusstsein beide kognitiven Taten *begleitet*. Es kann auch behauptet werden, dass ein explizites Regelfolgen als Entscheidung außerdem auf eine Illusion des freien Willens zurückführt, und dementsprechend, dass ein solcher Unterschied, Disposition vs. explizites Regelfolgen, selbst dieser metaphysischen Illusion ihre Relevanz verdankt. Um die Funktion des Bewusstseins im Rahmen einer Disposition und eines expliziten Regelfolgens aufzuklären, analysiert Wittgenstein den Unterschied zwischen den beiden kognitiven Vorgängen anhand des Beispiels des Lesens eines bekannten Buchstabens und eines ungewöhnlichen Buchstabens:

Worin besteht also das Charakteristische am Erlebnis des Lesens? – Da möchte ich sagen: ‚Die Worte, die ich ausspreche, *kommen* in besonderer Weise‘. Nämlich sie kommen nicht so, wie sie kämen, wenn ich sie z. B. ersänne – sie kommen von selbst“ (PU, § 165).

Nun schau das Zeichen  und lass dir dabei einen Laut einfallen; sprich ihn aus. Mir fiel der Laut 'U' ein; aber ich könnte nicht sagen, es war ein wesentlicher Unterschied in der Art und Weise,

¹⁷ Auch Patienten mit Gehirnschädigung bei Geburt (Hypoxie) und Amnesie für episodische Ereignisse können Sprache lernen: „The surprising aspect of these patients is that even though they had no episodic memory, they all developed normal language and social skills.“ Rudy, Jerry: *The Neurobiology of Learning and Memory*, 2013, S. 329-330. Diese Abgrenzung des episodischen Gedächtnisses vom semantischen ist in klinischen Diagnosen der Amnesie wesentlich: Der Patient Henry Molaison (H. M.) mit retrograder und anterograder Amnesie exemplifiziert diesen Punkt, „(...) the extent of H.M.'s retrograde amnesia was previously underestimated because the early evaluators did not fully appreciate how autobiographical episodic memories differ from semantic memories and thus did not pursue the magnitude of H.M.'s episodic memory impairment“ (Rudy, *ibid.* S. 338-339).

¹⁸ Das „deklarative Gedächtnis“ macht üblicherweise eine alleinige Kategorie aus, die die beiden Unterkategorien „episodisches“ und „semantisches“ Gedächtnis einschließt und dementsprechend von der gleichen Gehirn-Architektur (*medial temporal hippocampal*) übernommen werden soll. Eine Kritik dieser Ansicht findet sich in Rudy, *ibid.*, S. 328-329.

¹⁹ Wenn die Art des Erwerbs das Kriterium ist, dann lässt sich das Gedächtnis in zwei Kategorien abgrenzen: es gibt also die Art des Erwerbs von Dispositionen, die auf eine Gewohnheit (bzw. Wiederholung) zurückführt (=semantisches Gedächtnis, Know-how) und die Art des Erwerbs, die auf ein Unikat (einzelne Erfahrung) zurückführen (= episodische Erinnerung). Gedächtnisstörungen sind in beiden Fällen grundsätzlich zu unterscheiden. Vgl. Rudy, *ibid.* S.336-338.

wie dieser Laut *kam*. Der Unterschied lag in der etwas anderen Situation: ich sollte mir einen Laut einfallen lassen; es war eine gewisse Spannung da, ehe der Laut kam. Und ich sprach nicht automatisch den laut 'U', wie beim Anblick des Buchstabens U. Auch war mir jenes Zeichen nicht *vertraut*, wie die Buchstaben. Ich sah es gleichsam gespannt, mit einem gewissen Interesse für seine Form an; ich dachte dabei an ein umgekehrtes Sigma. – Stell dir vor, du müsstest nun dieses Zeichen regelmäßig als Buchstaben benützen; du gewöhnst dich also daran, bei seinem Anblick einen bestimmten Laut auszusprechen, etwa den Laut 'sch'. Können wir mehr sagen, als dass nach einiger Zeit dieser Laut automatisch kommt, wenn wir das Zeichen ansehen? D. h.: ich frage mich bei diesem Anblick nicht mehr, was ist das für ein Buchstabe? – auch sage ich mir natürlich nicht, ich will bei diesem Zeichen den Laut 'sch' aussprechen – noch auch, dieses Zeichen erinnert mich irgendwie an den Laut 'sch'.“ (PU, § 166)

Aus diesem unorthodoxen phänomenologischen Experiment lässt sich zuerst der Begriff einer Entscheidung so definieren: eine Entscheidung ist eine kognitive Handlung, die einen Grund hat, der *zum Bewusstsein* kommen *muss*. Der Begriff einer Regelanwendung besteht allgemein darin, dass eine allgemeine Bedingung eine Einzelheit bestimmt, und der Begriff einer Entscheidung setzt also voraus, dass diese beiden Momente, die Allgemeinheit und die Einzelheit, *für* das Bewusstsein getrennt sind und nur *durch* das Bewusstsein verbunden sind: eine Entscheidung ist vom Bewusstsein *geleitet*. Der Vorgang zur Bestimmung einer Handlung durch eine Disposition ist hingegen *unbewusst* in dem Sinn, dass dieses Zum-Bewusstsein-Kommen für die allgemeine Bedingung und den richtigen Output nicht notwendig ist: eine Disposition besteht in einer spontanen und richtigen Verknüpfung zwischen einer Allgemeinheit und der Einzelheit. Also geht es darum, ein *nicht-bewusstes* Urteilen von einem *bewussten* Urteilen zu unterscheiden. Bewusster und unbewusster Vorgang lassen sich dementsprechend praktisch trennen:

Das Wort ‚lesen‘ wird *anders* angewandt, wenn wir vom Anfänger, und wenn wir vom geübten Leser sprechen. Wir möchten nun freilich sagen: Was im geübten Leser und was im Anfänger vor sich geht, wenn sie das Wort aussprechen, *kann* nicht das Gleiche sein. Und wenn kein Unterschied in dem wäre, was ihnen gerade bewusst ist, so im unbewussten Arbeiten ihres Geistes; oder auch im Gehirn. – Wir möchten also sagen: Hier sind jedenfalls zwei verschiedene Mechanismen! (PU, § 156)

Im Fall eines Anfängers ist die Bedingung, eine Regel richtig anzuwenden, die Aufmerksamkeit auf die Regel, eine Bedingung, die für den geübten Leser nicht erforderlich ist. Dann scheint es, dass ein „explizites Regelfolgen“ die Modalität des Anfängers ist und die dispositionale Kognition die Modalität einer anvertrauten Handlung. Anfänger machen zum Beispiel viel mehr Fehler (auch wenn die Anfänger alle Regeln kennen) als die Geübten²⁰: wie lässt sich das Scheitern an einer Aufgabe erklären? Ein Anfänger in einer Praxis, z. B. beim Lesen, Autofahren, Radfahren usw., soll *von Stufe um Stufe* die Regeln bewusst anwenden – und das hohe Maß an Fehlern lässt sich dadurch erklären, dass die Aufmerksamkeit, das auf einen bestimmten Zweck gerichtete Bewusstsein, überfordert ist. Wenn der Zweck und das Mittel nicht bewusst sind, können sie als Bedingung und Antwort durch die Regel nicht assoziiert werden, und die Bedingungen der normativen Handlung

²⁰ Vgl. Puhl, Klaus: Regelfolgen, in: *Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen*, 1998, S.131.

sind nicht erfüllt, und die Handlung scheitert, eine richtige zu sein. Der geübte Leser hingegen verlässt sich auf Dispositionen und das heißt, dass die Assoziation eines richtigen Mittels zu einem bestimmten Zweck als eine *vor-bestimmte Lösung* fixiert ist und fertig zum Einsatz gebracht werden kann. Auch wenn Disposition und Wille zwei entgegengesetzte Begriffe sind, sind sie dennoch keine ausgegrenzten Funktionen der Kognition (Vermögen), sondern *komplementäre*: der Automatismus der Dispositionen befreit den Willen, das heißt, der geübte Fahrer kümmert sich beim Fahren nicht mehr um Kleinigkeiten, sondern kann sich auf das fokussieren, was neu ist. Der Anfänger wendet also zuerst die Regel explizit an und nach und nach gewinnt er an Automatismus und sein Bewusstsein, als Leitungsprinzip, kann sich befreien.

Wir haben zwei klare kognitive Vorgänge eines Regelfolgens in Bezug auf die Rolle des Bewusstseins abgegrenzt: eine vorbestimmte Lösung die das Mittel mit einem Zweck spontan richtig übereinstimmen lässt (keine Leitung des Bewusstseins), und eine explizite Leitung, die die Bedingung einer richtigen Anwendung einer Regel ist. Wenn diese zwei Mechanismen komplementär sind, was soll dann das semantische Paradox beweisen? Der Rekurs auf das Paradox des Regelfolgens soll festlegen, dass ein explizites Lernen und eine explizite Anwendung von semantischen Normen eine Unmöglichkeit ist²¹. Grob gesagt: man lernt die Bedeutung eines Wortes *nicht* so, wie man das Autofahren lernt. Beide Handlungen führen zwar auf ein prozedurales Gedächtnis zurück, aber das Autofahren, die Bedingung des Fahrens, wird zuerst *explizit* erklärt, was das Beherrschen einer Sprache voraussetzt. Das Lernen einer primären Sprache kann natürlich nicht auf einer solchen Voraussetzung beruhen, da jede Erklärung über die Bedeutung eines Wortes die Beherrschung einer ersten Sprache voraussetzt. Der Rekurs auf die Paradoxe intendiert nur, diese Intuition auf der Problematik der *Regelfolgen* anzuwenden.

1.3. Das Paradox des semantischen Regelfolgens

a) Festlegung einer Bedingung der Möglichkeit der semantischen Normen.

Wir haben die zwei entgegengesetzte Thesen über die Funktion des Bewusstseins im Rahmen eines Regelfolgens abgegrenzt. Der entscheidende Punkt besteht hier darin, dass eine dieser Thesen, die positive These, also das „reflexive Regelfolgen“, das Wissen als Verständnis, zu einer unhaltbaren Konklusion, zur Unmöglichkeit aller Sprachnormen und dementsprechend zur Unmöglichkeit artikulierter Sprache führt. Wie lässt sich die notwendige Bedingung, die eine

²¹ Nach Brandom, beweist das Paradox, dass impliziten Normen die notwendigen Voraussetzungen von expliziten Normen sind: „In the best-known portion of his discussion on rule-following in the *Philosophical Investigation*, Wittgenstein argues that proprieties of performance that are governed by explicit rules do not form an autonomous stratum of normative statuses, one that could exist though no other did. Rather, proprieties by explicit in the form of rules presuppose norms implicit in practices.“ Brandom, R.: *Making it Explicit*, 1994, S.20. Aber es geht um *semantische Normen* überhaupt. Nicht alle implizite Normen sind semantisch.

Sprache möglich macht, bestimmen? Diese Bedingung soll keine Tautologie wie „die Bedingung einer semantischen Normativität ist, dass Zeichen Bedeutung haben, oder ist, dass ich das Zeichen verstehen kann“ sein. Das erklärt das semantische Phänomen gar nicht und beide Thesen könnten solche Konklusionen für sich beanspruchen. Die Bedingung der Möglichkeit einer Sprache soll zugleich unwiderlegbar sein und von einer These nicht zu erfüllen sein. Um diese Bedingung herauszufinden, sind zuerst die beiden Hypothesen des Regelfolgens konkret anzuwenden, was Wittgenstein mit seiner Analyse des „Würfels“ (*PU*, § 138-142) tut.

Das unmittelbare Verständnis des Wortes „Würfel“ nach der „dispositionalen Theorie“ kann einer Wort-Bild-Assoziation entsprechen – das Bild ist als eine innerliche Schematisierung eines *Würfels* aufzufassen. Diese Assoziation lässt sich unabhängig von allem Gebrauch erfassen, da es nach dieser Theorie diese Assoziation ist, die das Maß des richtigen Gebrauchs ausmacht. Diese Assoziation als Maß zu verstehen beinhaltet keinerlei Schwierigkeit: „- Wenn mir dieses Bild vorschwebt und ich zeige z. B. auf ein dreieckiges Prisma und sage, dies sei ein Würfel, so passt diese Verwendung nicht zum Bild“ (*PU*, § 139) und die Anwendung des Wortes „Würfel“ auf ein *Prisma* erweist sich als falsch. Diese Erklärung der semantischen Normativität als vorbestimmte Disposition lässt sich aber wie folgt kritisieren: wenn es möglich wäre, eine Verwendung des Wortes „Würfel“ zu finden, die dem vorbestimmten Verständnis des Wortes widerspricht, dann liegt die Disposition einer semantischen Normativität nicht zugrunde. Nun fügt Wittgenstein bzw. der Gegner hinzu, dass eine andere Verwendung des Wortes „Würfel“, ein *dreieckiges Prisma*, gerechtfertigt werden kann: „Ich habe das Beispiel absichtlich gewählt, dass es ganz leicht ist, sich eine Projektionsmethode vorzustellen, nach welcher das Bild nun doch passt. Ein Bild des Würfels *legte* uns allerdings eine gewisse Verwendung *nahe* aber ich konnte es auch anders verwenden“ (*PU*, § 139). Die Vermittlung durch die Bild-Assoziation scheitert, ein Maß der Anwendung einer semantischen Norm zu sein, da die Antwort PRISMA zu dieser vorbestimmten Assoziation nicht passt. Viele Autoren wie Kripke (*K*, S.42-43), McGinn²², Williams²³, haben dieses Argument hier aufgegeben und dann behauptet, dass entweder Wittgenstein eine „Gebrauchstheorie“ vertritt oder die These einer Bedeutung als „Bild“ widerlegt: Vgl. Baker/Haker²⁴. Es ist eine verbreitete und verwirrende Konzipierung, dass Wittgenstein seinerseits eine „Gebrauchstheorie“ der Semantik verteidigt habe²⁵: dass die Bedeutung des Instruments auf den *Zweck* des Gebrauches des Instruments zurückführt. Nach dieser Ansicht bedeutet ein Wort an

²² McGinn, Colin: *Wittgenstein on Meaning*, 1991, S. 1-7.

²³ Williams, Meredith: *Wittgenstein, Mind and Meaning: Towards a social conception of Mind*, 1999, S.43.

²⁴ Das Resultat der Erläuterung von Baker und Haker ist aber nicht deutlich: „In PI, W.'s adversary conceives of grasping a meaning as having a picture which includes its lines of projection, to which the response is that such a picture could still be misapplied.“ G.P.Baker and P.M.S.Haker: *An Analytical Commentary on Wittgenstein's Philosophical Investigation*, Oxford, 1980, S.264.

²⁵ Zur Kritik dieser angeblichen Gebrauchstheorie, Vgl. Savigny, Eike von: *Sprachspiel und Lebensform*, in: *Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen*, 1998, S.8.

sich nichts und kann nur im Rahmen eines Satzes, eines Gebrauches, seinen Sinn bekommen. Eine solche Hypothese ist aber unmittelbar durch unsere Erfahrung widerlegt: denn wir können die Bedeutung eines Wortes unabhängig von seinem Gebrauch verstehen. Wittgensteins Dispositionalismus lässt sich nicht mit einer solchen Gebrauchstheorie gleichsetzen: das ist ein Missverständnis seiner instrumentalen Beschreibung der Sprache. Wenn die Bestimmung des Sinns des Instruments durch seine Anpassung zu einem Zweck erschöpft wird und nicht für sich selbst betrachtet und verstanden wird, dann verliert man dabei jede Möglichkeit einer Bestimmung des Instruments durch diese Anpassung: „Freilich, wenn die Bedeutung der *Gebrauch* ist, den wir vom Worte machen, dann hat es kein Sinn von einem Passen zu reden“ (PU, § 138). Allgemein betrachtet zäumt die Gebrauchstheorie die Problematik der Semantik verkehrt herum auf: der richtige Gebrauch soll die richtige Assoziation, das richtige Verständnis der Regel, voraussetzen und nicht das Gegenteil. Der Gebrauch zeigt nur, dass man etwas richtig bzw. unrichtig verstanden hat, aber dieser Gebrauch, das Prüfmittel, ist mit diesem Verständnis selbst nicht gleich. Die Semantik kann nicht auf die Pragmatik reduziert werden, sie würde alle Erklärungskraft verlieren.

Die beiden kognitiven Leistungen, der unmittelbare Zwang des Bildes eines *Würfels* bei Anwendung des Wortes „Würfel“ und die Vermittlung durch die Projektionsmethode, beschreiben zwei phänomenologische Kriterien der Normativität: das eine Kriterium ist ein innerlicher und spontaner Zwang und das andere ist nur kraft eines logischen Verhältnisses anwendbar: die Prisma-Verwendung des Wortes „Würfel“ verletzt das erste Kriterium, aber nicht das zweite. Warum ist dies allerdings kein Argument gegen den Dispositionalismus? Es wäre nur ein Argument, falls die Prisma-Verwendung als Bedeutung für das Wort „Würfel“ *akzeptiert* wird, aber genau diese Möglichkeit weist Wittgenstein mit Recht zurück: „Und das Wesentliche ist nun, dass wir sehen, dass uns das Gleiche beim Hören des Wortes vorschweben, und seine Anwendung doch etwas eine andere sein kann. Und hat es dann beide Mal die *gleiche* Bedeutung? Ich glaube, das werden wir verneinen“ (PU, § 140). Und dieser Schluss würde auch den guten Menschenverstand verletzen: Denn die Bedeutung des Wortes „Würfel“ entspricht nicht der Bedeutung von *Prisma*. Warum soll die Art von Prisma-Antworten nicht als richtiges Regelfolgen akzeptiert werden? Wittgenstein unterscheidet beide Arten der Anwendung weiter: „Es gibt hier einen *normalen* Fall und abnormalen Fälle“ (PU, §141): „Nur in normalen Fällen ist der Gebrauch der Worte uns klar vorgezeichnet; wir wissen, haben keinen Zweifel, was wir in diesem oder jenem Fall zu sagen haben. Je abnormaler der Fall, desto zweifelhafter wird es, was wir nun hier sagen sollen“ (PU, § 142). Dies entspricht der *qualitativen* Modalität einer kognitiven Disposition: die Spontaneität der Anwendung des Kriteriums bedeutet ein erzwungenes Urteil, das also als Maß der Richtigkeit sich ohne unser Zutun durchsetzt. Dieses erzwungene Urteil schließt aber nicht andere Möglichkeiten aus: diese können aber nur als ein Unterschied mit einer schon fertigen Antwort verstanden werden. Die Antwort

WÜRFEL und PRISMA sind also nicht gleich: die zweite lässt sich als Unterschied der schon aktualisierten ersten Antwort differenzieren, das Gegenteil ist aber nicht wahr. Die Antwort WÜRFEL hat also eine imperative Priorität. Aus dieser *qualitativen* Bestimmung folgt nun: Wenn der „abnormale Fall“ *statistisch quantitativ* vergleichbar mit dem normalen Fall ist, dann geht die Möglichkeit selbst, dass es eine Bedeutung von Zeichen gibt, verloren:

Und verhielten sich die Dinge ganz anders, als sie sich tatsächlich verhalten – gäbe es z. B. keinen charakteristischen Ausdruck des Schmerzes, der Furcht, der Freude; würde, was Regel ist, Ausnahme und was Ausnahme, zur Regel; oder würden beide zu Erscheinungen von ungefähr gleicher Häufigkeit – so verloren unsere normalen Sprachspiele damit ihren Witz. (PU, § 142)

Wenn jedoch der logische Zwang als Kriterium, das die Anwendung des Wortes „Würfel“ auf ein *Prisma* nicht ausschließt, angenommen würde, dann besteht die Gefahr, dass der Gebrauch des Zeichens insgesamt *unregelmäßig* wird, und wenn der Gebrauch von Wörtern seine Stabilität verliert, dann wird die Möglichkeit einer Semantik selbst zerstört. Hier wird die absolute Bedingung der ganzen Semantik und Sprache mobilisiert: Die *Regelmäßigkeit des Zeichen-Vorkommnisses*, die notwendige Stabilität des Vorkommnisses und der Anwendung von Zeichen. Ein Zeichenverkehr ohne Regelmäßigkeit, der also ganz zufällig ist, stellt keine Sprache dar (und es darf in diesem Fall auch nicht von Zeichen gesprochen werden). Dass die Regelmäßigkeit die Bedingung der Existenz einer Normativität ist, ist keine Tautologie, insofern eine Norm auch auf ein Grundprinzip zurückgeführt werden kann: Moralische Normen oder mathematische Wahrheiten sind zum Beispiel durch Prinzipien, nicht Regelmäßigkeit, bedingt. Und diese Bedingung soll eine Garantie im Prinzip eines psychologischen Zwangs finden, was die unmittelbare Rechtfertigung des Dispositionalismus ausmacht. Die *unwiderlegbare* Bedingung der Möglichkeit einer natürlichen Sprache liegt in der Regelmäßigkeit des Zeichenfalls, und es bleibt nur, zu beweisen, dass das Prinzip einer expliziten Kenntnis der Bedeutung eine Regelmäßigkeit der Anwendung des Zeichens nicht garantieren kann

b) Die zwei Arten eines Paradoxes

Wenn die Normativität in einer expliziten Anwendung einer Regel besteht, heißt dies, dass eine Regel als das Allgemeine, als eine explizite Formel betrachtet wird, und dieses Wissen muss gelernt und angewendet werden. Um eine Regel zu kennen, muss die Regel ins Bewusstsein treten, und dafür gibt es zwei Möglichkeiten: entweder sind die richtigen Anwendungen von Regeln gegebene Beispielen, die dem Anfänger *gezeigt* werden, und die Aufgabe für den Anfänger besteht darin, die Regel als Formel *aufzufinden* – und dieser Fall wird von dem Induktions-Argument behandelt. Oder die Regel wird selbst durch eine *explizite Formel* vermittelt bzw. selbst gegeben und muss angewendet werden – was von dem Regress-Argument behandelt wird. Die Anwendung des Paradoxes soll festlegen, dass weder der eine noch der anderen Aufgabe erfüllbar ist. Wenn die Regelanwendung überhaupt nicht explizit sein kann, dann ist schon hinzuweisen, dass die erste

Option – Lernen durch Beispiele – die einzige Möglichkeit ist, um Regeln zu erwerben. Dann würden die beiden Paradoxe beweisen, dass semantische Regeln nur durch Beispiele *implizit* zu erwerben sind.

c) Das Induktions-Argument

Wir betrachten zuerst diese Hauptfigur des Skeptizismus: Das Paradox mittels des Problems der Induktion (*PU*, § 143 und 179 bis 199), die auch die bekannteste Figur des Paradoxes Wittgensteins ist – Kripke benutzt gegen die kognitive Theorie der Semantik nur diese Figur. Das Lernverhältnis entspricht dem Lernen durch ein Zeigen bzw. Leiten ohne explizite Mitteilung der Regel. Da ein Wort etwas Allgemeines ist, gilt sein Anwendungsbereich für eine unbegrenzte Zahl von individuellen Fällen, seien es konkrete Wörter oder abstrakte Gattungsnamen wie 'Glieb', 'Spiel', 'Addieren' usw. Die Regel ist aufzufinden: aus der Sprachgemeinschaft zu übernehmen. Die geprüfte Hypothese lautet: eine Regel zu lernen heißt, sich der Regel an sich als allgemeine Formel (der Grund) bewusst zu werden. Eine Regel wird einem Lernenden zuerst für eine Reihe von individuellen Fällen von a (1) bis a (n) beigebracht. Da dieser Vorgang aber keine explizite Regelanwendung beschreibt, ist diese Regel das, was der Lehrer als Vorbild tut oder wie dieser den Lernenden anleitet, und nicht das, was der Lehrer dem Lernenden sagt:

Betrachten wir nun diese Art von Sprachspiel: B soll auf den Befehl des A Reihen von Zeichen niederschreiben nach einem bestimmten Bildungsgesetz. Die erste dieser Reihen soll die sein der natürlichen Zahlen im Dezimalsystem. – Wie lernt er dieses System verstehen? (...) - Wir führen ihm etwa zuerst beim Nachschreiben der Reihe 0 bis 9 die Hand; dann aber wird die *Möglichkeit der Verständigung* daran hängen, dass er nun selbständig weiterschreibt. (*PU*, § 143)

Die Frage lautet: woher weiß der Lernende, wie er im Fall n+1 handeln soll? Der Kern des Arguments lautet hier: *Jede* Antwort entspricht aber einer möglichen Regel. Oder wie Wittgenstein selbst es ausdrückt: „Es gibt keine scharfe Grenze zwischen einem regellose und einem systematischen Fehler. D.h., zwischen dem, was du einem „regellosen“, und dem, was du einen „systematischen Fehler“ zu nennen geneigt bist.“ (*PU*, § 143) Für eine vergleichbare Version dieses Arguments, Vgl. Kripke (*K*, S.7-9). Der Lernende kann es nicht mit *Sicherheit* wissen, er kann nur erraten, was der Lehrer als Regel gemeint hat (*PU*, § 187), aber er kann die Regel nicht zweifelsfrei bestimmen:

„Wie immer du ihn im Fortführen des Reihenornaments unterrichtest, - wie kann es *wissen*, wie er selbständig fortzusetzen hat?“ – Nun, wie weiß *ich's*? – Wenn das heißt „Habe ich Gründe?“, so ist die Antwort: die Gründe werden mir bald ausgehen. Und ich werde dann, ohne Gründe, handeln. (*PU*, § 211)

Der unmittelbare Schluss des Arguments lautet, dass wir semantische Regeln nicht finden können, *aber* diese Idee eines Nicht-findens-Könnens der Regeln wäre die absurde Konklusion, da es auch bedeuten würde, dass keine semantische Regel angewendet wird. Die Behauptung, dass

Sprachnormen oder die Bedeutung illusorisch wären, wird ein Paradox, das Kripke „skeptisches Paradox“ genannt hat: Das Resultat des Paradoxes: „It seem that the entire idea of meaning vanishes into thin air“ (K, S.22), geht von einer Absurdität zur anderen über, und diese *Ad-absurdum*-Führung endet mit einer unmittelbaren sich selbst widerlegenden Behauptung bzw. „self-defeating conclusion“ (K. S.71). Also das Argument ist ein Paradox, das aufgelöst werden *muss*. Die Auflösung dieses Induktions-Paradox ist die Widerlegung der Hypothese, es gebe beim Erlernen einer semantischen Regel durch das Zeigen überhaupt etwas zu *rechtfertigen*, d.h. handeln auf *Grund* einer *expliziten* Regelanwendung: „This, then, ist the sceptical paradox, When I responded in one way rather than another to such a problem as ‚68+57‘, I can have no justification for one response rather than another“ (K, S.21) Der Begriff einer Rechtfertigung setzt einen theoretischen Zwang voraus, der hier nie zu erfüllen ist. Wichtig ist es aber, die Auflösung des Paradoxes weiter zu bestimmen, weil die Möglichkeit einer Rechtfertigung und die Möglichkeit eines Auffindens der Regel nicht gleichgültig sind. Das Induktions-Argument widerlegt nicht die Möglichkeit, dass Regeln *aufgefunden* und explizit verwendet werden können: aus der Unmöglichkeit einer Rechtfertigung lässt sich keine Unmöglichkeit eines Findens schließen, oder: „etwas nicht mit Sicherheit feststellen zu können“ ist nicht gleichbedeutend mit „es nicht finden zu können“. Da jeder Sprecher eine Regel gefunden hat, und weil jeder andere Sprecher der Sprachgemeinschaft das Gleiche erfahren und die gleichen Regeln gefunden hat, reicht es einfach, eine *praktische* Übereinstimmung aufzubauen. Anders gesagt: man kann nie *sicher* sein, die richtige Regel erraten zu haben, aber das ist für die sprachlichen Normen nicht notwendig, da ihre Möglichkeit auf einem praktischen Konsens beruht und nicht auf einem logischen Konsens²⁶. Die Auflösung der Induktion-Paradox lautet also: jedes semantische System einer natürlichen Sprache beruht auf einer praktischen (funktionalen) Übereinstimmung, nicht auf einer theoretischen. Dieser praktischen Konsens entspricht der Kripkes Auflösung des Paradoxes (*assertability condition*): „If, however, we allow ourselves to adopt an oversimplified terminology more appropriate to a special range of cases, we can say that Wittgenstein propose a picture of language based, not on *truth conditions*, but on *assertability conditions* (...)“ (K, S.74). Aber diese Bedingung schließt kein explizites Regel-Finden und keine explizite Anwendung aus. Deswegen ist auch Kripkes Auflösung zu Generell: im Rahmen einer einfachen institutionellen Konzipierung der Semantik kann ein Lernen von Regeln sehr unterschiedlich erfolgen, und die Wahl zwischen zwei Theorien bleiben unentschlossen²⁷. Kripkes Auflösung des Paradoxes ist an sich nicht falsch, aber sie ist noch mit einer dogmatischen Ablehnung aller psychologischen Dimensionen der Zeichensemantik (und der nicht-diskursiven

²⁶ Vgl. Savigny: „Die soziale Garantie für Äußerungen muß gar nichts mit sicherer Erkenntnis zu tun haben!“ Savigny, Eike von: *Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“*. 1988, S.226.

²⁷ Vgl. McDowell, John: Wittgenstein on Following a Rule. In : *Synthese* 58 (1984). S.325-363.

Semantik) vermischt. Die große Schwäche von Kripkes Behandlung des Paradoxes besteht weiter darin, dass Kripke alle alternativen Auflösungen (kognitive Theorien) seiner vorgelegten Auflösung des Induktions-Paradoxes nur noch widerlegen musste.

d) Das *Regress-Argument*

Diese zweite Art von Paradox ist das Argument, das die dispositionale Theorie der Bedeutung als einzige Auflösung haben soll, sie wird von Wittgenstein so zusammengefasst:

Unser Paradox war dies: eine Regel könnte keine Handlungsweise bestimmen, da jede Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei. Die Antwort war: ist jede mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen, dann auch zu Widerspruch. Daher gäbe es hier weder Übereinstimmung noch Widerspruch.

Dass da ein Missverständnis ist, zeigt sich schon darin, dass wir in diesem Gedankengang Deutung hinter Deutung setzen; als beruhige uns eine jede wenigstens für einen Augenblick, bis wir an eine Deutung denken, die wieder hinter dieser liegt. Dadurch zeigen wir nämlich, dass es eine Auffassung einer Regel gibt, die *nicht* eine *Deutung* ist; sondern sich, von Fall zu Fall der Anwendung, in dem äußert, was wir ‚der Regel folgen‘, und was wir ‚ihr entgegenhandeln‘ nennen.

Darum besteht eine Neigung, zu sagen: jedes Handeln nach der Regel sei ein Deuten. ‚Deuten‘ aber sollte man nur nennen: einen Ausdruck der Regel durch einen anderen ersetzen. (*PU*, § 201)

Ein ähnliches Regress-Argument wurde auch von Sellars²⁸ und im Brandom²⁹ übernommen, wobei Brandom das Regress-Argument als Widerlegung eines „regulism“, d. h. eines reflexiven Gebrauchs der Sprachregeln, betrachtet³⁰. Das Lernverhältnis schließt beide Fälle ein: Die Regel wird einem Lehrende explizit mitgeteilt oder der Sprecher hat für sich selbst die Regel explizit gedacht bzw. gefunden. Alle expliziten Mitteilungen oder Bestimmungen einer Regel eines Spieles (die auf arbiträren Regeln zurückführen) benötigen das Verständnis von Hinweisen über die Bedingungen der Anwendung der Regel – was Wittgenstein als Deutung bezeichnet – und Hinweisen über bestimmte Antworten, worin eine Regel besteht. Aber diese Hinweise über ein Spiel setzen selbst das Verständnis semantischer Regeln voraus: wenn die Regel der Bedeutung selbst das ist, was zu bestimmen ist, dann gerät das Prinzip einer Deutung in eine unendliche Regression. Die Regression soll zum Ende kommen, und die letzte Bedingung spaltet sich in zwei Fälle: es gibt ein letztes bewusstes Urteil oder es gibt eine unbewusste Bestimmung.

Im Fall eines bewussten Urteilens lässt sich die Aufgabe für einen Sprecher so abkürzen: „woher weiß der Sprecher, dass dieses x(i) ‚rot‘ ist?“ und das Postulat heißt: Die semantische Regelanwendung ist explizit. Eine allgemeine Regel besteht in dem Paar Bedingung–Antwort und jedes Teil des Paares ist durch ein Prädikat bestimmt, und dieses Prädikat entspricht also einer neuen Regel: „einen Ausdruck der Regel durch einen anderen ersetzen“, so Wittgenstein (*PU*, §, 201). Welche Art von Regel kann diese neue Regel sein? Angenommen, dass die Bedingung *A* ist.

²⁸ Sellars, Wilfrid: Some Reflexions on Language Games, in: *Philosophy of Science*, Vol.21, 1954, S.204.

²⁹ Brandom: *Making It Explicit*, 1994, S. 20.

³⁰ Brandom: *Making it Explicit*, 1994, S.20-23.

Wenn diese neue Regel eine allgemeine Regel ist, dann haben wir die Regel nicht auf einen individuellen Fall angewendet. Das Regress-Argument fordert, dass wir einen letzten Punkt erreichen sollen. Dann soll es ein letztes *unbedingtes* Urteil geben, in der Form: „Dieses *einzelne* x(i) ist eine Allgemeinheit A“. Aber dieses letzte unbedingte Urteil kann nur ohne explizite Gründe gefällt werden, sonst geht der Regress weiter, und dementsprechend kann diese letzte Entscheidung, weil es laut unserer Hypothese nur eine explizite Regelanwendung gibt, nur *arbiträr* sein. Dass ein reflexives Urteil der Form „x(i) ist A“ arbiträr ist, bedeutet, dass der Sprecher jedes Mal eine Entscheidung trifft, wie man jedes Mal beim Gebrauch des Wortes „rot“ entscheidet, was dieses Wort „rot“ bedeutet. Denn unter dieser Bedingung kann diese arbiträre Entscheidung nur etwas *Zufälliges*, oder *unregelmäßig* sein: „Zu dem, was wir ‚Sprache‘ nennen, fehlt die Regelmäßigkeit“ (PU, § 207, 208) und das Prinzip einer letzten arbiträren Entscheidung macht jede Stabilität des Zeichenverkehrs unmöglich. Dann ist jede mögliche Normativität der natürlichen Sprache verloren und diese Zerstörung jeder möglichen semantischen Normativität, d. h. jeder Möglichkeit einer Festlegung eines richtigen gegenüber einem falschen Wortgebrauch, ist dasjenige, was absurd ist.

Die Auflösung des Paradoxes besteht in der Widerlegung des Begriffes eines bewussten Urteils und in der Festlegung des entgegengesetzten Begriffes: Die Leistung, einer Stabilisierung des Zeichenverkehrs hervorzubringen, kann nur durch eine *Disposition* erfolgen, durch diejenige, was gleichmäßig vorkommt, ohne bewusst begründet werden zu können. „Die Verwendung des Wortes ‚Regel‘ ist mit der Verwendung des Wortes ‚gleich‘ verwoben“ (PU, § 225). Disposition entspricht keiner Deutung – als reflexive semantische Regelanwendung –, sondern eine *Bedeutung*, was auch als Wortgedächtnis bzw. als eine vorbestimmte Assoziation eines Wortes mit einem kognitiven Inhalt oder umgekehrt einen kognitiven Inhalt mit einem Wort, zu verstehen ist. Der Sprecher weiß also, dass dieses x(i) dem expliziten Prädikat „rot“ zuzuordnen ist, weil er eine Disposition besitzt, so zu urteilen. Die Auflösung des Paradoxes lässt sich in dieser Formel zusammenfassen: „Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.“ (PU, §219).

Es ist hinzuzufügen, dass die Aufgabe des Lernenden nicht damit zu verwechseln ist, wie frei er ist, seiner Disposition zu folgen, sondern wie er herausfindet, dass dieses x(i) ein A ist, oder wie er bestimmt, dass es richtig ist. Es ist anzumerken, dass insofern die Bedeutung als Disposition fixiert ist, kann man eine Regel vom Schachspielen oder von Gesetzbüchern so zu sagen *explizieren*, insofern dieses Explizieren auf eine stabile Semantik zurückführt. Jede explizite Regelanwendung setzt also eine semantische Disposition voraus: zum Beispiel lautet das Gebot des Moses: „Du sollst nicht stehlen“ (2. Mose 20.15), falls es von meiner Entscheidung abhängt, zu bestimmen, ob *diese* Handlung ein Stehlen ist oder nicht, denn alles, was ich tue, kann dem Gebot entsprechen, dann ist

alle moralische Normativität verloren. Falls jeder Sprecher die Bedeutung oder den Begriff jedes Wortes reflexive bestimmen kann (deuten), dann wäre die Möglichkeit jeder Art von Gesetz, Spiel, Regel vorbei. „Ist jede mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen, dann auch zu Widerspruch. Daher gäbe es hier weder Übereinstimmung noch Widerspruch“ (*PU*, § 201). Der Wille kann zwar von dieser Spontaneität Abstand nehmen und einen „abnormalen Fall“ hervorbringen (das „Würfel“-Beispiel in *PU*, § 139). Aber dann haben wir die Situation einer Regelanwendung als eine Entscheidung und die Möglichkeit einer Sprache zerstört.

2. Der institutionelle Dispositionalismus oder der *Lebensformbegriff*

Das Resultat des Paradoxes ist nun als Prinzip anzunehmen und aus diesem Prinzip eines „blinden Regelfolgens“ sind notwendige Konklusionen abzuleiten und der Lebensformbegriff entspricht der Ausschließung einer kompetitiven Ansicht über den Lernprozess und die Entwicklung der Sprache. Das erste Problem betrifft die Entstehung einer Sprache, und der Ausdruck „Lebensform“ verweist schon auf die Idee, dass die Entstehung eines Sprechers, genau wie bei einem lebendigen Organismus, der nur von einem vor-existierenden Lebewesen abstammen kann, Vorgesprecher voraussetzt. Die entgegengesetzte These wäre die Hervorbringung semantischer Dispositionen durch einen einzigen Sprecher: Kann ein Individuum allein ein semantisches *System* von Regeln erschaffen? Dies kommt der Frage, ob man sich nicht selbst abrichten kann, gleich. Wäre es nicht *a priori* unmöglich, dass jemand das Schwimmen alleine lernt, obwohl das Schwimmen an sich eine prozedurale Kenntnis ist. Wittgenstein übersetzt aber die Problematik so: kann das episodische Gedächtnis – das Behalten einer Assoziation, die nur einmal erfahren wird – die Erwerbung einer primären semantischen Disposition trotzdem erklären? Wittgenstein argumentiert, dass das episodische Gedächtnis kein Kriterium sein kann: „Sind wir dem Gedächtnis nicht ebenso ausgeliefert wie einem Muster?“ (*PU*, § 56). Aber wir sind dem semantischen Gedächtnis, der Disposition³¹ genauso ausgeliefert und ein Rekurs auf das Muster überhaupt ist umsonst, da sich das Problem nur verschieben würde³² (man muss sich auch an das Muster richtig erinnern usw.) Das Argument wäre besser, wenn gezeigt wird, dass die Gesetzgebung solcher primitiven Sprachregel schon das Beherrschen einer Sprache voraussetzt, d. h., man muss sich selbst noch einen Hinweis geben: aber sich einen Hinweis geben über die Assoziation eines Ereignisses mit einem Zeichen setzt genau voraus, was zu konstruieren ist. Grob gesagt: die bewusste Manipulation der Sprachregeln kann kein Mittel eines Erwerbsprozesses dieser Regel sein.

³¹ Semantisches Gedächtnis wird als „semantic memory“, das Gedächtnis des Allgemeinen, übersetzt; einer „episodic memory“ liegt ein biografisches Gedächtnis zugrunde, das Gedächtnis der einzelnen Ereignisse.

³² Vgl. Savigny: *Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“*, Band I, 1988, S103.

Kein Mensch kann eine Sprache aus sich allein hervorbringen, wenn er noch keine hat; das Lernen semantischer Regeln setzt also ein Modell voraus, das zu *imitieren* ist und das die semantischen Regeln richtig anwendet, ein Modell, das selbst ein anderes Modell voraussetzt usw. Semantische Dispositionen zu lernen setzt also eine Sprachgemeinschaft voraus und eine Sprache als Praxis beruht auf einer *Übereinstimmung von Dispositionen*: man versteht sich gegenseitig, weil man innerhalb einer Sprachgemeinschaft die gleichen Dispositionen teilt, d. h., weil man in gleicher Weise *abgerichtet* wurde. Aus dieser Regression der Nachahmung soll aber nicht abgeleitet werden, dass keine Sprache überhaupt entstehen könnte, weil es eine erste Sprache geben muss, sondern dass die Entstehung der Sprache ein anthropologisches Phänomen ist: durch den Verkehr zwischen Individuen erfolgt eine langsame *Verstärkung* und *Sedimentation* von Sprachregeln³³. Die dispositionale Theorie der Semantik widerspricht allerdings nicht dem scholastischen Grundpostulat *Vox significat [rem] mediantibus conceptibus*³⁴: Das Wort vertritt, aufgrund eines institutionellen Faktors, eine Vorstellung und die Vorstellung vertritt, aufgrund einer natürlichen Korrespondenz, einen Sachverhalt. Der wesentliche Beitrag Wittgensteins betrifft die kognitive Erklärung dieses Dreiecks³⁵: die gewöhnliche These, die richtige Anwendung dieser Vermittlung durch eine Introspektion bzw. bewusste Inferenz, ist durch eine Fertigkeit ersetzt, d. h., die institutionelle wie die natürliche Assoziation wirken kraft der Dispositionen.

Wir haben festgestellt, dass die Semantik als Übereinstimmung mit institutionellen Regeln nicht auf eine richtige Inferenz einer Regel, ein bewusstes Urteilen, sondern auf erworbene Dispositionen zurückführt. Aber wie erwirbt man solche Disposition? Der Erwerb durch eine explizite Vermittlung der Regel wird von dem Paradox widerlegt, es bleibt also als einzige Möglichkeit: der Erwerb einer Sprache durch Beispiele. Sprachdispositionen können nur durch einen mechanischen Erwerbsprozess, ein „Abrichten“ gelernt werden: „Die Lehre der Sprache ist hier kein Erklären, sondern ein Abrichten“ (*PU*, § 5, auch: § 32), „Was hat der Ausdruck der Regel – sagen wir, der Wegweiser – mit meinen Handlungen zu tun? Was für eine Verbindung besteht da? – Nun, etwa diese: ich bin zu einem bestimmten Reagieren auf dieses Zeichen abgerichtet worden, und so reagiere ich nun“ (*PU*, § 198). Man versteht nicht die Bedeutung des Wegweisers, weil man

³³ Sellars Auflösung des Paradoxes als „conforming the rules“ – und nicht: „Learning to use a language (L) is learning to obey the rules of L“ - ist mit einem institutionellen Dispositionalismus gleichzusetzen: „It consists in substituting the phrase ‚learning to conform to the rules...‘ for ‘learning to obey the rules...’ where ‘conforming to a rule enjoining the doing of A in circumstances C’ is to be equated simply with ‘doing A when the circumstances are C – regardless of how one to do it.[It is granted that ‘conforming to’ is often used in the sense of ‘obeying’ so that this distinction involves an element of stipulation.] A person who has the habit of doing A in C would then be confronting to the above rule even though the idea that he was to do A in C had never occurred to him, and even though he had no language for referring to either A or C.“ Sellars, W.: Some Reflexions on Language Games, in: *Philosophy of Science*, Vol..21, 1954, S.204.

³⁴ Vgl. Lyons: *Semantics*, S.96.

³⁵ Ogden und Richards (in *The Meaning of Meaning*, 1923, S.11) übersetzen das scholastische Maxim mit einem semantischen Dreieck, Cf. Lyons, *ibid*. Die Ogdens und Richards Erläuterung dieses semantischen Dreiecks wird aber hier nicht zurückgegriffen.

weiß, welcher Regel dieses Zeichen entspricht, und man sich dann in die richtige Richtung geht. Es ist vielmehr so: das Wissen, welche Richtung die richtige ist, entspricht der Disposition, sich in die richtige Richtung abzubiegen (bzw. die richtige Richtung sich einzubilden). Die wissenschaftliche Erklärung bzw. Plausibilisierung einer Abrichtung hat Wittgenstein nicht deutlich dokumentiert, aber es ist kaum zweifelhaft, dass eine Abrichtung der von Pawlow erkannten *Konditionierung* entspricht. Das Beispiel entspricht aber mehr einer Thorndike- bzw. instrumentalen Konditionierung³⁶, d. h. einem Erwerben einer bestimmten Handlung kraft einer Wiederholung eines Paares erfolgreicher Handlungsweisen, die mit einem positiven Stimulus bzw. mit einer Belohnung verknüpft ist. Es ist zu bemerken, dass das Lernen mittels einer Konditionierung kein Verständnis des Gezeigten beim Kind voraussetzt und nur kraft einer Wiederholung der Assoziation der Wahrnehmung des Zeichens und der Eigenschaft, die den Inhalt der Bedeutung konstituieren soll, erfolgt. Aber die experimentellen Aspekte der dispositionalen Theorie der Semantik sind hier nicht weiter zu betrachten. Nun hat die Semantik eine spezifische Position im Rahmen des Lernprozesses: insofern man eine Sprache besitzt, kann man andere nicht-diskursive oder komplexe Dispositionen *explizit* (*explizit* bedeutet also *diskursiv*) lernen, wie das Schachspielen, das Fahren usw. Zum Beispiel das Fahren-Lernen: dieses ist explizit gelernt, kann aber nicht explizit *durchgeführt* werden. Das Beherrschen einer Sprache erleichtert diese Art von Erlernen. Aber die natürliche Sprache selbst kann nur durch eine Konditionierung erworben werden, da das Paradox nicht nur beweist, dass wir nicht explizit einer semantischen Regel folgen, sondern dass wir sie nicht explizit lernen können.

Zur Zusammenfassung. Die Hypothese zu überprüfen war: Eine Regel richtig anzuwenden besteht darin, die Anwendung auf einen konkreten Fall rechtfertigen zu können. Der Rekurs auf das semantische Paradox der Regel (tatsächlich wie in der kantischen Antinomie der Gebrauch eines Regressiv-Arguments) dient dazu, die Unmöglichkeit dieser Hypothese nachzuweisen: Die Anwendung einer semantischen Regel aufgrund einer Rechtfertigung würde darin bestehen, für jeden Fall eine neue Regel zu schaffen, ein Gesetzgeber zu sein, was aber die Regelmäßigkeit selbst zerstören würde. Das Paradox beweist, dass ein Bewusstsein, da es einer semantischen Regel folgt, sich auf ein Gedächtnis stützen soll und dass es der internalisierten Regel blind folgen muss (ohne Rechtfertigung). Die Lebensformtheorie will die Bedingungen der Möglichkeit einer semantischen Normativität festlegen: Einer Regelmäßigkeit liegt eine Übereinstimmung der Dispositionen im Rahmen einer Sprachgemeinschaft zugrunde und die institutionelle Regel ist selbst die Folge einer Übereinstimmung der Dispositionen. Es gibt eine gegenseitige Verstärkung: Der Konsens des Gebrauchs bestimmt die Dispositionen (durch eine Abrichtung) und die zunehmende

³⁶ Thorndike (1898). Eine Erklärung der Thorndikes Puzzle Box findet sich in Rudy: *The Neurobiology of Learning and Memory*, 2014, S. 354-357.

Standardisierung der Dispositionen bestimmt den Konsens. Die Lebensform entspricht also einer Normativität durch einen sich selbst verstärkenden Konsens. Der Begriff der Lebensform entspricht dem Begriff einer *zweiten Natur*: Die Lebensform regiert die Phänomene der Sprache wie die Natur die physikalischen Phänomene regiert.

Die Grenze der Lebensform bestimmt die Grenze der sinnvollen Sprache. Aufgrund der einseitigen Annahme dieser These lässt sich in den Philosophischen Untersuchungen ein starkes Revidieren der Philosophie lesen: Jeder philosophische Gebrauch eines Begriffes, der nicht auf die alltägliche Praxis zurückführt, entbehrt aller möglichen semantischen Normen, und entbehrt demnach aller Rationalitätsnormen: Es gibt überhaupt kein Kriterium, mit dem sich bestimmen lässt, ob zum Beispiel Hegels Definition des «Sein» oder Heideggers Definition die richtige ist. „Wollte man Thesen in der Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil Alle mit ihnen einverstanden wären.“ (PU, §128). Savigny bezeichnet diesen Satz als „grotesk falsch“³⁷ aber er unterschätzt hier ganz die verhängnisvolle Konsequenz Wittgensteins Überlegung. Es gibt aber eine sinnvolle Art der Philosophie, die nur im Rahmen der Lebensform erfolgt: „Wir führen die Wörter von ihrer Metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück“ (PU, §116). Für diese philosophische Untersuchungen, alle Probleme der Philosophie (Metaphysik) zu lösen heißt demnach, diese Probleme als sinnlose Sprachgebräuche zu entlarven: „Die Ergebnisse der Philosophie sind die Entdeckung irgend eines schlichten Unsinn und Beulen, die sich der Verstand beim Anrennen an die Grenze der Sprache geholt hat.“ (PU, §119)

3. Die Lehre der Pragmatik

Wie lässt sich die Auflösung des Paradoxes auf die Theorie der Pragmatik anzuwenden? Die problematische Artikulation zwischen den zwei Extremen des Geistesbegriffes, dem Subjektiven und der Institution, ist durch die Reduktion der Bedingung der Möglichkeit der Pragmatik auf das Prinzip eines Blindregelfolgens aufgelöst. Diese Reduktion ist das strenge Resultat des Paradoxes, und dann ist eine notwendige Bedingung der Existenz und der Durchführung einer Sprache. Weil die Lebensform noch ein unfertiger Begriff der Sprachphilosophie ist, entwickelt sich diese Anwendung selbst problematisch, dies ist ein Aspekt, der in Wittgensteins Text überall die Form einer Konfrontation mit einem Gegner annimmt. Wir wollen aber diese Art der Dialektik, die nur *problematisch* erfolgt, überwinden und unserer Ziel besteht darin, es zu zeigen, dass das Prinzip eines Blindregelfolgens allein eine Antinomie herbeiführt, die *notwendig* ist. Als Beispiel einer positiven Anwendung des Prinzips eines Blindregelfolgens werden wir das Sprachspielen

³⁷ Savigny: *Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen"*, Band I, 1988, S.170.

Informieren zuerst analysieren. Dieses Sprachspiel führt aber auf eine Satzlehre zurück, die im Rahmen des Lebensformbegriffs aufzuklären ist.

3.1. Die Satzlehre in Rahmen der Lebensform

Die große Mehrheit der Kommentatoren von Wittgensteins *PU*, egal ob sie Wittgenstein gegenüber kritisch eingestellt waren oder nicht, hat die Satztheorie der Lebensform als eine Verteidigung einer zweckmäßigen Gebrauchstheorie verstanden. Wir haben jedoch schon bewiesen, dass dies nicht der Fall ist: es würde eine Wiedereinführung einer expliziten Ableitung von einer Regel bedeuten. Die Bedeutung lässt sich nicht durch den Gebrauch bestimmen, es ist mehr die Bedeutung, die die Voraussetzung des richtigen Gebrauchs ausmacht. Der Satz als Ereignis entspricht diesem Gebrauch von Wörtern, aber ein Wort richtig zu verstehen, ist das Eine – richtigen Gebrauch von Wörtern zu machen, das Andere. Wie lässt sich die Richtigkeit eines Satzes im Rahmen der Lebensformtheorie auffassen? Es geht darum, die Bedingung der Richtigkeit eines Satzes, nach dem Prinzip der Lebensform, als „blindes Regelfolgen“ aufzuklären.

Der Begriff der Lebensform lässt sich so erweitern: ein Satz ist noch im Rahmen der Spontaneität der Kognition zu erklären und entspricht der Durchführung eines prozeduralen Gedächtnisses, was Wittgenstein auch eine Technik nennt: „Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen. Eine Sprache verstehen, heißt, eine Technik beherrschen“ (*PU*, § 199). Erlernt man zum Beispiel die Technik des Schießens mit einem Blasrohr, so erfordern verschiedene Zwecke, z. B. das Treffen eines bewegten oder eines nicht bewegten Ziels, ein tödlicher oder nicht tödlicher Schuss usw., verschiedene Techniken. Nun lautet das Grundprinzip der Lebensform, dass man hierbei keine Regel explizit anwendet, sondern dass jedes eingesetzte Mittel schon durch eine vorbestimmte Disposition an diesen Zweck angepasst wurde. Ist eine Disposition als Technik gleich mit einer semantischen Disposition zu verstehen? Disposition als Eigenschaft einer Passivität und Motorik lässt sich so unterscheiden: in der passiven Rezeption ist die Assoziation zwischen Input und Output ein Zwang, im aktive, motorische Disposition ist die Assoziation selbst nicht mehr ein Zwang, weil eine motorische Fertigkeit durch den Willen (teilweise) inhibiert werden kann. Als Vor-Lösung ist das Mittel dementsprechend nur als eine in uns *gefunden*e Disposition zu betrachten: man findet in sich schon die Lösung für diesen Zweck als vorbestimmte Eigenschaft und weiß dementsprechend, wie die Gestik genau zu vollziehen ist, um diesen Zweck zu erreichen. Und für *jede besondere Situation* gilt eine vorbestimmte Gestik als richtige Lösung (cf. das Argument der Extensionalität). Diese Disposition als Vor-Lösung lässt sich so konkret exemplifizieren: ein Pianospieleler liest eine Partitur nicht so, wie man einen neuen Text lesen kann, er muss stundenlang trainieren, d. h. die richtige Gestik in prozedurales Gedächtnis umwandeln, und die Partitur hilft

später beim Musikspielen nur als Hilfe für das Gedächtnis. Ein Pianospieleer soll das Stück schon motorische beherrschen, bei der Aufführung soll die Abfolge der Gestik schon vorbestimmt sein, der Spieler kann die von seinen Fingern ausgeführte Gestik nur leiten, aber dies bedeutet nicht, dass er sie Stufe um Stufe *rechtzeitig* bewusst aufbauen kann. Und eventuell kann der Spieler das Stück auch ohne Partitur aufführen. Es ist jedoch anzumerken, dass diese Konzipierung der Fertigkeit nicht mit einem S-R-Schema (Reiz-Reaktions-Schema) des Behaviorismus zu vergleichen ist, da laut diesem S-R-Schema ein bestimmter Stimulus zu einer Antwort *zwingt*, was nur bei Tieren vorkommt. In Bezug auf den Menschen soll eine solche Zwangshandlung, insbesondere im Bereich der Sprache, als krankhafter Zustand betrachtet werden, wie die Symptomatik bei Echolalie³⁸. Genau wie die Aufführung eines Stückes, soll ein Satz der natürlichen Sprache richtig sein.

3.2. Die Theorie des *Informierens* in Rahmen der Lebensform

Wie lässt sich eine Theorie der Richtigkeit aus diesem Technikbegriff erklären? Zur großen Wendung der Ansicht der *PU* gegenüber dem *Tractatus* kam es, als Wittgenstein bemerkte, dass ein Satz der natürlichen Sprache keine formelle logische Struktur besitzt und dass der Satz mehr als eine kommunikative Geste zu betrachten ist. Diese Betrachtung des Satzsinns besteht darin, den Sinn mit dem Fakt, dass sich ein Satz als Mittel einem Zweck anpassen soll, zu identifizieren, und dass diese Anpassung auf eine Disposition zurückführt und nicht auf eine reflexive Zweckhandlung. Die Richtigkeit eines Satzes kann man also nur als Produkt eines prozeduralen Gedächtnisses verstehen, d. h., richtig ist, in einem Kontext die richtigen Wörter aufgrund einer gemeinsamen Disposition zu gebrauchen, wie Musiker, die zusammen in Harmonie spielen.

„So sagst du also, dass die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist?“ Richtig und falsch ist, was Menschen sagen; und in der Sprache stimmen die Menschen überein. Das ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform“ (*PU*, § 241).
Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen. (*PU*, § 242)

Das Sprachspiel *Informieren* kann diesen Schwerpunkt exemplifizieren: man informiert nicht richtig, weil man dasjenige sagt, was damit übereinstimmt, was man für *wahr* hält, als bewusstes Urteilen, sondern weil man der Konvention des Wortgebrauchs in diesem Kontext oder für diesen Zweck *blind* folgt. Der Satz: „dieses Ding ist ein Kreis“ ist *nur* dann ein richtiger Satz, wenn man der Konvention des Wortgebrauchs der deutschen Sprache in einem Kontext blind gefolgt ist. Man hat eine richtige Vorstellung und muss sie richtig ausdrücken, und die richtige Vorstellung ist gegenüber dem Willen ein Zwang: es hängt nicht von meinem Zutun ab, zu wissen, ob etwas *rot*,

³⁸ Zur Echolalie als Symptom des Autismus, siehe Siegel, Bryna : *The World of the Autistic Child, Understanding and Treating Autistic Spectrum Disorders*. Oxford University Press, Reprint edition, 1998. S.55-56.

quadratisch usw. ist, es hängt auch nicht von meinem Zutun ab, herauszufinden, ob ein *Kreis* „Kreis“ ausgesprochen werden soll: ich *finde* das richtige Wort und die richtige Art, es zu gebrauchen, in mir, das Anpassen führt auf die Disposition zurück. Die „Übereinstimmung in Urteilen“ heißt also nicht, dass wir durch unsere Urteilskraft übereinstimmen, denn dann antworteten wir richtig das Gleiche im gleichen Kontext, sondern wir stimmen durch die Sprache überein, und dann drücken wir das gleiche Urteil bzw. den gleichen Satz im gleichen Kontext aus. Das Informieren erschöpft allerdings nicht den Sinn-Begriff, und die Gleichsetzung eines Gebrauchs mit der Wahrheit wäre schon ein Missverständnis der allgemeinen Funktionalität des Satzes: *Befehlen* oder *Grüßen* sind Sprachspiele, die ein richtiger Wortgebrauch sein können, ohne wahr zu sein.

Die Wahrheitskonditionale Theorie der Bedeutung kann hier wieder auf die Füße gestellt werden. Es ist nicht so, dass ich ein Zeichen verstehe, weil ich weiß, in welchem Fall dieses gebrauchte Zeichen, der Satz, wahr ist, sondern ich finde, kraft einer semantischen Disposition, den richtigen Wortgebrauch gemäß einem bestimmten Zweck, und das ist die Bedingung, dass ich in diesem Kontext einen wahren Satz (in Bezug auf einen Fakt der Wahrnehmung) produzieren kann. Wieso kann man den richtigen Satz „der Schnee ist weiß“ produzieren? Die Antwort lautet: Weil man Deutsch gelernt hat. Die sogenannte T-Konvention von Tarski³⁹ drückt nur diesen Übergang vom spontanen Urteil gemäß der Wahrnehmungsdiskposition *Der Schnee ist weiß* (ohne Anführungszeichen) zur richtigen Übersetzung gemäß einer Satztechnik (mit Anführungszeichen) „Der Schnee ist Weiß“ aus. Die T-Konvention ist also die Satz-Äquivalenz der semantischen Assoziation der semantischen Dreiecke, und der Technikbegriff dient dazu, dieses Schema weiter als Disposition zu verstehen. Dass der Satz der natürlichen Sprache oft die Form eines Urteils besitzt, ohne aber ein Resultat eines *expliziten* Urteils zu sein, ist ein wichtiges Resultat der Lebensformtheorie: „Dies scheint die Logik aufzuheben; hebt sie aber nicht auf. – Eines ist, die Methode zu beschreiben, ein anderes, Messungsergebnisse zu finden und auszusprechen. Aber was wir ‚messen‘ nennen, ist durch eine gewisse Konstanz der Messungsergebnisse bestimmt“ (PU, § 242). Das ganze Paradox hat bewiesen, dass ein logischer kognitiver Vorgang unfähig ist, eine Stabilität des Zeichengebrauchs zu begründen, diese Stabilität kann nur auf eine Fertigkeit der Anpassung eines Mittels zu einem Zweck zurückführen. Insofern die Sprache ein stabiles System von Zeichen ausbildet, ist die Bedingung der Richtigkeit eines Satzes im Endeffekt in der Spontaneität der Kognition zu finden. Dann führt die Richtigkeit des Urteils eines Diskurses auf die Richtigkeit des spontanen Urteils der Kognition, das sich in ein natürliches Urteil (Vorstellungstheorie) und in eine abgerichtete Assoziation (arbiträre Semiotik) teilt, und aus diesem

³⁹ Tarski, A.: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen*. Studia Philosophica 1 (1935), S. 261–405. (Originaltitel: Pojęcie prawdy w językach nauk dedukcyjnych, 1933)

Grund können wir miteinander im Zeichenverkehr, ohne überlegen zu müssen, übereinstimmen.

Hat das Sprachspiel „Informieren“ nur den Zweck, über Fakten etwas richtig auszusprechen, so hat die wissenschaftliche Wahrheit ihrerseits aber die Funktion, sie zu *erklären*. Jedes Kind kann richtig sagen, dass der „Schnee weiß ist“, jedoch nicht die richtige Erklärung für dieses Phänomen liefern. Die Idee, dass die Sprache auch eine theoretische Funktion zu erfüllen hat, ist untergraben. Aber diese Forderung eines Denkens ist hier von außen formuliert, und wenn sich diese Forderung als gerechtfertigt zeigt, dann würde sich jene Kritik des Lebensformbegriffs als eine bloße Widerrufung des Dispositionalismus erweisen und dann als die Wiederherstellung des Paradoxes. Das Resultat des Lebensformbegriffes ist festgelegt und ohne Dispositionen als Auflösung des Paradoxes wäre es keine natürliche Sprache überhaupt. Wenn das Prinzip einer Lebensform, das Verhältnis des Bewusstseins mit der institutionellen Regel, durch die Formulierung: „Ich folge einer Regel blind“ als allgemeines Gesetz des Sprachgebrauchs festgelegt ist, dann sind Kategorien von Wort-Ereignissen unvermeidlich ausgeschlossen. Es geht also darum, die Notwendigkeit eines sinnvollen *Dissenses* im Rahmen des Sprachbegriffes zu denken – ein Dissens, das auch *richtig* bzw. *wahr* sein kann – die ihrerseits eine neue Einschränkung *auf* die Lebensformtheorie ausmacht. Es soll eine Inkonsistenz des Begriffes in eine Unvollständigkeit dieses Begriffes umgewandelt werden. Diese Festlegung der Inkonsistenz bedeutet aber keine Kritik oder ein Zurückweisen der Auflösung des Paradoxes, was eine Rückkehr zu einem Dogmatismus wäre. Brandoms Attitüde gegenüber dem Paradox exemplifiziert diese Neutralisierung des Resultats des Paradoxes durch eine Kritik. Brandom interpretiert Wittgensteins Paradox als Widerlegung jeder reflexiven Anwendung der Regel – was er als „regulism“ bezeichnet⁴⁰ –, aber er fügt hinzu, dass ein Dissens auch im Rahmen der Sprachgemeinschaft konzipiert werden soll, dies ist eine Notwendigkeit, die die dispositionale Theorie der Normativität – oder den „regularism“ – widerlegen soll.

I-We accounts mistakenly postulate the existence of a *privileged* perspective – that of the ‘we’, or community. The objective correctness of claim (their truth) and of application of concepts is identified with what is endorsed by that privileged point of perspective; what the community *takes* to be correct *is* correct. The community, it may be said, is *globally* privileged⁴¹.

Dann sollte Brandom nur ableiten, dass Wittgenstein keine Theorie verteidigt hat: „Wittgenstein, the principled theoretical quietist, does not attempt to provide a theory of practices, nor would he endorse the project of doing so. The last he thinks we need is more philosophical theories.“⁴² Diese Auslegung übersieht völlig die Notwendigkeit einer Auflösung und Annahme der Auflösung des Paradoxes. Brandom hätte den Konflikt zwischen dem Resultat des Regressions-Paradoxes und der Notwendigkeit eines Dissenses besser als Beweis der Notwendigkeit einer Behandlung einer

⁴⁰ Brandom: *Making It Explicit*, 1994, S.23.

⁴¹ Brandom: *Making It Explicit*, 1994, S.599.

⁴² Brandom: *Making It Explicit*, 1994, S. 29.

Antinomie interpretiert.

4. Die pragmatische Antinomie des Lebensformbegriffs

Wittgensteins Lebensform entspricht dem Begriff des kognitiven Geistes, dem zufolge der Geist der Produktion von Inhalt und Wissen dient, wobei der wesentliche Standpunkt vertreten wird, dass diese Produktion als das Resultat der Einheit der allgemeinen Kognition mit einem institutionellen Werk, die Sprache, zu konzipieren ist. Aber diese Einheit ist unreflektiert und kognitiv betrachtet entspricht die Lebensform der Bedingung eines Zeichenverkehrs als Produkt des *mechanischen* Geistes – und ‚mechanische Assoziationen‘ bedeutet, dass keine Reflexion über den Grund dieser Assoziationen stattfindet. Das semantische Paradox dient dazu, einen Beweis für diese notwendige Gleichsetzung zu liefern: es gibt keine Stabilisierung des Zeichenverkehrs, ohne dass der Gebrauch von dem Zeichen und von allem, was mit dem Zeichen assoziiert wird, auf eine Disposition der Kognition zurückgeführt werden kann.

Diese Thesis lässt sich so formulieren: Keine Normativität von Zeichenvorkommnissen lässt sich auf ein explizites Regelfolgen zurückführen, sondern alle Regularität im Rahmen einer Sprache geschieht lediglich nach einem blinden Regelfolgen einer Disposition.

Die Antithesis der Lebensform – und diese These vs. Antithese-Formulierung folgt in Anlehnung an Kants Formulierung der dritten Antinomie (*KRV*, A444, B472) – lautet also: Das blinde Regelfolgen ist nicht die einzige Bedingung der Normativität, aus welchen die Zeichenvorkommnis rechtfertigt sein können. Es ist außerdem notwendig, eine Sprachnormativität durch ein explizites Regelfolgen zur Erklärung derselben anzunehmen.

Die Thesis ist – als Resultat des Paradoxes des Regelfolgens – die Widerlegung aller bewussten Entscheidung als Bedingung einer Sprachnormativität und die Festlegung der Lebensform als zweite Natur, die sprachliche Phänomene regiert. Die Lebensform nach diesem Resultat lässt uns die Entstehung und die Entwicklung eines blinden Konsenses der Sprachpraxis konzipieren, der allein eine Normativität begründen und gewährleisten kann. Eine Antithesis soll die Negation des Resultates des Paradoxes festlegen, insbesondere, weil die notwendige Weiterentwicklung der Sprachpraxis Dissens-Wortgebräuche (Lüge, Ironie, Witze usw.) zeigt, die nicht auf einen blinden Konsens zurückführbar sind, ohne aber als sinnlos betrachtet werden zu können. Hier eine Antinomie festzulegen besteht konkret darin, ein sinnvolles Sprachspiel zu finden, das der These widerspricht.

4.1. Die nicht Eindeutigkeit des Begriffes eines „blinden Regelfolgens“

Um die Richtigkeit eines Wortgebrauchs zu erklären, wurde das Prinzip der Lebensform in die Formel „ich folge einer Regel blind“ geändert. Aber wie schon erklärt, ist das blinde Regelfolgen nicht mit einem psychologischen Zwang zu verwechseln. Es gibt zwei Fälle: den rezeptiven Kontext, wie beim leisen Lesen, wo die Assoziation ein Zwang ist – wenn ich ein Wort nur sehe, ist das Verständnis des Wortes ein Zwang – und das laute Lesen, wo diese Durchführung von meinem Zutun abhängig ist. Es heißt, dass der Begriff eines *Regelfolgens* nicht eindeutig ist. Das leise Lesen erfolgt kraft einer spontanen Produktion des Mittels, das laute Lesen erfolgt kraft einem Gefundenen der richtigen Lösung, dessen Verknüpfung mit dem Zweck nicht als Zwang einer Handlung konzipiert ist und nur durch eine Bemühung, eine Motivation zu vollziehen ist. Die erste Form des Dispositionalismus entspricht also der Spontaneität der *Produktion* des Gefundenen, die zweite bedeutet vielmehr, dass dieses Gefundene ein Moment einer Zweckhandlung ist und dementsprechend einer Negation der *Spontaneität* der Produktion entspricht. Die Macht des Willens über das Mittel lässt sich allerdings nicht so verstehen, dass der Wille das Mittel Stufe um Stufe produzieren kann, was einer bloßen Verneinung der Disposition entsprechen würde: der Wille soll dieser Disposition blind *folgen*. Was bedeutet, einer Regel folgen, ohne sie spontan zu folgen? Der Moment der Entscheidung betrifft nicht den Inhalt, *so* zu handeln, sondern nur die Tat, dass gehandelt wird. Der Begriff einer Disposition hat sich hier gewandelt: von einem erzwungenen Vorgang nach einer Regel zu einer Zweckhandlung als Folgen einer Regel. Und dass dieser Regel blind gefolgt wird, heißt keinen Rückgang zu einer Spontaneität, sondern dass der Wille tatsächlich den Inhalt nur in sich *finden* kann, ihn aber nicht *produziert*. Um den Vorgang zu vollziehen, muss man sich auf diesen gefundenen Inhalt, die fertige Disposition, verlassen, wobei die Disposition das *Maß* des richtigen Gebrauchs geworden ist. Also hat sich das Prinzip der Lebensform selbst gewandelt von einer unmittelbaren Übereinstimmung der Dispositionen zu einer Übereinstimmung des Wortgebrauchs, der Dispositionen als *Maß* hat. Ein blindes Regelfolgen ist ein Sich-Verlassen, und insofern man eine Disposition erworben hat, heißt dieses Verlassen, *ohne eine andere Reflexion* den richtigen Gebrauch hervorzubringen. Aber diese Aufrichtigkeit kann, weil er eine Entscheidung ist, auch negiert werden, und der Wille, der einer Regel blind folgen kann, kann auch genauso der Regel *nicht* folgen. Nach Wittgensteins Ansicht ist dieses nicht blinde Regelfolgen eine Abweichung, die die Normativität der Sprache nicht begründen kann.

4.2. Die Analyse des Sprachspiels *Lüge* im Rahmen des Lebensformbegriffs

Um die Möglichkeit einer Überwindung der Lebensform zu rechtfertigen, ohne eine bloße Widerrufung der Dispositionalismus zu sein, soll einen Begriff eines Sprachspiels so bestimmt werden, dass er zugleich als Bedingung ein blindes Regelfolgen und ein nicht blindes Regelfolgen

hat. Die *Lüge* soll als brisantes Gegenbeispiel des Prinzips eines *einseitigen* blinden Regelfolgens gelten. Die Möglichkeit einer *Lüge* als Wortgebrauch gilt hier als angenommen⁴³; dieses Phänomen soll aber erklärt werden. Es geht darum, die Bedingung der Möglichkeit einer Lüge zu bestimmen, d. h. diese Bedingung im Rahmen einer dispositionalen Theorie herauszufinden – die pragmatische Antinomie der Lebensform ist allerdings mit dem klassischen Lügner-Paradox nicht zu verwechseln. Wittgenstein behauptet, ohne weitere Überlegung, dass das Lügen „ein Sprachspiel [ist], das gelernt sein will, wie jedes andre“ (*PU*, § 249). Aber was muss man lernen, um lügen zu können? Ist die Lüge wie jedes andere Sprachspiel? Die Aufgabe besteht zuerst darin, festzustellen, dass die Lüge auf keine spezifische semantische Disposition zurückführt und zugleich ein Sprachspiel, ein *regulierter* Wortgebrauch, ist. Was sind die Sprachregeln für die Lüge?

Ist die Lüge auf eine spezifische semantische Disposition zurückführbar? Wenn das Wort „schwarz“ etwas Anderes bedeutet, wenn man lügt, als wenn man aufrichtig spricht, dann wäre die Lüge nur eine Verwechslung zwischen Sprecher und Hörer. Aber es muss die Möglichkeit einer *Täuschung* (auch wenn nicht jede Art von Lüge eine Täuschung ist) durch das Lügen gewährleistet werden, und diese Täuschung ist nur möglich, wenn das Wort die gleiche Bedeutung besitzt. Die Stabilität einer Bedeutung ist das Maß der Richtigkeit, dann ist es auch das Maß der Täuschung und die erste Bedingung der Möglichkeit der Lüge, dass das Wort beim Lügen wie beim Nicht-Lügen die gleiche Bedeutung hat. Wenn die Lüge aber ein Sprachspiel wie das *Grüßen* oder das *Informieren* wäre, wie Wittgenstein zu denken scheint, dann sollte nach dem Begriff der Lebensform die Bedingung einer Normativität der Lüge das blinde Regelfolgen sein: das blinde Regelfolgen ist die notwendige Bedingung der *Aufrichtigkeit* des Wortgebrauches. Aber aufrichtig soll eine Lüge gerade nicht sein (*aufrichtig* ist nicht semantisch mit *richtig* gleichzusetzen: eine Lüge kann sich mit einem Fehler kombinieren, und dann spricht der Lügner eine Wahrheit, aber trotzdem bleibt es eine unaufrichtige Aussage). Wenn das blinde Regelfolgen, das selbst auf Dispositionen zurückführt, die Bedingung des aufrichtigen Sprechens ist, dann kann die Bedingung des *unaufrichtigen* Sprechens nicht ein solches sein, es wäre nur ein anderes richtiges Sprechen. Also: wer immer der Regel einer Sprache blind folgt, kann nicht einfach lügen. Die Bedingung der Möglichkeit eines Lügens ist also die *Negation* des Prinzips eines blinden Regelfolgens selbst, oder die Negation des Maßes des Gesagten, der Disposition: die Disposition bestimmt die Kognition, es als „schwarz“ zu benennen, und die Satztechnik bestimmt es als positive Aussage „es ist schwarz“, wenn man dann „es ist weiß“ als Lüge äußert, heißt dies, dass man dieser Disposition nicht gefolgt hat.

Besteht die Lüge bloß darin, Sprachregeln nicht zu folgen? Wenn die Lüge selbst als sinnloser

⁴³ Die Widerlegung der Existenz der Lüge wäre schon an sich absurd: die Lüge ist eine Tatsache für die Pragmatik.

Wortgebrauch betrachtet werden könnte, dann wäre die Hervorhebung eines nicht blinden Regelfolgens keine notwendige Negation des Dispositionalismus. Wenn man den Regeln des Tennisspiels z. B. nicht mehr folgt, dann spielt man kein Tennis mehr. Die Umarbeitung des Satzes von einer aufrichtigen Aussage zu einer Lüge ist aber nicht zufällig oder arbiträr, da die Möglichkeit einer Täuschung bedeutet, dass der Hörer nicht wissen soll, dass er belogen wird, und ein Satz wie „ich bin auf dem Mond geboren“ oder semantisch sinnlose Sätze können keine Lüge sein, weil sie nicht als Wahrheit angenommen werden können. Beim Lügen muss das Wort so erscheinen, *als ob* es nach der Norm des Sprachgebrauchs *richtig* benutzt wird. Die Lüge wie die Nicht-Lüge müssen beide als aufrichtig Gesagtes erscheinen, und daraus folgt, dass die Lüge doch noch *inhaltlich* einer Norm folgen muss, so dass sie eine Erwartung erfüllen kann, d. h., dass sie *als* Informieren plausibel erscheinen kann. Die Lüge ist das Resultat eines Sprachspiels, das sich als das Resultat eines anderen Sprachspiels ergeben muss. Wie genau dieser Inhalt so verfälscht werden kann, ist sehr unterschiedlich, aber das Wesentliche hierbei ist, dass die Kunst der Fälschung ein Resultat haben soll, nämlich einen Satz, der den Eindruck machen soll, er sei durch die Fertigkeit einer Satztechnik hervorgebracht worden. Diese Fälschung des Resultates einer Fertigkeit kann selbst kein Resultat einer Fertigkeit sein, sondern ist eine durch den Willen *geleitete* Konstruktion, die so geschaffen wird bzw. so geschaffen werden soll, dass sie nicht als Lüge erkannt werden kann. Die Fälschung der Geschicklichkeit ist eine gewandte Fälschung. Die Lüge ist ein kreatives Sprachspiel, und es gibt gelungene und nicht gelungene Lügen – Kinder lügen oft, aber ihre Lügen sind einfach zu entlarven –, Lügen gelingen durch den Aufbau einer plausiblen Wahrheit. Es gibt also eine Normativität der Lüge und diese führt zugleich auf ein reflexives Regelfolgen und auf die Negation des Blindregelfolgens zurück. Die Lüge als Sprachspiel widerspricht also dem Prinzip der Lebensform (keine Normativität von Zeichenvorkommnissen lässt sich auf ein explizites Regelfolgen zurückführen, sondern alle Regularität im Rahmen einer Sprache geschieht lediglich nach einem blinden Regelfolgen einer Disposition) und entspricht einer Wiederherstellung der Reflexivität als Grundlage der Anwendungsregeln unserer Wörter.

4.3. Übergang zum dialektischen Betrachtung der Sprache

Wir haben schon salopp darauf hingewiesen, dass Disposition und Reflexion komplementär sind, wenn es darum geht, eine kognitive Leistung zu erbringen, aber dass die beiden Begriffe sich logisch widersprechen. Das Paradox des Regelfolgens hat aber bewiesen, dass die Reflexivität keine Normativität begründen kann. Dann kann laut dem Denkgesetz – die Theorie A und die Theorie nicht-A können nicht für die gleiche Leistung wahr sein – *nur* ein blindes Regelfolgen einer Disposition die Normativität des Zeichengebrauchs begründen. Nach diesem Resultat ist die

Lebensform die Grenze jedes sinnvollen Zeichengebrauchs. Das Gegenbeispiel der Lüge hat diese Grenze widerlegt, ohne dass es möglich ist, zu behaupten, dass das Paradox nicht richtig ist. Tatsächlich lässt sich die Hypothese, dass Disposition und Reflexion komplementär sind, auch beim Lügen festlegen: Die Bedingung der Möglichkeit der Lüge ist die Negation des blinden Regelfolgens und das Folgen der allgemeinen Regel der Lüge, die bewusste Anpassung eines Mittels zu einem Zweck, d. h. die Ableitung eines Besonderen aus einem Allgemeinen, die mehr oder weniger einfallsreich sein kann. Diese Negation widerlegt aber auf keinen Fall die Bedingung der Möglichkeit einer Stabilität des Zeichengebrauchs, im Gegenteil, eine Negation ist selbst von dem Negierten bestimmt: Die Lüge ist nur eine Lüge durch die Negation eines erwarteten Inhalts und dementsprechend bewährt die Lüge als ihre Bedingung die semantischen Dispositionen. Das Resultat der Analyse der Lüge löst die Einseitigkeit der These der Lebensform auf, ohne den grundlegenden Begriff der Lebensform selbst aufzulösen. Dass es Sprachspiele gibt, deren Normen auf eine Reflexion zurückführen, setzt noch die Bedingung der Möglichkeit der semantischen Normativität – wie in der These festgesetzt wird – voraus. Dieser Widerspruch zeigt, dass es ein notwendiges Verhältnis zwischen den kontradiktorischen Thesen gibt. Die Wahrheit der Negation einer Kategorie löst die Wahrheit der Kategorie nicht auf. Aber dass die Wahrheit der Negation von A keine Negation der Wahrheit von A ist, widerspricht dem Satz der formellen Denkgesetze. Wittgensteins Lebensformbegriff ist nicht nur das Resultat des Paradoxes, sondern auch das Resultat des Paradoxes *und* der Denkgesetze. Dann hat diese Antinomie unvermeidlich den Druck auf die Denkgesetze verschoben. Das ist das richtige Resultat einer Antinomie: nicht Theorien zu widerlegen, sondern die Vernunft in Verlegenheit zu bringen: Die völlige Zurückweisung der Thesis würde die Möglichkeit einer Normativität vernichten, die Zurückweisung der Antithesis die Möglichkeit einer Entstehung und Entwicklung von Dissens-Sprachspielen. Das Problem ist ein *logisches* bzw. *methodologisches* geworden.

B. Darstellung der dialektischen Methodologie

Einleitung

Der Teufelskreis einer Lehre über die richtige Methode einer philosophischen Erkenntnis ist bekannt: eine Untersuchung des Werkzeuges der Erkenntnis muss schon selbst ein Teil einer Erkenntnis sein und kann dementsprechend nicht als eine Art einer *Vorkenntnis*, die, ohne eine Erkenntnis zu sein, den Weg zur Erkenntnis aber bahnen mag, betrachtet werden (Vgl. *PDG*, Einleitung, S.68). Die Naturwissenschaft hingegen, die oft für sich die ernsthafteste Methodologie reklamiert, ist allerdings von der Richtigkeit der angewendeten Methodologie nicht so abhängig, wie man glaubt: viele große wissenschaftliche Erfindungen, man denke hier an die heliozentrische These von Kopernikus, die damals auf kein Experiment zurückführbar war, oder an die Theorie der Kontinentaldrift, haben sich auch gegen die damalige Disziplin ihrer jeweiligen Wissenschaft durchgesetzt. Wenn es um die Erkenntnis geht, hat die Tat der Erfindung den Vorrang vor der Methodologie, und eine Besessenheit der Methodik kann auch die Erforschung in etwas Fruchtloses verwandeln. Die dialektische Philosophie hingegen ist, genau weil die inhaltliche Entwicklung dieser Philosophie selbst nur ein Resultat einer Dialektik sein können, von der richtigen Ausführung ihrer Methodologie völlig abhängig⁴⁴, was die Festlegung der Methodologie notwendig macht, eine Festlegung, die wegen des Kreises der Bedingung aber *a priori* als unmöglich erscheinen kann. Aber diese Unmöglichkeit ist nur ein Schein und die Darstellung der philosophischen Methodologie ist selbst ein Teil der philosophischen Wissenschaft und dementsprechend selbst dialektisch zu entwickeln, was keine Gültigkeit der Dialektik voraussetzt, da die Dialektik nichts anderes als die Notwendigkeit der innerlichen Entwicklung des Intellekts und der Vernunft braucht. Die gesamten Texte Hegels, *die Phänomenologie des Geistes*, *die Wissenschaft der Logik* und *die Philosophie des Rechtes*, führen schon am Anfang eine Anwendung der Dialektik auf und begnügen sich mit einer Erläuterung über den Vorteil dieser Dialektik. Nur der *Vorbegriff der Wissenschaft der Logik* (in der *Enzyklopädie* Teil 1) legt seinerseits die Prinzipien der Dialektik dar, die hier wieder aufgegriffen werden. Der Bedarf an der Dialektik ist selbstverständlich nicht neu und die Geschichte der Dialektik verschmilzt mit der Geschichte der Philosophie, und es heißt zuerst, die Notwendigkeit der Dialektik als die der Philosophie überhaupt festzulegen.

⁴⁴ Das ist nicht der Fall für eine andere Methodologie in der Philosophie, soweit diese Methodologie mehr gepredigt als durchgeführt wird, oder: wenn sie durchgeführt würde, hätte man dadurch nichts erreichen können. Hegel hat über Aristoteles schon bemerkt: „er würde wohl auch nicht ein einziger dieser Begriffe [*der Metaphysik*] haben entstehen oder belassen werden können, wenn er den Verstandesgesetzen unterworfen werden sollte“ (*Enz.*, § 187). Man könnte hier hinzufügen, dass kaum ein Philosoph die Methodologie angewendet hat, die er als Maß der Erkenntnis errichtet hat, und der Grund dafür ist einfach, dass eine solche Selbst-Anwendung nur fruchtlos geblieben wäre.

Was macht die Philosophie selbst notwendig, wenn es darum geht, sich mit einem wissenschaftlichen Gegenstand zu konfrontieren? Das Denken ist sicher das, was allen geistigen Beschäftigungen, die eine Erkenntnis in einem Bereich der Wirklichkeit gewinnen wollen, gemeinsam ist. Die Philosophie zeichnet sich aber dadurch aus, dass sie keine unmittelbare Anwendung des Denkens auf ein Feld ist, sondern eine Erkenntnisgewinnung durch reflektiertes Denken, wobei das Denken in sich selbst die Bedingung dieser Erkenntnis untersucht, was auch bedeutet, dass sich das Denken und seine Anwendung durch diese Arbeit der Philosophie verwandeln und zu einem besseren Instrument werden. Die Arbeit der Philosophie, die Kunst, richtig denken zu lernen, besteht darin, das Denken selbst als Gegenstand zu haben, ihn neu zu betrachten. Das Schicksal des Denkens als Reflexivität ist aber, seine Unbekümmertheit zu verlieren, d.h., die Wirklichkeit soll für das Denken nicht nur eine Herausforderung, Gesetz und Regel zu finden, bleiben, sondern soll mit dem Prinzip des Denkens selbst in Konflikt geraten. Durch die subjektive Umarbeitung des Denkens soll aber umgekehrt auch für die Erkenntnis der Objektivität etwas gewonnen werden. Wenn jedoch nach dieser Untersuchung des Instruments die Erkenntnis und deren Resultat genauso bleiben, wie sie am Anfang waren, dann kann die Philosophie als Zeitverschwendung angesehen werden. Aber wenn das Denken dasselbe für die Philosophie wie für die Nicht-Philosophie ist, dann entspricht diese Untersuchung über das Denken selbst einer Notwendigkeit jeder Wissenschaft, und das Resultat gilt nicht nur für die Philosophie, sondern für die Erkenntnis überhaupt. Die Seite der experimentellen Erkenntnis ignoriert oft diese logische Verlegenheit, oder wenn sie mit einer solchen Verlegenheit konfrontiert wird, weiß sie nicht, wie sie sich zu verhalten hat, und dekretiert sie als Abnormalität (Vgl. *Enz.* §231); demnach besteht die erste Aufgabe der Philosophie darin, diese Verlegenheit im Rahmen der Wissenschaft zu erzeugen und sie sogar als notwendig festzulegen. Die Philosophie nimmt im Feld der wissenschaftlichen Arbeit dementsprechend einen besonderen Platz ein, weil sie bisweilen die karikaturhafte Verkörperung dieser Denkart ist, die von jeder direkten Konfrontation mit dem Realen entfernt bleibt und zugleich denjenigen, die ihre Beschäftigung für konkreter halten, ein Heilmittel für die Verbesserung ihrer Erkenntnis anbieten will. Diese Distanzierung gegenüber der konkreten Theorie und der Rückkehr des Denkens in sich selbst ist aber notwendig, auch wenn ein solcher Prozess seine Früchte zugunsten der Wissenschaft nur hervorbringt, wenn er vollständig absolviert wird.

1. Die Philosophie des Verstands und ihre Methodologie

Wenn die besonderen Wissenschaften sich auf bestimmte Bereiche beschränken und die Konfrontation ihrer Theorie mit dem Zwang der Wirklichkeit durch ein Experiment durchführen,

kann die philosophische Erkenntnis sich nur *logisch* verhalten. Der Verstand als Methodologie betrachtet, besteht in der Idee, dass das Denken das Maß der Übereinstimmung mit der wahrgenommenen Wirklichkeit *unmittelbar* in sich finden kann: nämlich das Prinzip der Identität und alle Tautologien der Aussagenlogik. Daraus folgt, dass das gewöhnliche Konzipieren einer Arbeit der Philosophie, um eine Theorie zu verteidigen oder zu prüfen, darin besteht, festzustellen, dass die entgegengesetzte Theorie einen Widerspruch enthält: „For any Attack, any criticism of any theory whatsoever, must be based on the method of pointing out some sort of contradiction, either within the theory itself, or between the theory and some facts (...)“⁴⁵ (Popper). Darin liegt das höchste Prinzip des logischen Formalismus, der Logik des Verstandes und ihr Denkgesetz. Dass eine solche Methodologie eine Antinomie nicht auflösen kann, liegt auf der Hand. Aber der Verstand leistet eine wichtige Arbeit für die Dialektik dadurch, dass gezeigt wurde, dass die Unmöglichkeit für das Denken, die Wirklichkeit zu begreifen, nicht auf einen Fehler oder eine Verwechslung, sondern auf eine unvermeidliche Endlichkeit des Denkens zurückzuführen ist: „Zum Philosophieren gehört vor allen Dingen, dass ein jeder Gedanke in seiner vollen Präzision aufgefasst wird (...)“ (Enz, §80, Zusatz). Das Setzen dieser *wesentlichen* Unfähigkeit des Denkens, eine letzte Entscheidung zu treffen, bildet den Übergang zum Skeptizismus und Kritizismus.

2. Die negative Dialektik

a) Die skeptische Behandlung der Antinomie.

Der Skeptizismus, die Arbeit des Denkens gegen den Dogmatismus des Verstandes, entspricht nach hegelscher Auffassung dem ersten Moment der Dialektik, der „negativen Dialektik“ (Enz, § 81), und keiner Zweifelslehre, wie es üblicherweise betrachtet wird:

Wer nur zweifelt, der steht noch in der Hoffnung, dass sein Zweifeln gelöst werden könne und dass das eine oder das andere Bestimmte, wozwischen er hin und her schwankt, sich als ein Festes und Wahrhaftes ergeben werde. Dahingegen ist der eigentliche Skeptizismus die vollkommene Verzweiflung an allem Festen des Verstandes, und die sich daraus ergebende Gesinnung ist die der Unerschütterlichkeit und des Insichberuhens.“ (Enz., § 81, Zusatz).

Der Skeptizismus ist eher als eine *methodologische* Lehre aufzufassen, die versucht, eine *Argumentation* gegen den Dogmatismus bzw. Aussagenlogik des Verstandes vorzubringen. Statt aber eine positive Methodologie über die Bedingung der Erkenntnis (durch das Denken) zu entwerfen, zeigt sie hingegen, wie das Denken unvermeidlich zu einem *negativen* Resultat führt. Der Skeptizismus richtet sich demnach gegen die Möglichkeit der Erkenntnis und Hegel unterscheidet zwei Arten von Skeptizismus: entweder als die Widerlegung der Wahrnehmung (der antike Skeptizismus) oder als die Widerlegung des Denkens (der moderne Skeptizismus):

⁴⁵ Popper, Karl : What is Dialectic ? , in *Mind*, 1940, S.403-426.

Dies ist der hohe, antike Skeptizismus, wie wir ihn namentlich beim Sextus Empiricus dargestellt findet und wie derselbe als Komplement zu den dogmatischen Systemen der Stoiker und Epikureer in der späteren Römerzeit seine Ausbildung erhalten hat. Mit diesem hohen antiken Skeptizismus ist nicht jener bereits früher (...) erwähnte moderne, teils der kritischen Philosophie voran-, teils aus dieser hervorgegangene Skeptizismus zu verwechseln, welcher bloß darin besteht, die Wahrheit und Gewißheit des Übersinnlichen zu leugnen und dagegen das Sinnliche und in der unmittelbaren Empfindung Vorhandene als dasjenige zu bezeichnen, woran wir uns zu halten haben. (*Enz.* § 81. *Zusatz*)

Die Unangemessenheit besteht nicht direkt zwischen dem Denken und der *Objektivität*, sondern zwischen dem Denken und einem falschen subjektiven Medium – oder umgekehrt ist das Denken selbst das falsche Medium der Erkenntnis. Die Kunst der Skeptiker besteht im Endeffekt darin, die auf das Konkrete angewendete Normen der Rationalität zum Scheitern zu bringen und nicht darin, dieses Scheitern aufzulösen. Die Widerlegung von Erkenntnisvermögen ist selbst zu widerlegen und die alternative lautet: die inhaltliche Auflösung der Antinomie betrifft Sätze, Prämisse der Vernunft.

Wittgensteins Paradox betrifft aber nicht das Denken oder die Wahrnehmung als Kriterium der Wahrheit, sondern die Möglichkeit, unsere Wörter durch Regeln zu bestimmen. Das Paradox der Semantischen Normen zeichnet sich also dadurch aus, dass es kein Erkenntnis-Paradox ist, was die Behandlung des Paradoxes und der Antinomie wesentlich ändert. Daraus folgt, dass das Paradox inhaltlich, d.h. *theoretisch* aufgelöst werden *muss*. Dieser Zwang einer Auflösung des semantischen Paradoxes entspricht dem schon erwähnten „skeptischen Paradox“ (*K.* S.22). Wittgensteins Paradox des Regelfolgens *zwingt* uns zu einer Auflösung und diese soll von der Philosophie wie von der Wissenschaft anerkannt werden, also als Theorie, als Erkenntnis objektiver Wahrheit. Man könnte hier behaupten, dass ein Paradox, als Demonstration *ad absurdum* betrachtet, für das Denken eine ähnliche Rolle spielt wie das Experiment für die Naturwissenschaft. Es ist tatsächlich im Rahmen der Mathematik wie in der Naturwissenschaft als eine gültige Beweisführung anzunehmen: das EPR-Paradox⁴⁶ ist z. B. eine Argumentation *ad absurdum*. Die Auflösung eines Paradoxes bedeutet aber nicht, dass wir uns des Widerspruchs entledigt haben, und es gibt ein Moment des Skeptizismus, das üblicherweise übersehen oder nicht als solches thematisiert wird, der die Antinomie der Theorien als Hauptfigur der Argumentation hat. Wittgensteins Paradox des Regelfolgens ist durch den Dispositionalismus aufgelöst, die Notwendigkeit einer inhaltlichen Auflösung der Antinomie an sich soll noch emporgehoben werden. Eine skeptische Behandlung der Antinomie kann aber keine Auflösung dieser sein. Der Sinn der Herangehensweise des Skeptizismus ist es aber nicht, diese oder jene Auflösung eines Widerspruchs festzulegen, sondern, als Kritik der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt die rationale Grundlage

⁴⁶ A. Einstein, B. Podolsky, N. Rosen: *Can quantum-mechanical description of physical reality be considered complete?* In: *Phys. Rev.* 47 (1935), S. 777–780.

jeder Theorie zu untergraben:

The *intense* view of these manifold contradictions and imperfections in human reason has so wrought upon me, and heated my brain, that I am ready to reject all belief and reasoning, and can look upon no opinion even as more probable or likely than another [Hume, *Treatise of Human Nature*, 1.4.7.8].

Das macht einen wesentlichen Unterschied zu der anderen skeptischen Herangehensweise (Kripke 1982 ; Kush 2006), wobei skeptische Argumente verstanden und benutzt werden, um eine Reihe von Theorien zu widerlegen, mit dem Ziel, die sogenannte „institutionelle Theorie“ festzulegen, eine Theorie, die später „skeptische Auflösung“ irreführend genannt wird⁴⁷.

b) Kritik an dem Prinzip einer kantischen Auflösung der Antinomien: Warum ist diese Behandlung der Antinomie noch ein Skeptizismus?

Antinomien sind nach Kants Auffassung „Sophistationen, nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst, von denen selbst der Weiseste unter allen Menschen sich nicht losmachen (kann)“ (Kant, *KRV*, A339, B397). Kant interpretiert die Antinomie auf keinen Fall als Paralogismus. Die Dialektik ist nur eine Kunst, Antinomien entstehen zu lassen, die kein *Fehler*, kein Paralogismus sind: „Hier zeigt sich nämlich ein neues Phänomen der menschlichen Vernunft, nämlich: eine ganze natürliche Antithetik, auf die keiner zu grübeln und künstlich Schlingen zu legen braucht, sondern in welche die Vernunft von selbst und zwar unvermeidlich gerät (...)“ (Kant, *KRV*, A407, B343). Die kosmologische Antinomie konfrontiert zwei Hypothesen miteinander: „Die Welt hat einen Anfang in der Zeit, und ist dem Raum nach auch in Grenze eingeschlossen“ und „Die Welt hat keinen Anfang, und keine Grenze im Raume, sondern ist, sowohl in Ansehung der Zeit, als des Raums, unendlich“, und jede ist durch das Denken argumentativ zu widerlegen (*KRV*, A426-429, B454-457). Diese kantischen Interpretation zielt darauf ab, zu beweisen, dass die Vernunft kraft ihrer Denkgesetze – tatsächlich ihrer Verstandesgesetze – nicht imstande ist, eine Entscheidung zu treffen (Kant, *KRV*, A407, B344) und die Antinomien werden durch die Erklärung, dass die Vernunft allein diesen notwendigen Widerspruch in sich hervorgebracht hat, aufgelöst:

So wird demnach die Antinomie der reinen Vernunft bei ihren kosmologischen Ideen gehoben, dadurch, dass gezeigt wird, sie sei bloß dialektisch und ein Widerstreit eines Scheins, da daher entspringt, dass man die Idee einer absoluten Totalität, welche nur als eine Bedingung der Dinge an sich selbst gilt, auf Erscheinung angewandt hat, die nur in der Vorstellung, und, wenn sie eine Reihe ausmachen, im sukzessiven Regressus, sonst aber gar nicht existiert. (*KRV*, A506, B534)

Diese Auflösung der Antinomie erfolgt also im Rahmen einer Kritik des reinen Denkens: „Die kantische Auflösung der Antinomie besteht gleichfall allein darin, dass die Vernunft die *sinnlichen Wahrnehmungen* nicht *überfliegen* und die Erscheinung, wie sie ist, nehmen soll“ (Hegel: *Wissenschaft der Logik*, Werke 5, S.227). Der Kritizismus erweist sich als ein Skeptizismus *der*

⁴⁷ Diese « institutionelle Theorie » entspricht nur der Auflösung des bereits erwähnten « Induktions-Arguments ».

reinen Vernunft, d. h., dass die Auflösung der Antinomie in der Behauptung der Unfähigkeit der Vernunft, aus seiner Kategorien ein Konkretes zu bestimmen, besteht, was wir als Ohnmacht der reinen Vernunft bezeichnen können. Die Unmöglichkeit, ein wissenschaftliches System aufzubauen, ist nicht gesetzt, nur die Unmöglichkeit, für das Denken allein dieses Systems *argumentativ* aufzubauen (Kant, *KRV*, B221, A179). Eine solche systematische Aufgabe, die Erkenntnis systematisch zu gewinnen, sollte also von der Seite der empirischen Erkenntnis allein durchgeführt werden, und Kant erklärt die Vernunft als nur „regulativ“ (*KRV*, B222, A180). Durch diese *Vorsichtsmaßnahme* der Vernunft sind aber der Satz der formellen Logik und der Vernunft gerettet, und wenn man die kantische Interpretation der Antinomie überwinden will, soll man diese Vorsichtsmaßnahme unwirksam machen.

Hier kommt es zur Sprache, dass der Inhalt selbst, nämlich die Kategorien für sich, es sind, welche den Widerspruch herbeiführen. Dieser Gedanke, dass der Widerspruch, der am Vernünftigen durch die Verstandesbestimmungen gesetzt wird, *wesentlich* und *notwendig* ist, ist für einen der wichtigsten und tiefsten Fortschritte der Philosophie neuerer Zeit zu achten. So tief dieser Standpunkt ist, so trivial ist die Auflösung; sie besteht nur in einer Zärtlichkeit für die weltlichen Dinge. Das weltliche Wesen soll es nicht sein, welches den Makel des Widerspruchs an ihm habe, sondern derselbe nur der denkenden Vernunft, *dem Wesen des Geistes*, zukommen. (*Enz.*, § 48)

Aber gibt es einen Grund dafür, der Widerspruch dem weltlichen Ding selbst zuweisen zu müssen, wie Hegel reklamiert? Die Sprache entspricht tatsächlich keiner transzendentalen Idee der reinen Vernunft, sondern einem anthropologischen und kognitiven Faktum. Die Sprache ist zwar eine Totalität, sie wird aber nicht jenseits der Grenze der Erfahrung *als ein Schein nur konstruiert*. Das Zurückgreifen auf Wittgensteins Lebensformbegriff findet hier seine methodologische Rechtfertigung: unsere Antinomie entsteht nicht aus zwei entgegengesetzten Hypothesen über eine Idee der reinen Vernunft, wie Kant in der kosmologischen Antinomie dargestellt hat, sondern aus notwendig entgegengesetzten *Theorien* bzw. Erklärungen von sprachlichen Vorkommnisse. Die kantische Art der Auflösung der Antinomie kann die Antinomie der Lebensform überhaupt nicht auflösen und kann demnach nicht *verallgemeinert* werden: sie ist nur eine Auflösung der *kosmologischen* Antinomie. Wenn wir mit Hegel annehmen, dass *jeder* Gegenstand und *jeder* Begriff eine Antinomie ist : „Es kann ferner bemerkt werden, dass die Ermangelung einer tiefer Betrachtung der Antinomie zunächst noch veranlasste, dass Kant nur *vier* Antinomie aufführt. (...) Die Hauptsache, die zu bemerken ist, ist, dass nicht nur in der vier besonderen, aus der Kosmologie genommenen Gegenständen die Antinomie sich befindet, sondern vielmehr in *allen* Gegenständen aller Gattungen, in *allen* Begriffen und Ideen.“ (*Enz.* §48), dann haben wir, weil sich das kantische Prinzip der Auflösung der Antinomie nicht verallgemeinern lässt, wieder den Skeptizismus, d. h. eine Antinomie ohne Auflösung. Die Aufgabe lautet nun: die Antinomie soll *für* die Vernunft aufgelöst werden.

c) Übergang zur dialektischen Auflösung der Antinomie.

Wenn der Kritizismus keine Auflösung der Antinomie vornehmen kann, heißt dies, dass die Stabilisierung der Theorie in einem System für *unmöglich* erklärt werden soll und dass die Wirklichkeit als Ganzes nicht verstanden sein kann: „Glaub unsereinem, diese Ganze ist nur für einen Gott gemacht!“⁴⁸ – dies ist das wirkliche Glaubensbekenntnis des Skeptikers. Aber die Überwindung des radikalen Skeptizismus lässt sich so darlegen: diese skeptische Betrachtung der Antinomie hier bedeutet, dass das Kontradiktorische festgehalten werden muss, und nicht, dass dieses Kontradiktorische das Resultat verwirrender Sophistationen der Vernunft ist. Aber zugleich behauptet der Skeptizismus, wenn er ein Skeptiker bleiben will, dass die Verletzung des Satzes des ausgeschlossenen Widerspruchs unhaltbar, absurd ist. Aber das ist der Widerspruch dieses Skeptizismus selbst: die Bedingung dieses Skeptizismus ist *doch* die Verletzung des Satzes des Widerspruchs.

So ist denn der Skeptizismus gegen das verständige Denken gerichtet, welches die bestimmten Unterschiede als letzte, als seiende gelten läßt. Der logische Begriff ist ebenso selbst diese Dialektik; denn die wahrhafte Kenntnis der Idee ist diese Negativität, die im Skeptizismus ebenso einheimisch ist. Und der Unterschied liegt nur darin, daß die Skeptiker bei dem Resultat als einem Negativen stehenbleiben: dies und dies hat einen Widerspruch in sich, also löst es sich auf, also ist es nicht. Dies Resultat ist so das Negative; aber das Negative selbst ist wieder eine einseitige Bestimmtheit gegen das Positive, d.h. der Skeptizismus verhält sich nur als Verstand. Er verkennt, daß diese Negation ebenso affirmativ ist, ein bestimmter Inhalt in sich; denn es ist Negation der Negation, näher die unendliche Affirmation, die sich auf sich beziehende Negativität. (Hegel: *Vorlesung über die Geschichte der Philosophie*, II, „die Philosophie der Skeptiker“, S.359)

Der Skeptizismus enthält also noch einen Aspekt des Dogmatismus, das Festhalten des Satzes des Verstandes, oder ist noch durch einen *logischen Dogmatismus* bedingt. Die Auflösung dieser Inkonsequenz lautet: die Prinzipien des Denkens sind es, die zu widerlegen sind; die Sätze des Verstandes, dazu gehören der Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs, der Satz der Identität, sind nicht absolut gültig. Kant und die traditionelle Philosophie haben versucht, mithilfe eines Maßstabs die Probleme der Philosophie aufzulösen, ohne zu dem Resultat zu kommen, dass das Problem überall schon der Maßstab selbst war. Eine Methodologie, die die Ohnmacht der Philosophie als Wissenschaft nicht darstellen will, soll zuerst die Ohnmacht des logischen Prinzips beenden, und diese Verbesserung heißt ihrerseits, wenn das Prinzip der Logik als Resultat unmittelbarer Intuition der Vernunft also falsch oder unvollständig ist, dass dasjenige, was wir Prinzip der Logik nennen, an sich noch als ein *Resultat* einer Wissenschaft festgelegt werden soll. Die Erfüllung der Aufgabe der Philosophie kann im Endeffekt nur die *Umwälzung der Denkart* heißen. Im Folgenden soll die Bestimmung der richtigen Methodologie der Vernunft betrachtet werden.

⁴⁸ *Faust I*, Studierzimmer.

3. Die positive Dialektik oder die spekulative Vernunft

3.1. Die dialektische Auflösung der Antinomie

Die Erklärung der dialektischen Auflösung der Antinomie lässt sich in drei Prinzipien teilen: a) Zuerst ist die *Einseitigkeit* der These, dass die Grenze der Lebensform die Grenze jedes sinnvollen Sprachgebrauchs ist, zu widerlegen. Die Analyse des Sprachspiels der Lüge hat uns schon gezeigt, dass sowohl These als auch Antithese *beide* notwendig sind, dass die Wahrheit nicht „A oder nicht-A“ ist, sondern dass A und nicht-A das Ganze ist. Es bleibt dennoch eine notwendige Negation übrig, da das blinde Regelfolgen die Bedingung der Normativität jedes Sprachgebrauchs ist. b) Zweitens heißt eine dialektische Auflösung, die Antinomie auf eine notwendige Antithetik eines Begriffes zurückzuführen.

Um die Antinomie rein zu haben und sie in ihrem einfachen Begriffe zu behandeln, mussten die Denkbestimmungen nicht in ihrer Anwendung und Vermischung mit der Vorstellung der Welt, des Raums, der Zeit, der Materie, usf. genommen, sondern ohne diese Konkreten Stoff, der keine Kraft noch Gehalt dabei hat, rein für sich betrachtet werden, indem sie allein das Wesen und den Grund der Antinomie ausmachen. (Hegel, *Wissenschaft der Logik, I*, Werke 5, S. 217)

Der zweite Teil der dialektischen Auflösung lautet, dass die Negation zum Begriff selbst gehört, ein Begriff, der von dem Gegenstand (hier die Sprache) abstrahiert werden soll. Die Negation der Antinomie soll auf zwei widersprüchliche Momente des Begriffes selbst zurückführbar sein. Der Begriff der Normativität ist an sich ein Widerspruch: Jede Normativität setzt 1) (Thesis) ein blindes bzw. spontanes Urteilen voraus, aber jedes blinde Regelfolgen ist nur eine Wiederholung und verhindert die Bestimmung besonderer, gegenwärtiger Fälle (was dem Prinzip einer Regel widerspricht), oder 2) (Antithesis) setzt ein explizites (bestimmendes) Urteilen voraus, aber umgekehrt löst die Reflexion über die Regel, bei der Bestimmung eines besonderen Falls, die existierende Regel auf, d. h. jede Regelmäßigkeit, die für eine Normativität nötig ist. Kripkes oder Boghossians Extensionalitäts-Argument ist ein wichtiges Argument gegen dem dispositionalen Theorie der Kognition und führt auf die Thesis (1) zurück: unsere Dispositionen sind endlich und die Zahl der Fälle, auf die die Regel richtig anzuwenden ist, ist unendlich, dann liegt dem richtigen Gebrauch eines Wortes keine Disposition zugrunde.

First, the idea of meaning something by a word is an idea with an infinitary character – If I mean plus by '+' then there are literally no end of truths about how I ought to apply the term, namely to just the members of this set of triples and not to others, if I am to use it in accord with its meanings. (...) This is not merely an artefact of the arithmetical example; it holds for any concept. If I mean *horse* by 'horse', then there are literally no end of truths about how it would be correct for me to apply the

term – to horses on Alpha Centauri, to horses in Imperial Armenia, and so on, but not to cows or cats wherever they may be – if I am to use it in accord with its meaning.⁴⁹

Aber Kripke und Boghossian haben es unbeachtet, dass Wittgensteins Theorie des Dispositionalismus die notwendige Auflösung des Paradoxes des Regelfolgens ist. Die Normativität kann nicht nur allein auf ein wirksames Bewusstsein, d. h. auf einen Abstand gegenüber einer angenommenen Norm oder allein auf eine Internalisierung einer Norm, einer Technik, eines Geschmacks usw., zurückführen. Die Antithetik der Normativität ist notwendig und darin liegt die Auflösung der Antinomie: Die Normativität soll, um wirksam zu sein, diese *beiden antithetischen* Aspekte, Disposition und Reflexivität, enthalten.

c) Der Übergang vom Verstand zur spekulativen Methodologie heißt, widersprechende Begriffe als Moment des *Objekts* selbst zu fassen. Der Widerspruch des Begriffes soll zwar aufgelöst werden; aber diese Auflösung erfolgt nicht als eine Theorie (widerspruchsfreie Theorie), sondern als Wirklichkeit, als Entwicklung von Kategorien der Wirklichkeit, d. h. als Entwicklung einer Vermittlung, eines Mediums. Die logische Auflösung von Widersprüchen ist die Bewegung der Wirklichkeit selbst. Darin liegt das Wesen der dialektischen Methodologie, der Einheit des Denkens und des Seins. Wenn es möglich ist, eine entgegengesetzte Theorie als wahr festzulegen, wie es die Analyse bzw. Fortentwicklung der Lebensformtheorie ermöglichen soll, dann ist der Widerspruch auf der Seite des Dinges selbst gesetzt. Eine „Zärtlichkeit für das Ding der Welt“ kann nicht mehr das Thema sein. Nun geht es darum, zu versuchen, die Dialektik aufzuklären, bevor wir sie auf die Sprache als System anwenden.

3.2. Darstellung der spekulativen Vernunft

Die Dialektik als vollständige Methodologie ist die Überwindung des einseitigen Dogmatismus und des Skeptizismus: vom Dogmatismus übernimmt die Dialektik die Notwendigkeit eines festen Resultats und vom Skeptizismus übernimmt sie die Notwendigkeit der Negation jeder Fixierung im Erkenntnisbereich. Es geht also darum, das Prinzip der positiven Dialektik, die *spekulative Vernunft*, die Anerkennung vom Denken, dass die *Negation* zum *positiven* Resultat führt (*Enz.* § 82), zu betrachten. Die Durchführung einer formalisierten Schlussfolgerung enthält hingegen keine Negation und soll diese Negation unbedingt vermeiden – Ableitung heißt in diesem Fall, die Wahrheit der Prämissen bis zum Schluss zu bewahren –, denn wenn dieses System in Widerspruch gerät, ist auch das ganze System als ungültig zu erklären und als inkonsistent zurückzuweisen. Eine Erklärung der spekulativen Vernunft soll dagegen zeigen, dass es vielmehr

⁴⁹ Boghossian: The Rule-Following Considerations, in *Rule-Following and Meaning*, S. 143.

die Negation im Rahmen der Herleitung ist, die die Konsistenz, den Zusammenhang von Theorien, erlaubt und dass der Formalismus, wenn er auf den Begriff angewendet wird, zu unvermeidlichen Schwankungen führt.

Es ist eine verbreitete Vorstellung, die in Hegels Philosophie als Methodologie durchgeführte Dialektik nach dem Schema These–Antithese–Synthese aufzufassen: zuerst wird eine These aufgestellt und deren Widerspruch enthüllt, dann wird diese These durch eine entgegengesetzte These ersetzt, die selbst in einen neuen Widerspruch gerät, und schließlich folgt die Auflösung, die Synthese, die die Einseitigkeit der These und der Antithesen aufhebt und dann widerspruchsfrei wäre. Diese scholastische Rezeption bildet aber eine noch formalisierte Darstellung der Dialektik, die zwar den positiven Aspekt der Negation betrachtet, aber mehrere Probleme übersieht: zuerst muss uns schon die erste These als etwas Notwendiges zur Verfügung stehen und das bloße Aufstellen einer These kann eine solche Entstehung nicht herbeiführen. Zweitens ist die Frage, was inhaltlich die Antithese einer These ist. Man kann zwar behaupten, es wäre nichts einfacher, als etwas zu verneinen: A wird angenommen, daraus folgt nicht-A. Aber diese Verneinung scheint selbstverständlich zu sein, weil sie formell präsentiert wird. Schwieriger ist es, die Verneinung eines *Inhalts* zu bestimmen. Was ist zum Beispiel die Negation der Tat des *Informierens*? Angenommen, es wäre das Lügen. Aber wenn man nicht informiert, will man nicht die Wahrheit sprechen. Das Schreiben einer Fiktion besteht auch darin, die Wahrheit nicht zu sagen, aber das Schreiben einer Fiktion entspricht keiner Lüge. Demnach ist die Negation des Informierens formell unbestimmt und kann nur durch die Analyse des Inhalts des Begriffes des Informierens bestimmt werden, ein Begriff, der selbst abgeleitet und nicht einfach aus unseren Meinungen, unserer Vorstellung herausgefunden werden soll. Daraus folgt, dass die Synthese in Rahmen der formalisierten Dialektik nur eine äußerliche Verbindung ist, eine Kompromiss zwischen zwei Thesen, keine innerliche Verbindung von einem zu anderen⁵⁰.

Die allgemeine Bedeutung der Vernunft besteht darin, etwas zu beweisen, ein Resultat aus etwas abzuleiten, und die spekulative Vernunft widerspricht nicht diesem Vernunftbegriff, sondern ist die vollständige Anwendung von diesem. Das erste Prinzip – wenn man von einem Prinzip sprechen darf – der Dialektik besteht also darin, dass die Logik der Proposition (Satz des Widerspruchs, der ausgeschlossene Dritte) durch eine Logik des Begriffes ersetzt werden sollen und dass die Negation eines Begriffes von der Analyse des Begriffes selbst abgeleitet wird⁵¹. Eine abgeleitete Negation kann nur bedeuten, dass die Affirmation sich selbst negiert, diese Negation ist also nicht von einem äußerlichen Standpunkt bloß versichert: oder es ist gleichbedeutend, zu sagen,

⁵⁰ Vgl. Hegels Kritik an Kants *Triplizität* in *PDG*, Vorrede, Suhrkamp, Werke 3, S. 48-49.

⁵¹ Vgl. Adorno: "Ihr Gebot, einem jeglichen Begriff so lange rein zuzusehen, bis er kraft seines eigenen Sinnes, seine Identität also, sich bewegen, unidentisch werde mit sich selbst, ist eines von Analyse." Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*, 1966, S.157.

dass ein Begriff notwendig in seine Negation *umschlägt*:

Nun ist aber, wie wir gesehen haben, das abstrakte verständigen Denken so wenig ein Festes und Letztes, dass dasselbe sich vielmehr als das beständige Aufgeben seiner selbst und als das Umschlagen in sein Entgegengesetztes erweist, wohingegen das vernünftige als solches gerade besteht, die Entgegengesetzten als ideelle Momente in sich enthalten. (*Enz.* §82, Zusatz)

Jeder Begriff enthält einen Widerspruch oder jeder Begriff ist eine Antinomie, „Solcher Widerspruch ist kein subjektiver Denkfehler“ (Adorno)⁵². Wenn die Affirmation in sich ihre eigene Negation enthält, dann enthält diese Negation selbst noch die Affirmation, und wenn die Negation selbst in Widerspruch gerät, dann ist diese neue Negation keine Rückkehr zur Affirmation – die Negation einer Negation ist keine Affirmation – sondern die Negation der festen Entgegensetzung der Affirmation und Negation, und diese zweite Negation erhebt sich als die Wahrheit der beiden ersten, wodurch sie zum Moment eines Ganzen geworden sind⁵³. Die Affirmation ist der Begriff „in seiner Unmittelbarkeit“, der Begriff an sich (*Enz.* § 83); die Analyse dieses unmittelbaren Begriffs führt zur Negation dieser Unmittelbarkeit, zur Vermittlung und Reflexivität (*Enz.* §83), die selbst durch die Analyse zur Negation dieses zweiten Moments des Begriffes führt. Die Synthese der Unmittelbarkeit des Begriffs mit der reflexiven Form des Begriffs ist auch die Negation des Begriffes selbst. Zum Beispiel sollen, um hier die Grammatik zu antizipieren, die drei Kategorien des Verbaspektes, das Progressiv, das Perfektiv und das Imperfektiv, drei Momenten eines Begriffes entsprechen: a) dem Ausdruck einer unmittelbaren Kenntnis eines Ereignisses (das Progressiv), b) der Negation dieser Unmittelbarkeit: dem Ausdruck der vermittelten Kenntnis (das Perfektiv) und der Synthese von beiden: c) dem Ausdruck der Kenntnis eines Ereignisses durch eine Verallgemeinerung einer Erfahrung (Imperfektiv), die zugleich die beiden ersten Inhalte des Begriffes als *Moment* enthält. Aber das Imperfektiv, die Verallgemeinerung einer Erfahrung, ergibt sich auch als die Negation des Hauptbegriffes der Kategorie des Aspekts, der Ausdruck einer Kenntnis des Ereignisses.

Die Dialektik als Beweisführung *bewährt* also die Wahrheit nicht, also nicht wie im Lauf einer Demonstration aus einer Axiomatik, sie *bringt* die Wahrheit eines Begriffes durch die innere Notwendigkeit des Begriffes *hervor*. Der Begriff ist sozusagen aus sich selbst herausgetrieben und das Konkreteste ist das Resultat dieses innerlichen Antriebs des Begriffes. Die Durchführung einer Dialektik kann in dieser Hinsicht nur im Rahmen eines Systemaufbaus eine Wahrheit haben und der isolierte Satz an sich ist nur ein Teil dieser Wahrheit: „Das Wahre ist das Ganze.“ (*PDG*, Vorrede, S. 24) Die Dialektik ist eine Art, eine Theorie als System aufzubauen, in welchem alles abgeleitet wird, inklusive des Anfangs, und zwar nicht, weil es keinen Anfang gibt, sondern weil

⁵² Adorno: *Negative Dialektik*, 1966, S.152. Als Beispiel eines innerlichen Widerspruchs des Begriffes der Freiheit, siehe Adorno: *Negative Dialektik*, 1966, S.151-152. Über die Notwendigkeit des Widerspruchs, siehe auch Adorno, *ibid.* S.159.

⁵³ Für eine andere Auslegung bzw. Kritik der Hegelschen „Negation der Negation“, Vgl. Adorno, *ibid.*, S.159.

das System ein Kreis ist: am Ende wird der Anfang gerechtfertigt (*Enz.* §17). Nur kann ein Kreis als *Petitio principii* in Misskredit gebracht werden⁵⁴. Diese Gefahr wird aber dadurch vermieden, dass das System die *Negation* als Ableitungsprinzip besitzt, und zwar das Prinzip einer bestimmten Negation. Es ist eben die Negation, weil sie die einseitige Wahrheit der Prämisse verneint, die die Gefahr einer schlechten Tautologie beseitigt. Der Formalismus hingegen kann den Anfang nicht rechtfertigen, er betrachtet ihn als bloße Annahme, und dann erfüllt der Formalismus nicht die Aufgabe des Vernunftbegriffs, alles zu beweisen. Dann ist auch ein dialektisches System ohne Prinzip und es hat einen Anfang, der keine Voraussetzung ist (oder, wenn man will, nur eine vorläufige Voraussetzung).

In der *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (§ 238, *Zusatz*) behauptet Hegel: „die philosophische Methode ist sowohl analytisch als auch synthetisch“, was aber weder auf die kantische noch auf die moderne Konzipierung der Analyse verweist. Die sogenannte analytische Methodologie, die nach Kant nur einen Übergang zum Identischen ermöglicht (*KRV*, Einleitung, B11, A7), wobei jedoch nichts Neues entsteht außer dasjenige, was sich schon am Anfang verstehen lässt, ist eine falsche Konzipierung der Analyse. Die Analyse ist besser als eine Methodologie der Mathematik zu betrachten: das Gegebene ist das Kontinuum, und die Analyse versucht, die Eigenschaften dieses Kontinuums in einem diskursiven und diskreten System von Zeichen auszudrücken⁵⁵. Die Synthese als die Gegenrichtung entspricht der Axiomatik: das Konkrete und dessen Eigenschaften sollen abgeleitet werden, die Synthese führt immer auf eine Assoziation am Anfang (Axiom, Definitionen) zurück, die selbst nicht abgeleitet werden kann⁵⁶. Die Dialektik lässt sich aber als die Einheit der Analyse und Synthese auffassen, jedoch unter der Voraussetzung, dass die Perspektive, angepasst an ihren Gegenstand, festgelegt ist:

Die philosophische Methode ist sowohl analytisch als auch synthetisch, jedoch nicht in dem Sinn eines bloßen Nebeneinander oder einer bloßen Abwechslung dieser beiden Methoden des endlichen Erkennens, sondern vielmehr so, daß sie dieselben als aufgehoben in sich enthält und demgemäß in einer jeden ihrer Bewegungen sich als analytisch und synthetisch zugleich verhält. Analytisch verfährt das philosophische Denken, insofern dasselbe seinen Gegenstand, die Idee, nur aufnimmt, dieselbe gewähren läßt und der Bewegung und Entwicklung derselben gleichsam nur zusieht. Das Philosophieren ist insofern ganz passiv. Ebenso ist dann aber das philosophische Denken synthetisch und erweist sich als die Tätigkeit des Begriffs selbst. Dazu aber gehört die Anstrengung, die eigenen Einfälle und besonderen Meinungen, welche sich immer hervortun wollen, von sich abzuhalten. (*Enz.*, § 238, *Zusatz*).

Kants Idee eines *synthetischen Urteils a priori* nähert sich mehr der Dialektik, in der die Synthese *a*

⁵⁴ « Die Rückkehr des Resultats der bewegung in ihren Beginn annulliert es tödlich. » Adorno, *ibid.* S.156

⁵⁵ Ein gutes Beispiel für ein solches Verfahren in der Mathematik ist die Fourier-Analyse.

⁵⁶ Diese Nicht-Ableitung der Axiome ist aber nicht als *Arbitrarität* der Axiome aufzufassen. Axiome sollen ein System ausmachen, und dieses System *soll* seinerseits die Aufgabe erfüllen, alle wahren Theorien beweisen zu können – das Programm Hilberts – und keine falsche Theorie beweisen zu können. Diese Aufgabe eines Axiom-Systems wurde in Gödels (1931) als *nicht zu erfüllen* erwiesen. Kurt Gödel: *Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I*. In: Monatshefte für Mathematik und Physik. 38, 1931, S. 173–198.

priori eine Assoziation von zwei Entgegengesetzten ist, die nicht von außen, von der Erfahrung übernommen sind, sondern deren Grund im Subjekt selbst liegt. Nach dieser Darlegung des Prinzips der spekulativen Vernunft als Wissenschaft können wir uns der Hauptkritik an der Dialektik zuwenden.

4. Kritik an der Dialektik

a) Aristoteles

Die Kunst der Dialektik – ursprünglich bedeutet das Wort Dialektik „Kunst des Denkens, der Argumentation“ – besteht darin, den inneren Widerspruch von Kategorien explizieren zu lassen, und die Dialektik erweist sich als Kunst des Denkens, die Negation als Moment eines Systemaufbaus zu behandeln. Der Verzicht auf den Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs kann aber nicht unvorsichtig angenommen werden, weil die Gefahr besteht, dass dadurch unbemerkt neue Paradoxe entstehen. Aristoteles behauptet, dass die Bedingung der Möglichkeit aller Bestimmtheit des Denkens und des Seins überhaupt der Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs wäre (*Metaphysik*, Γ, 4, 1006 a). Wenn zwei kontradiktorische Prädikate zugleich einem Subjekt zugewiesen werden können, dann könnte jedem Subjekt *alles* zugewiesen werden und dann würde die Möglichkeit, ein Subjekt durch ein Prädikat *wesentlich* zu bestimmen (*οὐσία*), verloren. Wenn es wahr ist, z. B., dass eine Pflanze keinen Schmerz haben kann, dann sollte es zugleich wahr sein, falls der Satz des ausgeschlossenen Widerspruch nicht gültig wäre, dass eine Pflanze auch Schmerz haben kann, oder Vernunft usw. und die Konklusion ist absurd. Das Argument lautet: um eine Bestimmung überhaupt zu fassen, ist die Annahme des Satzes des ausgeschlossenen Widerspruchs notwendig. Das ist aber falsch: es ist nur die Negation, die hier notwendig ist, und die Dialektik anerkennt diese Negation als konstitutiv für jeden Begriff, „*omni determinatio est negatio*“ ist natürlich ein Satz, der die Dialektik für sich übernimmt⁵⁷. In der Tat setzt alle wesentliche Bestimmung eines Gegenstandes eine Ausschließung voraus: ein Mensch ist nur ein Mensch, weil er Bestimmungen besitzt, die kein Tier, keine Pflanze, kein Stein usw. besitzt. Die oben dargestellte Methodologie lässt aber verstehen, warum die Dialektik dieser Gefahr einer unvermeidlichen Unbestimmtheit entrinnen kann: die Negation soll selbst bestimmt werden, von einer Affirmation abgeleitet und nicht von außen bloß versichert; und zu behaupten, dass eine Pflanze keinen Schmerz haben kann oder Schmerz haben kann, entspricht keinem Resultat einer notwendigen Entwicklung des Pflanzenbegriffes.

⁵⁷ „Spinoza hat den großen Satz: Alle Bestimmung ist eine Negation“, Hegel: *Vorlesung über die Geschichte der Philosophie*, III, S.163.

b)Prinzip der Explosion

Der Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs ist aber ein Axiom der Schlussfolgerung. Erfüllt die Dialektik die Aufgabe der Festlegung einer Bestimmtheit im Rahmen einer Schlussfolgerung? Eine ähnliche Kritik wie Aristoteles' Unbestimmtheits-Gefahr hat die Form eines formellen Arguments gefunden, die hier nicht übersehen werden darf: das *ex contradictione sequitur quodlibet* oder *Prinzip der Explosion*, das als ein gültiges Argument gehalten ist: falls A und nicht-A beide wahr sein können, dann alle Aussagen wahr sind und es gibt keine Normativität mehr. „It would mean a complete breakdown of science.“⁵⁸ Aber ist dieses Prinzip der Explosion überhaupt richtig, auch formell betrachtet? Dieses Prinzip der Explosion lässt sich in der Aussage-Logik wie folgt darlegen:

- (1) $P \wedge \neg P$ - Annahme
- (2) P - Elimination der Konjunktion von (1)
- (3) $\neg P$ - Elimination der Konjunktion von (1)
- (4) $P \vee Q$ - Einführung der Disjunktion
- (5) Q - Disjunktiver Schluss aus (3) und (4)

Das Resultat (5) ist natürlich nur gültig, wenn (3), (4) und (5) einen gültigen *disjunktiven Schluss* zulassen. Unsere Argumentationslinie will zeigen, dass das Prinzip der Explosion als *Ganzes* (1-5) ungültig ist, ohne den disjunktiven Schluss selbst ist infrage zu stellen. Eine andere Strategie ist in Priest (2001) zu finden, wo der disjunktive Schluss als ungültig festgelegt wird, mit der Annahme einer nicht-klassischen Logik^{59 60}. Aber das Prinzip der Explosion selbst ist diese Annahme einer nicht-klassischen Logik und aus (3) und (4) kann man *nicht* (5) schließen, weil (1) diesen disjunktiven Schluss *blockiert*:

- (3*) $\neg P$
- (4*) $P \vee Q$
- (5*) $P \vee Q$ -Wegen (1)

Die Gültigkeit eines disjunktiven Schlusses muss die Gültigkeit des Satzes des ausgeschlossenen Widerspruchs voraussetzen, und die Annahme (1) ist die Negation dieses Satzes. Das *ex contradictione sequitur quodlibet* ergibt sich als ein *petitio principii*. Es wäre schon eine Überraschung, dass ein Satz, der für ein grundsätzliches logisches Axiom jeder Deduktion gilt, selbst beweisbar sein kann. Die Sätze des Denkens zu überwinden bedeutet aber nicht, dass wir

⁵⁸ Karl Popper : What is Dialectic ? In : *Mind*, 1940, S.403-426.

⁵⁹ „So the paraconsistent dialetheist rejects disjunctive syllogism as well“: Hartry Field: *Saving Truth form Paradox*, 2008, S.362.

⁶⁰ Priest setzt allerdings ein „true-value gluts“ voraus, d.h. schon die Ungültigkeit der zweiwertigen Logik. Priest, Graham: *An Introduction to Non-Classical Logic*, 2001, S.154.

ohne Regel argumentieren, sondern dass eine bessere Logik für die Wissenschaft zu schaffen ist, und die Möglichkeit im Rahmen der Dialektik, Schlussfolgerungen durchzuführen, ist nicht in Gefahr, auch wenn aus A nicht-A (inhaltlich betrachtet) folgt.

5. Eine dialektische Kritik am Formalismus

Ist der Formalismus die Garantie der Wissenschaftlichkeit der Philosophie? In der Naturwissenschaft erfolgt die Auseinandersetzung mit der Notwendigkeit durch das Experimentieren und den Rekurs auf den Formalismus der Mathematik – wenn man Empirismus richtig auffasst, und der Begriff ist ziemlich uneindeutig, sollte man erkennen, dass der wissenschaftliche Gebrauch der Empirizität nicht auf der Wahrnehmung beruht, sondern auf dem Experimentieren, wobei das Ding auf die Stufe der Naturobjektivität überhaupt erhoben ist und seine Eigenschaften zugleich *allgemein* und *quantitativ* betrachtet werden. Also hat eine *besondere* Bestätigung wie „dieses Buch ist schwarz“ mit der Wissenschaft und Experimentieren nichts zu tun, auch wenn es eine richtige Bestätigung ist. Aber die Philosophie und Geisteswissenschaft entbehren solcher Mittel und die Notwendigkeit kann hierbei nur innerlich, d. h. *begreiflich* wirken. Der Formalismus glaubt, diese Notwendigkeit in diesem abstrakten Gesetz der Argumentation zu finden, aber genau das ist unmöglich, und das formelle Denkgesetz kann nur helfen, insofern man ein Postulat oder Prinzip bestätigt hat, dem man in der Anwendung auf besondere Fälle treu bleibt. Man kann entweder nur die These oder die Gegenthese behaupten, aber dabei ist keine Entscheidung zu treffen, und dementsprechend besteht die Gefahr einer hilflosen Unbestimmtheit für den Formalismus. Die Dialektik intendiert hingegen nicht, wie die „parakonsistente Logik“ (Graham Priest, 2001, 2002) einen Formalismus durch einen anderen zu ersetzen, sondern eine Logik des Begriffes, des notwendigen Inhaltes, festzulegen. Es ist schon merkwürdig, dass der Formalismus, der sich zuerst als Abstrahieren von allem Inhalt definieren lässt, weiter diese Abstraktion als Werkzeug benutzen will, um sich Klarheit über einen Begriff zu verschaffen:

Wenn die Logik als die Wissenschaft des Denkens im allgemein wird, so wird dabei verstanden, dass dies Denken die *bloße Form* einer Erkenntnis ausmache, dass die Logik von allem *Inhalt* abstrahiere und das sogenannte *zweite Bestandteil*, das zu einer Erkenntnis gehöre, die Materie, anderswoher gegeben werden müsse, dass somit die Logik, als von welcher diese Materie ganz und gar unabhängig sei, nur die formale Bedingungen wahrhafter Erkenntnis angeben, nicht aber reale Wahrheit selbst enthalten, noch auch nur der Weg zu realer Wahrheit sein könne, weil gerade das Wesentliche der Wahrheit, der Inhalt, außer ihr liegt.

Für erste aber ist es schon ungeschickt zu sagen, dass die Logik von allem *Inhalte* abstrahiere, dass sie nur die Regeln des Denkens lehre, ohne auf das Gedachte sich einzulassen und auf dessen Beschaffenheit Rücksicht nehmen zu können. Denn da das Denken und die Regeln des Denkens ihr Gegenstand sein sollen, so hat sie ja unmittelbar daran ihren eigentümlichen Inhalt; sie hat daran auch jenes zweite Bestandteil der Erkenntnis, eine Materie, um deren Beschaffenheit sie sich bekümmert. (Hegel, *Wissenschaft der Logik, I*, Werke in 20 Bände, 5, S.36)

Die Einheit der Form mit dem Inhalt, was den Grundboden der Rationalität ausmacht, erfolgt zuerst als Begriff. Zu den neuen Normen der Rationalität: Die Prinzipien der Logik der Proposition (Satz des Widerspruchs, der ausgeschlossene Dritte) sollen durch eine Logik des Begriffes ersetzt werden, wobei die Negation eine konstitutive Rolle im Begriffsaufbau spielt. Dass die Logik des Begriffes vor der sogenannten Logik der Proposition Vorrang haben soll, weil die Logik der Proposition gegenüber dem notwendigen Widerspruch blind bleibt, wurde von Adorno richtig erkannt: „Der Logik der Widerspruchlosigkeit bliebe es anstößig; allein Dialektik kann es in der Selbstkritik des Begriffes begreifen.“⁶¹

Nach dem Formalismus wird der Inhalt eines Begriffes demnach nur durch den Wortgebrauch bestimmt und weil er noch die Form des Urteils benutzen will, muss er das Wort in einer Definition umwandeln, ohne aber diese Definition konstruieren zu können. Die Unbestimmtheit des Formalismus lässt sich so erklären, dass der notwendige Widerspruch des Inhalts von dem Formalismus als getrennt, nur als zwei kompetitive Definitionen angesehen wird, dann verweilt der Formalismus in einem ewigen Ismus-Streit. Die Geisteswissenschaften und die Philosophie bzw. die nicht „quantitativen Wissenschaften“, die sich auf diese Denkgesetze des Verstandes grenzen, leiden also an einer Unangemessenheit zwischen ihrer Methodologie und ihrem Objekt. Aus dem Formalismus lässt sich im Endeffekt nur eine thematische Philosophie hervorbringen, nicht, weil diese gegen die Idee einer systematischen Philosophie Argumente vorgebracht hat, sondern weil ihre Methodologie es verbietet, einen solchen begrifflichen *Übergang* zu riskieren.

Die spekulative Philosophie als System *des Begriffes* soll jene wesentliche Bedeutung von allgemeinen Vorstellung ableiten, und die Bedeutungen von Wörtern wie „Eigenschaft“, „Wirklichkeit“ usw. sind weder angenommen, noch bloß definiert, wie man es am Anfang einer philosophischen Diskussion gewöhnlich tut, sondern müssen als Moment eines Systems selbst *hervorgebracht* werden. Nur dadurch wird ein Inhalt zum Begriff, der jeden Rest von Arbitrarität verliert, was das Merkmal von konkreten Wörtern einer natürlichen Sprache ist. Die Vorstellungen, auf die die Bedeutungen von Wörtern zurückführen, sind allerdings schon eine Allgemeinheit, aber ihre Entstehung ist noch spontan, nicht argumentiert, abgeleitet. Was zusammen als „Spiel“ in der Sprachpraxis fixiert ist, das ist schon eine Präfiguration des Begriffes des Spieles. „Vorstellungen überhaupt können als Metaphern der Gedanken und Begriffe angesehen werden.“ (*Enz.* §3) Aus diesem Grund widerspricht der Begriff dem Sprachgebrauch nicht: im Reich der natürlichen Semantik fehlt nur die Sicht des Ganzen, die Wörter sind getrennt, die Zusammenhänge entstehen mehr aus einem praktischen Interesse, einer Gewohnheit, nicht aus einer theoretischen

⁶¹ Adorno: *Negative Dialektik*, S.137.

Notwendigkeit. Dann kann der Gebrauch eines Wortes als Beispiel – fast wie ein Experiment – angenommen werden, wie der Begriff von „Sein“ dem Gebrauch des Wortes 'Sein' gegenübergestellt werden kann, aber diese Konfrontation hat keine Autorität, und die Philosophie soll den Wortgebrauch *erklären*, nicht von ihm abhängig werden.

Die Logik des Verstandes ist allerdings als ein Moment der Konstitution der Dialektik, als die notwendige Festlegung der Besonderheiten, zu betrachten. Aber an und für sich hat sie auch eine Funktion, und der Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs entspricht einer *Satzregel* und nicht einem Gesetz der Logik, insofern ein Satz der natürlichen Sprache eine *besondere* Relation (oder eine Information) ausdrückt und keine *allgemeine* Relation, keine Erkenntnis. Sätze wie „diese Rose ist verwelkt, sie liegt auf dem Tisch“ und „die kann nicht zugleich auf der Kommode liegen“ usw. drücken besondere Verhältnisse aus. In Rahmen der Wissenschaft geht es aber nicht darum, etwas zu bestätigen, was jeder mit zwei Augen tun kann, sondern darum, Theorien zu konstruieren, um etwas zu erklären, wobei die Erklärung etwas *Allgemeinem* entspricht. Die Bezeichnung des Satzes des ausgeschlossenen Widerspruchs als Denkgesetz führt auf die Verwechslung zweier Erklärungsarten: die faktische und die wissenschaftliche. Man sagt: „ich habe Schmerzen“, es gibt aber zwei Arten, den Begriff einer Erklärung dafür zu verstehen. Die faktische (Wahrnehmung-empirische) Erklärung ist: „weil ich auf etwas Spitzes getreten bin“ – und es ist tatsächlich nicht der Fall, dass „ich zugleich *nicht* auf etwas Spitzes getreten bin“, beide Möglichkeiten schließen sich hier gegenseitig aus. Eine wissenschaftliche Erklärung des Schmerzes betrachtet dagegen die allgemeine Funktion und die Verwirklichung dieser Funktion in einem tierischen Organismus, und den Grund, warum es eine solche Funktion im Tierreich gibt und nicht im Pflanzenreich. Wenn man den Schmerz als Phänomen betrachtet, ist es nicht gleichbedeutend, zu sagen: „man hat Schmerz“, was eine empirische Bestätigung ist, und „der Begriff von Schmerz enthält einen Widerspruch“, was eine Erklärung des Begriffes an und für sich ist. Aus diesem Grund gehören die wissenschaftlichen Erklärungen wesentlich einer *Logik höherer Stufe*. Es kommt also zu einer Kollision zwischen der Notwendigkeit, eine Logik höherer Stufe für die Wissenschaft anzunehmen und, weil diese Logik höherer Stufe zur Antinomie unvermeidlich führt, der scheinbaren Notwendigkeit für die Logik, diese Antinomie zu beseitigen. Die von Aristoteles geforderte Versöhnung des Logos mit dem Sein kann nur bedeuten, dass das notwendige Revidieren auf der Seite der Logik geschehen soll.

6. Die Konstitution des Gegenstands der philosophischen Wissenschaft

Die Überwindung des Denkgesetzes des Verstandes entspricht nur einer Seite der Festlegung der Dialektik, die andere Seite besteht darin, die Dialektik als Möglichkeit einer Konstruktion eines

Systems festzulegen. Der Raum und die Zeit, das Lebewesen, das Bewusstsein, die Sprache, auch das Recht, die Geschichte oder die Religion sind Material sowohl einer philosophischen als auch einer wissenschaftlichen Überlegung im üblichen Sinn des Wortes. Was unterscheidet diese Betrachtung des Gegenstandes durch die Philosophie von der Betrachtung durch andere wissenschaftliche Theorien? Die Festlegung der positiven Dialektik oder die spekulative Vernunft besteht darin, dass die Philosophie nur die Allgemeinheit an und für sich als Gegenstand hat, die Philosophie betrachtet nicht das abstrakte Allgemeine, die reine Identität mit sich, sondern die konkrete Allgemeinheit, die sich in Besonderheiten notwendig entwickeln lässt. Philosophie und Wissenschaft haben denselben Gegenstand, nur mit dem Unterschied, dass die Eigenschaften dieses Gegenstands, nach der Betrachtungsweise der Philosophie, nur als notwendiges Moment des Begriffes des Gegenstands bestimmt werden. Eine Theorie heißt zuerst, Fakten durch ein Gesetz zu erklären, aber ein Gesetz steht nicht für sich allein, sondern ein Gesetz leitet sich aus anderen Gesetzen ab, und dieses gesamte System mit dem höchsten Prinzip oder Grundgesetz und seine logische Folge machen eine Theorie im rechten Sinn aus. Die Naturwissenschaft hat aber die Aufgabe, die Erklärung des Kontingents festzulegen – auch das Kontingente der Naturgesetze, insofern die Naturgesetze nicht rein *logisch* ableitbar sind. Allgemeine Kategorien der Kognition oder der Grammatik sollen hingegen nicht *nur* als zufällige Eigenschaften der menschlichen Beschaffenheit bzw. Kultur betrachtet werden, sondern als wesentliche Entfaltung des Begriffes der Kognition überhaupt, als *Universalien*. Müssen z. B. kognitive Funktionen wie die Erinnerung oder das episodische Gedächtnis zu einer entwickelten Kognition überhaupt gehören? Oder kann man von einer Intelligenz sprechen, die kreativ genug ist, um Technologien zu entwickeln, jedoch keine der beiden Formen von Gedächtnis besitzt und demnach weder singuläre Dinge erkennt noch Ereignisse der Umgebung bewahren kann? Die Antwort ist zweifellos negativ, und daraus folgt, dass die zwei Arten des Gedächtnisses *wesentliche* Funktionen jeder ausreichend entwickelten Intelligenz sein müssen⁶². Diese Zugehörigkeit ist hier als Moment der Entwicklung des Begriffes der Intelligenz zu betrachten, also nicht nur als zufällige Eigenschaft des menschlichen Gehirns. Das menschliche Gehirn ist das Werkzeug des Geistes und hat die Aufgabe, die besonderen Funktionen des Geistes durchzuführen, und ein Nicht-durchführen-Können heißt eine geistige oder kognitive Dysfunktion. Wenn die Ursache einer Dysfunktion auf das Werkzeug zurückführt und insbesondere auf die Traumata, führen die Erklärung und die wesentliche Definition der Funktion auf den Begriff des Geistes allein zurück.

Diese Betrachtung der Intelligenz soll bestimmt werden, und diese Bestimmung ist selbst

⁶² Vgl. Putnams Argument für einen Funktionalismus. Putnam, Hilary : Psychological Predicates, in: W. H. Capitan and D. D. Merrill (eds.), *Art, Mind, and Religion*, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 1967, pp. 37–48.

notwendig, d. h., der Übergang zur Besonderheit stellt außerdem einen Übergang zum Universalen dar, und dieses *System des Universalen* – das Leben der Allgemeinheit – aufzubauen, dies ist der Zweck der spekulativen Philosophie. Die Philosophie kümmert sich nur um die Allgemeinebene, der Gegenstand der Philosophie ist immer etwas Universales, und es gibt demnach für die Philosophie eine reine Wissenschaft der Kognition, die selbst eine Abteilung des Philosophischen des Geistes ist. Man kann auch den Unterschied zwischen der Linguistik und der Philosophie der Sprache benutzen, um diesen Punkt zu exemplifizieren: der Gegenstand der Linguistik ist *eine* besondere Sprache mit ihren besonderen Gesetzen, die eine konventionale bzw. zufällige Laut-Form haben, nach der die Sprecher dieser Sprache beispielsweise den Perfektiven von Verben in einer bestimmten Weise ausdrücken. Aber diese Sprache besitzt auch eine allgemeine Form, d. h. der Begriff des Perfektiven selbst als etwas Universales. Nun liefert die Linguistik keine Theorie als deduktives System des Universalen, sie setzt dieses Universale einfach voraus. Chomskys Universale Grammatik *erkennt* zwar, dass die grammatischen Kategorien in jeder Sprache tätig sind⁶³, aber sie liefert keine deduktive Theorie dieser Kategorien. Chomsky hat die grammatischen Kategorien demnach nur vorgefunden, genauso wie Kant die Kategorie des Denkens: „Bekanntlich hat es die kantische Philosophie sich mit der *Auffindung* der Kategorien sehr bequem gemacht“ (*Enz.* § 42). Das Verhältnis zwischen Philosophie und Wissenschaft ist als Arbeitsteilung zu konzipieren, und die Philosophie kann ihren Teil nur erledigen, weil sie selbst *konstitutiv* ist: Die Philosophie lässt sich als deduktives System der Kategorien der Idee definieren, und ihr Gegenstand lässt sich, im Vorhinein betrachtet, in ein *an und für sich logisches*, ein *natürliches* und ein *geistiges* System, die drei höchsten Momente der Idee, einteilen.

Da der dialektischen Philosophie die Aufgabe zukommt, die Versöhnung des Logos mit dem Sein in einem System zu verwirklichen, soll das Verhältnis der Dialektik mit dem Begriff einer Entwicklung der Idee weiter aufgeklärt werden. Wir begrenzen uns auf den Geistesbegriff, d. h. vorläufig und noch grob gesagt auf das Reich der *Kultur*, das unseren Gegenstand näher betrifft. Die Frage lautet: kann man aus der obigen Erläuterung schließen, dass die chronologische *Entwicklung* des Wirklichen selbst mit der dialektischen *Darstellung* des Systems des Geistes übereinstimmen muss? Als ob sich die erste Stufe des Geistes zuerst verwirklichen muss und danach die zweite usw. Anders gesagt, als ob die Entwicklung des Geistes durch dessen Selbst-Erkenntnis bedingt wäre. Man kann die Entwicklung des Geistesbegriffes entweder mit dem Bau eines Hauses, bei dem

⁶³ “I believe that the most appropriate general framework for the study of problems of language and mind is the system of ideas developed as part of the rationalist psychology of the seventeenth centuries (...). According to this traditional conception, a system of propositions expressing a meaning of a sentence is produced in the mind as the sentence is realized as a physical signal, the two being related by certain formal operation that, in current terminology, we may call grammatical transformation. Continuing with current terminology, we can thus distinguish the surface structure of the sentence, the organization into categories and phrases that is directly associated with the physical signal, from the underlying deep structure, also a system of categories and phrases, but with a more abstract character.” Chomsky, Noam: *Language and Mind*, 1968, S.28.

zuerst der Grund, danach die Mauern usw. errichtet werden müssen, vergleichen oder man verwendet eine Analogie mit der Embryonalentwicklung – wobei der Gebrauch des Wortes *Analogie* nicht über die Idee einer gewissen Kontinuität hinwegtäuschen soll –, bei der eine allmähliche Ausdifferenzierung und Herausbildung der Organe und Extremitäten erfolgt, während der Embryo aber stetig eine *Totalität* bleibt, die immer komplexer wird. Der Geist in seiner innerlichen Artikulation zeigt gemeinschaftliche holistische Aspekte: kein Urvolk z. B. wurde über seine Sprache, Kunst oder Religion am Anfang belehrt, solche Einteilung des Geistesbegriffes gehört zu den Universalien. Diese anthropologische Feststellung soll uns dazu führen, zu vermuten, dass der Geist in sich die innere Kraft und Notwendigkeit seiner Entwicklung besitzt, die nicht allein auf eine Reflexivität, eine Selbst-Erkenntnis, zurückführbar ist⁶⁴. Die Einführung eines Unterschieds zwischen Begriff und Idee erscheint also als wesentlich: Die Kultur ist die Geschichte der Entwicklung des Geistes als Idee, die Philosophie als argumentatives Verfahren soll aber dem begrifflichen Aufbau des Geistes folgen. Demnach wäre es falsch zu verstehen, dass die chronologische *Entstehung* der Religion durch die fertige Verwirklichung der Kunstgeschichte bedingt wäre. Vielmehr hat umgekehrt die religiöse Lehre einen Einfluss auf die Kunst, auf die politische Institution usw. Die Philosophie soll sorgfältig den geschichtlichen Prozess der Verwirklichung des Geistes von dem Fortschreiten des Begriffes trennen, oder anders gesagt, die Entwicklung des Geistes ist auch als Folge des *geistigen Instinkts* zu fassen: der Instinkt gehört der allgemeinen Kultur und entspricht einer *Vertiefung* der Idee des Geistes, keiner *begrifflichen* Entwicklung jenes. Der Begriff hat zwar seinen Anteil an dieser Vertiefung, und es gibt keine Rechtsordnung ohne Reflexion über den Begriff des Rechten. Aber diese Art von Reflexion allein reicht nicht, insbesondere, weil die besten Früchte dieser Reflexion zum Essen sind, allein wenn sie zum letzten Resultat gekommen ist. Das Recht soll auch in der Kultur und in der religiösen Gewissheit schon einen festen Boden haben. In dieser Hinsicht entspricht der eine *Geschichte der Philosophie* selbst der Vertiefung der Idee der Philosophie, keiner Stufe nach Stufe Entwicklung dieser Idee.

Die *Geschichte der Philosophie* zeigt an den verschiedenen erscheinenden Philosophien teils nur eine Philosophie auf verschiedenen Ausbildungsstufen auf, teils daß die besonderen *Prinzipien*, deren eines einem System zugrunde lag, nur *Zweige* eines und desselben Ganzen sind. Die der Zeit nach letzte Philosophie ist das Resultat aller vorhergehenden Philosophien und muß daher die Prinzipien aller enthalten; sie ist darum, wenn sie anders Philosophie ist, die entfaltetste, reichste und konkreteste. (*Enz.* § 13)

Der Endzweck der Philosophie ist am Ende das Zusammentreffen der Vertiefung der Idee der Philosophie mit der begrifflichen Entwicklung dieser Idee.

Nun ist der Instinkt-Begriff aus dem Naturreich entnommen und passt ohne weitere

⁶⁴ Vgl. zu einen „Wirksamkeit *sui generis*“ des objektiven Geistes: H-P. Krüger: *Gehirn, Verhalten und Zeit, Philosophische Anthropologie als Forschungsrahmen*, Akademie Verlag, Berlin, 2010. S.99.

Präzision nicht zum Geistesbegriff. Dass der Geist für ein Resultat der Natur gehalten werden kann, kann in Bezug auf den Instinkt-Begriff weder bedeuten, dass der Mensch bloß durch einen Instinkt geleitet wird, noch, dass der Mensch *keinen* Instinkt mehr besitzt, sondern dass die Tendenz in der Natur sich bis zu einem Resultat herausgebildet hat, das darin besteht, dass der Instinkt im Geistreich nur das System des *Universalen* bestimmt. Im Tierreich tendiert also der Instinkt auch dazu, die Besonderheiten des Verhaltens zu bestimmen, weil hier die Regeln für jeden einzelnen Fall bis zu einer Entscheidung führen müssen. Aber die Natur ist selbst ein Übergang, und bei manchen Tieren ist auch diese Führung durch den Instinkt nicht vollständig, denn viele Tiere müssen einige Verhaltensregeln von Fall zu Fall *lernen* – man weiß z. B., dass Raubtiere ihre Jagdtechnik lernen müssen und dass sie, wenn sie in Gefangenschaft aufgezogen werden, nicht mehr fähig sind, in der Wildnis zu überleben. Was man Kultur nennt, das Lernen-Müssen, bedeutet jedoch weder die Abschaffung des Instinkts im Allgemeinen noch die Abschaffung der Funktion, die *Besonderheit* zu bestimmen (beide Tendenzen finden sich bei Tieren), sondern es bedeutet, dass diese Funktion durch das Lernen eines Produkts ersetzt wird, das selbst das Resultat einer *zweckmäßigen* Tat des Intellekts, die bewusste Erschaffung einer Welt von konkreten Regeln, ist. Es bleibt auf der Seite des Instinkts nur die Hervorbringung der Allgemeinheit, der Kategorien, und schon die Idee einer *universalen Grammatik* legt das Prinzip zugrunde, dass die grammatischen Kategorien einer Sprache durch die Wirkung einer anthropologischen „angeborenen Kompetenz“, durch einen Instinkt für das Universale, das in allen Sprachkonstruktionen tätig ist, entstehen. Chomskys Theorie des „Nativismus“ in Bezug auf die universale Grammatik bedeutet allerdings *nicht*, dass die grammatischen Kategorien wirklich Universalen sind, sondern dass sie sich nur als *zufällige* Eigenschaften des menschlichen Gehirns entwickelt haben: „UG is a characterization of these innate, biologically determined principles, which constitute one component of the human mind – the language faculty.“⁶⁵ Der Begriff „Universal-Grammatik“ soll dagegen heißen, dass die Grammatik als Wissenschaft ein Teil der reinen kognitiven Wissenschaft ist, wobei Kategorien rein *logisch* abgeleitet werden können. Wenn das konkrete Produkt des Geistes als Kultur eine Vermischung von Zufälligkeiten und Kategorien ist, besteht die Aufgabe der Philosophie also darin, die instinktive Wirkung der Kategorien selbst bewusst hervorzubringen, was für sie ein *Wiederfinden* ist (Vgl. *Enz.* §11) Die Philosophie bringt nichts Neues hervor, sie soll sich die Objektivität aneignen, sie diskursiv wiederaufbauen.

⁶⁵ Chomsky, Noam: *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*, 1986, S. 24.

C. Das System der Sprache

Einleitung des Systems der Kognition und der Sprache

Der Sprachbegriff ist für die Philosophie kein Gegebenes und die Sprache als Gegenstand muss gerechtfertigt werden, was nur im Rahmen eines Systems sicherzustellen ist. Diese Perspektive widerspricht der gewöhnlichen Sprachwissenschaft, die sich in bestimmte Gebiete einteilen lässt: in die Semantik, die Grammatik, die Pragmatik usw. Weil jedes dieser Gebiete so viele verschiedene Perspektiven auf ein einziges Problem anbietet, würde man es für unwahrscheinlich halten, dass man etwas wie ein *System* der Sprache aufbauen kann, das es leisten kann, alle Domänen der Sprachforschung auf ein Moment dieses Systems zu reduzieren und, was noch erstaunlicher ist, jedes Moment aus einem anderen abzuleiten. Das aber ist genau die Aufgabe, und zwar die spezifische Aufgabe der Philosophie als Dialektik: den Gegenstand aus allen besonderen Aspekten, die keinem Universalen entsprechen, weglassen und ihn als System überhaupt zu betrachten und sicherzustellen. Nun hat die Philosophie, insbesondere die nicht-dialektische Philosophie, die Sprache nie so behandelt und ist eher mit der Umarbeitung des einzelnen Begriffes oder mit der Vertiefung ihres eigenen Prinzips und ihrer Methodologie beschäftigt. Das System der Sprache soll alle Gebiete artikulieren, die Semantik wie auch die Grammatik, die Performanz wie auch die Pragmatik. Die Darstellung des Sprachsystems ist die Anwendung des Geistesbegriffes auf den Bereich des Intellekts und grob gesagt soll der Übergang einer nicht-diskursiven Kognition zur diskursiven dargestellt werden. Weil der Geistesbegriff aber hier nur auf eine anthropologische Feststellung zurückgeführt und programmatisch dargestellt wird, soll die Notwendigkeit dieses Übergangs näher betrachtet werden. Die von Wittgenstein *festgelegte* Lebensform enthält die Momente dieses Übergangs, aber als *fertige* Welt, die einerseits die allgemeinen Kategorien mit den besonderen Regeln einer Sprache vereint und andererseits als *Sittlichkeit* wirkt, d. h. als Übereinstimmung der Kognition mit einer Konvention, als unreflektierte Einheit des Individuums mit dem Kollektiven. Aber wenn die Sittlichkeit an sich eines Wirklichen, ein realer Zustand des objektiven Geistes (im hegelschen Sinn des Wortes: eine politische Organisation) als ursprüngliche Welt der Tradition ist⁶⁶, entspricht die Lebensformtheorie nur einem *Vor*-Begriff der Sprache, einer noch abstrakten Konzipierung eines Realen und ihre grundlegenden Prinzipien können zugleich als ein dialektisches Resultat und als ein Ausgangspunkt

⁶⁶ Vgl. Hegel, *PDG*: „Der Geist ist das sittliche Leben eines Volks, insofern er die unmittelbare Wahrheit ist; das Individuum, das eine Welt ist.“ S.326.

einer weiteren Entwicklung festgelegt werden.

Der allgemeine Begriff der Lebensformtheorie entspricht dem Begriff des Geistes nur als abstrakte Einheit, und die Elemente dieser Einheit sollen getrennt und vermittelt werden, was sich auch formell sagen lässt: die konventionelle Welt und die Kognition sind jede das Bedingte und die Bedingung, d. h., dass die Entwicklung der natürlichen Kognition die Sprache als Bedingung hat, die selbst die natürliche Kognition als Voraussetzung hat. Dieser Kreis der Wechselwirkung scheint eine Tautologie zu sein, weil die Kategorien der Sprache selbst aus der Natur der Kognition entstehen. Dieser Kreis ist aber eine Selbstbestimmung und kann nur ein produktiver Prozess sein, weil das Mittel ein *kollektives Werk* ist. Die Diremption innerhalb des Prinzips der Kognition, wo sie sich wirklich bis zum Begriff des Geistes erhebt, besteht darin, dass das Produkt der Kognition auch für *dieses* Individuum eine *gefundene* Welt ist, in der sich die kognitiven Kategorien allmählich niedergelegt und herausgebildet haben. Da diese Kategorien nicht deduktiv niedergelegt werden, sondern instinktiv, sind sie im Rahmen einer einsamen Bemühung nicht hervorzubringen, oder diese Möglichkeit einer Entstehung der Kategorien als Tat der Reflexivität gehört der Arbeit der Philosophie allein, die aber auf alles Arbiträre und besondere Inhalte einer natürlichen Sprache verzichtet. Nun ist die Reflexivität auch der Zweck und die höchste Natur des Intellekts, was aber ein neues Werkzeug benötigt, das der Kognition nicht spontan zur Verfügung steht. In der Gegenrichtung also setzt die Entwicklung der individuellen Kognition, die Herausbildung ihrer allgemeinen Funktion, die *Assimilation* und den *Gebrauch* dieses Werkzeug voraus. Nur durch diese Assimilation in ein gemeinschaftliches Werk wird die individuelle Kognition zur höchsten Form des Denkens. Sprache besteht darin, dass die Vermittlung von kognitiven Inhalten nur durch das Lernen einer Technik ihre höchste Funktion erreichen kann. Dass der individuelle Geist sich nur mittels eines kollektiven Werks verwirklichen kann, macht eigentlich das Prinzip des Geistesbegriffes und der Kultur überhaupt aus; das Sprachsystem entspricht also einer *Verwandlung der Intelligenz nach dem Begriff des Geistes*, wobei das Zeichen, das Wort, das Medium ist. Diese Verwandlung bestimmt genau jede besondere Funktionalität wie den allgemeinen Sinn der Sprache und ihre notwendige Eingliederung als Moment der Entwicklung des Geistes.

Da die Sprache eine Verwandlung beschreibt, d. h., das Zeichen ist ein Medium eines Übergangs und kein Anfang, bildet die verbale Kognition an sich keinen vollständigen dialektischen Prozess, sondern soll als Transition im Rahmen der Dialektik der theoretischen Kognition betrachtet werden. Die verbale Kognition lässt sich nicht künstlich von der nichtverbalen trennen und findet in jener ihre Problematik und ihre Notwendigkeit. Diese Eingliederung des Sprachbegriffs in das System der Kognition ist schon in der Psychologie in Hegels *theoretischem Geist* entwickelt. Hegels Behandlung der Sprache, zwar nicht abstrakt, ist nicht dialektisch vollentwickelt und viele Bereiche des Sprachbegriffes, wie die Grammatik, die Syntaktik oder die Pragmatik, sind nur der

Gegenstand einer Erläuterung⁶⁷ (Enz. § 459). Zur weitere Einbettung und Herausbildung der diskursiven Kognition im Rahmen der Kognition ist zu sagen: die allgemeine Funktionalität der Sprache besteht in der Erhebung der nicht-diskursiven Kognition bis zum diskursiven Denken mittels der Assimilation eines institutionellen Werkes und beruht dementsprechend auf der Produktion eines Mittels für den individuellen Willen, seine Idee offenbaren, zum *Aus*-druck bringen zu können. Diese Sprachproduktion besteht also zuerst in der Entwicklung dieses Ausdruckspotenzials. Zweitens führt die Reproduktion dieses Systems von Zeichens auf ein System von Dispositionen und Geschicklichkeit. Drittens gebraucht der Wille das Zeichen, um einen Subjekt zu bestimmen.

I. Die Produktion des Sprachsystems als Folge der *Dialektik der Einbildungskraft*.

II. Die Reproduktion des Sprachsystems als Gegenstand der Lehre der *Performanz*.

III. Der Gebrauch der Sprache: Lehre der *Pragmatik*.

I - Die Einbildungskraft entspricht mehr demjenigen, was Saussure als „Langué“ bezeichnet: den Aufbau eines kulturellen Werkes, die Sprache als System, das zugleich das Kontingente, das Zeichen als Tonsystem, und die Kategorien, das Zeichen als Ausdruckssystem einer Idee (die Grammatik), einschließt.

II - Die Performanz bezeichnet die Einbettung des Subjekts in eine Praxis und dadurch die Möglichkeit, für das Subjekt seine Idee zu vermitteln. Nur durch diese Assimilation in ein gemeinschaftliches Werk wird die individuelle Kognition zur höchsten Form des Denkens. Das Lernen und der Satzaufbau gehören zur Theorie der Performanz, die auf Saussures Begriff «la Parole» verweist. Die Kategorien, die in der Grammatik niedergeschlagen sind, müssen selbst gelernt werden, ich denke, und diese Auffassung steht der generativen Grammatik entgegen, dass das Kind diese Kategorien nur durch das Lernen einer Kultur erlangen kann. Ohne das Lernen bleibt die Kognition im Dunkel des Nicht-Ausdifferenzierten. Es geht aber weiter darum, die Kategorien der Grammatik von den Kategorien der allgemeinen Kognition richtig zu unterscheiden. Dieser Unterschied erfolgt aber in der Lehre der Grammatik selbst.

⁶⁷ Über die Unvollständigkeit der Lehre der Einbildungskraft in Hegelschen Enzyklopädie, siehe Fulda, Hans Friedrich: Vom Gedächtnis zum Denken, in: Franz Hesse und Burkhard Tuschling (Hg.): *Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes*, [Beiträge zu einer Hegel-Tagung in Marburg 1989], Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1991, S. 321–360.

III – Die dialektische Behandlung der Pragmatik, die ich nicht entwickelt habe und die dem Teil «das Denken» im hegelschen Text entspricht, lässt sich als eine Stufe einer Integration verstehen, wobei das Subjekt die äußerliche Welt diskursiv vermitteln kann. Man kann sich immer vorstellen, dass Sprechen oder Handlungen ohne Zweck erfolgen können, also Spielen im engen Sinn des Wortes, aber die Abstraktion eines Zweckes ist hier nur eine reine Möglichkeit, die Isolierung eines kognitiven Moments. Die Pragmatik beschreibt die Dialektik des Konsenses und des Dissens zwischen Sprecher und Hörer (Kommunikation und kreative Sprachspiele). Das introspektive Moment der diskursiven Kognition, das dritte Moment der Pragmatik (und auch die Negation dieser) ist aus dem reinen kommunikativen Moment herzuleiten. Im Rahmen der Introspektion drückt das unmittelbare verfügbare Medium meines Bezugs auf die Welt eine Kategorie des Denkens aus, was dem höchsten Zweck der diskursiven Kognition entspricht. Jede weitere Entwicklung, der sogenannte praktische Geist und der objektive Geist, setzt zweifellos die Sprache voraus, ändert aber die Konzipierung der Sprache selbst nicht. Das höchste Resultat dieser Dialektik des Sprachsystems ist die Verwandlung der Subjektivität in eine rationelle innerliche Welt.

I. Die dialektische Herleitung der Kategorien der Einbildungskraft

Dieser Abschnitt ist der Aufgabe gewidmet, die Kategorien der allgemeinen Semiotik und der Grammatik im Rahmen des reinen Begriffes der Einbildungskraft herzuleiten, was den ersten Teil des Systems der Sprache ausmacht. Abgesehen von der entsprechenden Abteilung in Hegels *Philosophie des Geistes*, „*die theoretische Psychologie*“, ist in der wissenschaftlichen Literatur kein Vorbild für eine solche Leistung zu finden. Die Idee aber einer „Philosophie der Grammatik“ ist an sich nicht neu⁶⁸ und versucht gewöhnlich, die grammatikalischen Kategorien zu bestimmen, ohne aber zu versuchen, diese Kategorien zum Objekt einer Klassifikation zu machen, oder sie voneinander abzuleiten. Auch im hegelschen Text (*Enz.* § 459) sind die Grammatik und die Syntax nur das Thema einer allgemeinen Diskussion und sind nicht dialektisch entwickelt. Die Anwendung der dialektischen Methodologie soll es aber ermöglichen, mit der Entwicklung des Begriffes der Einbildungskraft, einen solchen Zweck zu erfüllen. Wenn man im Rahmen eines Systems arbeitet, ist aber jeder Anfang selbst schon als ein Resultat einer Dialektik zu fassen, und es erscheint als notwendig, zuerst die unvermeidliche Voraussetzung zu bestimmen und zu rechtfertigen. Weil die Einbildungskraft und das System der Sprache grundsätzlich als die Fortentwicklung des Begriffes der Kognition zu betrachten sind, wäre eine bloße Voraussetzung der Kognition nicht zufriedenstellend. Da ein vollständiges Herleiten des Einbildungskraftbegriffes aus dem

⁶⁸ Zum Beispiel: Jespersen, Otto: *Philosophy of grammar*, 1924.

Kognitionsbegriff allerdings über den Umfang dieser Arbeit hinausgeht, scheint eine ausreichend ausführliche Erläuterung des Begriffs der Kognition, die das Resultat des Vorbegriffs übernimmt, ein trefflicher Mittelweg zu sein. Die folgende Überlegung soll den Begriff der Einbildungskraft einleitend erläutern. Die dialektische Entwicklung der Einbildungskraft soll alsdann allein die Notwendigkeit einer Produktion eines Zeichensystems rechtfertigen.

a) Der spekulative Begriff der Kognition

Ein Vermögen wie die Einbildungskraft lässt sich im Zusammenhang mit einem Kognitionsbegriff definieren. Die Kognition als Phänomen entspricht, noch generell gesagt, der Aufgabe, Bestimmungen von Dingen und Ereignissen, die in einer äußerlichen Welt stattfinden und die durch die Rezeptivität der Sinnesorgane innerlich übertragen werden, zu kennen bzw. mit der Subjektivität in Übereinstimmung zu bringen. Diese Kenntnis ist nicht mit einer Erkenntnis zu verwechseln und erschöpft nicht das ganze Feld der theoretischen Arbeit des Geistes. Das System der Natur an sich festzulegen, die allgemeine und notwendige Bestimmung der Objektivität, bleibt außerhalb des Rahmens der Kognition, die nur einer *Kenntnis* – die mit dem Terminus Bekanntschaft bzw. Russells Begriff *acquaintance* bzw. *knowledge by acquaintance* zu vergleichen ist – der Objektivität durch das *Gegebene* des Sinnesorgans entspricht:

We shall say that we have acquaintance with anything of which we are directly aware, without the intermediary of any process of inference or any knowledge of truths. Thus in the presence of my table I am acquainted with the sense-data that make up the appearance of my table—its colour, shape, hardness, smoothness, etc.; all these are things of which I am immediately conscious when I am seeing and touching my table.⁶⁹

Es wäre ein Irrtum, von der Kognition und der Sprache zu fordern, dass sie zu einer Erkenntnis der Objektivität an sich führen, als ob das Wort, sobald es artikuliert wird, eine große Wahrheit über die Welt auszudrücken vermag.

The particular shade of colour that I am seeing may have many things said about it—I may say that it is brown, that it is rather dark, and so on. But such statements, though they make me know truths about the colour, do not make me know the colour itself any better than I did before so far as concerns knowledge of the colour itself, as opposed to knowledge of truths about it, I know the colour perfectly and completely when I see it, and no further knowledge of it itself is even theoretically possible. Thus the sense-data which make up the appearance of my table are things with which I have acquaintance, things immediately known to me just as they are. (*Ibid.*)

Die Erkenntnis der Natur fordert die Festlegung der Objektivität durch eine *Argumentierung* und durch die Konfrontation dieser Argumentierung mit einem Experiment. Die Kognition muss jedoch

⁶⁹ Russell, Bertrand: Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description, in: *Proceedings of the Aristotelian Society (New Series)*, Vol. XI, (1910–1911), pp. 108–128: Read to the Society on 6 March 1911.

auf wissenschaftliche Mittel wie Experimente verzichten, da sie natürliche Funktionen des Geistes beschreibt, die grundsätzlich auf Spontaneität und Automatismus zurückführen. Die Spontaneität allein wäre aber eine unzureichende Erklärung der Kognition, und neben dem theoretischen Verhältnis lässt sich ein praktisches definieren, wobei es darum geht, das Objekt *nach* dem Subjekt zu bestimmen (*Enz.* §443). Die Bedingungen des praktischen Verhältnisses des Subjekts mit dem Objekt sind zwar als Resultat dieses theoretischen Verhältnisses vorherzusehen und entsprechen einem vollständigen Begriff des Willens. Das System der Einbildungskraft und der entsprechende Teil des Systems der Sprache enthält viele Aspekte desjenigen, was gewöhnlich als praktisch angesehen wird: Intentionalität, Selbst-Objektivierung, Normen usw., und dadurch verhält sich das Subjekt schon als Wille. Es ist diese Annahme einer Mischung des Willens mit dem Automatismus, die nun zulassen soll, den Begriff der Kognition selbst festzulegen. Wir müssen den Kognitionsbegriff weiter in Bezug auf das Bewusstsein und die Disposition bestimmen.

Im *Vorbegriff* wurde das Prinzip einer Leitung durch das Bewusstsein von dem einer Disposition im Rahmen der Kognition unterschieden: laut dem Resultat des semantischen Paradoxes ist die Bedingung der Möglichkeit eines Folgens semantischer Regeln die Spontaneität der Wirkung semantischer Dispositionen. Die Dialektik der Lebensform hat hingegen gezeigt, dass eine Leitung durch das Bewusstsein auch notwendig ist, um den pragmatischen Gebrauch des Zeichens zu rechtfertigen. Es ist das Bewusstsein der Allgemeinheit, das Bewusstsein von Regeln bzw. Gesetzen, das die Richtigkeit einer pragmatischen Bestimmung ermöglichen soll, was den Menschen gegenüber den Tieren auszeichnet: Tiere sind sich einer Allgemeinheit als solcher nicht bewusst, und Regeln bzw. Gesetze bestimmen ihre Handlungen entweder als angeborene Gesetze (Instinkt) oder durch eine Abrichtung (inklusive einer Abrichtung bzw. eines Lernens innerhalb der Arten). Wir haben auch hingedeutet, dass die Kenntnis bzw. das richtige Folgen der Regeln durch die Disposition auch die Bedingung der Leitung des Bewusstseins sind = Prinzip der Komplementarität Disposition-Bewusstsein. Die Dialektik zwingt uns, anzunehmen, dass die beiden kognitiven Momente notwendig sind, dass sie beide zu verallgemeinern und zu relativieren sind – der Reduktionismus und alle Ismus-Theorien sind eine Verallgemeinerung ohne Relativierung.

Wenn es darum geht, dieses Resultat auf den Bereich der Rezeptivität zu erweitern, kann man auf den Rekurs auf das Paradox verzichten, um anzunehmen, dass die erste Stufe der allgemeinen Kognition nur auf eine Disposition zurückführen kann. Eine dispositionale Eigenschaft der Empfindung wurde im Rahmen der Neurowissenschaft durch ein von Hubel und Wiesel durchgeführtes Experiment festgestellt: Ein Neuron (*simple neuron*) des kortikalen Sehfeldes reagiert (Erregung) *mit Selektivität* auf die Orientierung eines Striches. Das Neuron ist wie

eingestellt (*tuned*), um auf ein spezifisches physikalisches Muster zu reagieren⁷⁰. Diese dispositionale Konzipierung lässt sich aber schwer verallgemeinern, und das entsprechende Modell, das Hubel und Wiesel entwickelt haben⁷¹, hat sich in der kognitiven Wissenschaft nicht wirklich durchgesetzt⁷²; wenn also das Grundalphabet der Empfindung Dispositionen sind, so würde es bedeuten, dass diese Empfindung nur eine Reproduktion eines schon vorher bestimmten Musters sein kann. Wenn die Integration und das höhere Niveau der Empfindung auch auf eine dispositionale Beschaffenheit zurückführen, dann ist eine Kombinatorik von Mustern selbst noch vorbestimmt. Hier kommt die Problematik der Endlichkeit der Dispositionen an ihren richtigen Platz: Diese Kritik betrifft nicht die Endlichkeit der semantischen Dispositionen, sondern die Endlichkeit einer dispositionalen Kognition insgesamt. Weil eine Disposition bzw. Vordisposition nur als *reproduktive* Vorgänge betrachtet werden können, sind die Bestimmungen von etwas *Neuem* bzw. *singulär* nicht mehr zu verstehen – es geht hierbei nicht darum, die Möglichkeit der Entstehung *neuer Dispositionen* zu verstehen, sondern um die Möglichkeit, dass ich *jetzt* dieses neue Ding bzw. Ereignis, wie z. B. ein neues Gesicht, anschau und mich daran erinnere – auch wenn ich das Ereignis nur einmal erfahren habe. Diese Kritik muss allerdings je nach dem Vermögen richtig formuliert werden. Das performative Moment der Sprache schließt tatsächlich diese Schwierigkeit ein, wenn es darum geht, *neue Sätze* im Rahmen des Flusses des Sprechens hervorzubringen: diesen Widerspruch aufzulösen, ist die Aufgabe einer Lehre der Performanz. Zwar beweisen Wittgensteins Paradox (in Bezug auf das Verständnis sprachlicher Regeln) und das Experiment von Hebel und Wiesel (in Bezug auf die Empfindung), dass eine dispositionale Konzipierung der Kognition ein Teil des Begriffes der Kognition ist, jedoch reicht dieser Beweis nicht alleine aus. Der Begriff der Kognition, der auf die dialektische Auflösung des Widerspruchs des Bewusstseins und der Spontaneität zurückführt, besteht darin, dass die Kenntnis der Singularität nicht ohne die Leitung des Bewusstseins und *zugleich* nicht ohne Dispositionen erfolgen kann.

Aber was soll diese Artikulation zwischen Bewusstseins und Disposition hervorbringen, um die Aufgabe, eine Kenntnis der Singularität zu sein, zu erfüllen? Die Annahme des spekulativen, rein logischen Begriffes der Kognition lautet: Die Kenntnis bzw. *acquaintance* eines Objekts ist durch die *Produktion einer Idee* vermittelt. Diese Ansicht der Kognition lässt die Kenntnis mit der subjektiven Produktion einer Idee des Objekts übereinstimmen. Das Wort ‚Idee‘ bleibt eine verschwommene Bezeichnung, weil die Idee verschiedene Existenzen bzw. ausdrücken, je nach dem Vermögen, übernimmt: Die Idee lässt sich als Anschauung, als die Erinnerung eines singulären Ereignisses, als

⁷⁰ Hubel, D. H. und Wiesel, T.N. 1959: *Receptive fields of single neurones in the cat's striate cortex*. In: *J.Physiol.* 148: S. 474-591.

⁷¹ Hubel, D.H. und Wiesel, T.N., 1962: *Receptive fields, binocular interaction and functional architecture in the cats visual cortex*. In: *J. Physiol.*, Band 160, S. 106–154.

⁷² Cf. die Diskussion über Hubel und Wiesel 1962 Modell, siehe Robert Shapley and Dario Ringach: *The New Cognitive Neurosciences*, 2000, S.253-256.

ein Icon, als ein Satz zum Ausdruck bringen. Eine Idee unterscheidet sich von einem Begriff oder von irgendeinem kognitiven Inhalt dadurch, dass eine Idee ein *konkreter* Inhalt ist: die Kenntnis der Objektivität bedeutet, dass Dinge und Ereignisse auch in ihren Besonderheiten gekannt werden, das heißt, als ein Ganzes, das auch eine *Singularität* ist. Ich muss mich an dieses Abendessen mit *diesen Leuten, dieser* Speise, an *diesem Ort* usw. erinnern können, nicht nur an ein allgemeines Bild eines Abendessens. Jespersen schreibt in seiner *Philosophy of grammar*:

Real life everywhere offers us only *concretissima*: you see definite apple, definitely red in one part and yellowish in that other part, of this definite size and shape and weight and degree or ripeness, with these definite spots and ruggednesses, in one definite light and place at this definite moment of this particular day, etc. As language is totally unable to express all this in corresponding concreteness, we are obliged for the purpose of communication to ignore many of these individual and concrete characteristics (...).⁷³

Es ist zweifellos richtig, dass eine vollständige Beschreibung eines singulären Apfels - allerdings hier eine *Anschaung* eines Apfels – nicht nur unmöglich wäre, wie alle Sprachwissenschaftler mit Jespersen feststellen könnten, sondern sogar sinnlos. Allerdings *muss* die Kluft zwischen dem Apfel aus einem wirklichen Kontext und dem Wort „Apfel“ überbrückt werden, und dies bedeutet: eine Vermittlung für diese Differenz festzulegen. Man kann immer die Schulwahrheit bemühen, dass man einen Apfel der wirklichen Welt *essen* kann, das Wort oder dessen Bedeutung jedoch nicht. Wenn man unbefangen hierbei eine ontologische Kluft sehen will, dann ist diese sicher niemals zu überwinden. Um den Umfang dieses Differenzbegriffes zu begrenzen und eine Vermittlung einführen zu können, ist es notwendig, aufzuklären, warum diese Differenz sich nicht als eine ontologische, sondern als eine *kognitive* fassen lässt. In der Sprachwissenschaft fehlt es dem wesentlichen Beitrag der Psychologie aber generell an der Darstellung des Zeichenbegriffs und diese Differenz bleibt dementsprechend unüberwindbar. Man geht davon aus, dass die Kenntnis, das Wissen von etwas, ein Gegebenes voraussetzt und dass sie es *zusätzlich so* oder *so* beurteilt. Das Gegebene selbst ist aber auch ein Resultat, und zwar ein Resultat einer Kraft, die wieder das Gegebene einer höheren Kraft ist. Das sogenannte Urteil des Bewusstseins, die „propositionale Attitüde“, die Intentionalität usw. entsprechen nur einem Moment bzw. einer höheren Stufe im Gang der Kenntnis des Objekts (*Enz.* §443). Die Zusammenwirkung des Bewusstseins mit der Spontaneität soll aber für jede Stufe des Geistesbegriffes einzeln betrachtet werden, was hier nur in groben Zügen erfolgt.

Diese Konzipierung der Kognition und des Systems des Geistes entspricht sicher nicht der aktuellen Forschung und Ansicht über die Kognition, die von dem sogenannten Computationalismus⁷⁴ beherrscht wird. Eine Kritik dieser wissenschaftlichen Strömung würde über

⁷³ Jespersen: *Philosophy of Grammar*, 1924, S. 63.

⁷⁴ Cf. Churchland, Patricia Smith: *Neurophilosophy, Toward a Unified Science of the Main-Brain*, MIT Press., 1986, S.412. Siehe Levelt, der eine auf den Computationalismus zurückgeführte Herangehensweise der Sprachkognition

den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Die Auflösung der Problematik der Endlichkeit der Disposition nach dieser Ansicht lässt sich kurz so fassen: Äußerliche physikalische Eigenschaften werden von den Sinnesorganen als Frequenz von Aktionspotenzialen (AP) kodiert, dadurch wird der äußerliche bzw. physikalische Input in eine numerische Bestimmung einer Variable (x) übersetzt. Diese Variable dient dann als der Input einer Funktion $f(x)$, die durch eine Berechnung den richtigen kognitiven Output bestimmt. Es ist leicht zu sehen, wie dieser Computationalismus die Verarbeitung eines äußerlichen Ereignisses eine reine quantitative Erklärung geben kann. Der Computationalismus kann also durchaus auf die Leistung eines Bewusstseins verzichten. Searle hat eine philosophische Kritik gegen den Computationalismus so vorgebracht: "The point is that the brain's causal capacity to produce intentionality cannot consist in its instantiating a computer program, since for any program you like it is possible for something to instantiate that program and still not have any mental states"⁷⁵ Aber der Computationalismus soll im Rahmen der Neurowissenschaft selbst kritisiert und widerlegt werden.

b) Die Anschauung als erstes Vermögen der Kognition

Das grobe Prinzip des Verständnisses der Zusammenwirkung des Bewusstseins und der Disposition besteht in der Anwendung der Dialektik auf den Geistesbegriff: Das System des Geistes ist das System der dialektischen Auflösung jedes Moments des *Geistesbegriffes* in Bezug auf die Antinomie der Spontaneität mit dem Willen. Die Betrachtung des Subjekts als nur ein System von Dispositionen entspricht dem ersten Moment des Geistesbegriffes und macht den Bereich der *Anthropologie* aus. Logisch betrachtet ist der Gegenstand der Anthropologie das Moment des Geistes, das sich noch nicht der Allgemeinheit vermittelt hat: der Geist ist noch in das Reich der Besonderheiten, der Eigenart, vertieft:

„Zu Anfang aber kann der Begriff des Geistes noch nicht der vermittelte Realität haben, welche er im abstrakten Denken erhält; sein Realität muss zu Anfang zwar auch schon eine abstrakte sein – nur dadurch entspricht sie der Idealität des Geistes -, sie ist aber notwendig ein noch unvermittelte, noch nicht gesetzte, folglich eine seiende, ihm äußerliche, eine durch die Natur gegebene.“ (*Enz.* §387, Zusatz)

Eine bloße Widerlegung der anthropologischen Dimension des Geistes will den Geist nur als *Tabula rasa* fassen, als ein Nichts, aus dem nichts entstehen kann. Aber es wäre auch ein Fehler, diese natürlichen Dispositionen als die Grenze zu fixieren, die der Geist nicht überschreiten kann. Die *Phänomenologie* als zweite Stufe des Geistesbegriffes ist die Negation der Anthropologie und hat

durchgeführt hat. Levelt, Willem J.M.: *Speaking: From Intention to Articulation* (ACL-MIT Series in Natural Language Processing) Paperback – August 26, 1993.

⁷⁵ John R. Searle: *Minds, Brains, and Programs*, in: *The Behavioral and Brain Sciences*, vol. 3. S.457, 1980 Cambridge University Press.

sie als Voraussetzung. Die Leistung des Bewusstseins besteht immer darin, die Besonderheit unter die Allgemeinheit zu setzen, aber das Ich oder das Ding werden unmittelbar als die Allgemeinheit betrachtet, und auf diesem Standpunkt des Bewusstseins ist das Nicht-Ich nur als ein dem Ich entgegengesetzter Gegenstand und umgekehrt ein Ich nur als die Entgegensetzung zu diesem Gegenstand gesetzt.

In der Phänomenologie erhebt sich nun die Seele durch die Negation ihrer Leiblichkeit zur reinen ideellen Identität mit sich, wird Bewußtsein, wird Ich, ist ihrem Anderen gegenüber für sich. Aber dies erste Fürsichsein des Geistes ist noch bedingt durch das Andere, von welchem der Geist herkommt. Das Ich ist noch vollkommen leer, eine ganz abstrakte Subjektivität, setzt allen Inhalt des unmittelbaren Geistes außer sich und bezieht sich auf denselben als auf eine vorgefundene Welt. So wird dasjenige, was zunächst nur unser Gegenstand war, zwar dem Geiste selber zum Gegenstande, das Ich weiß aber noch nicht, daß das ihm Gegenüberstehende der natürliche Geist selber ist. Das Ich ist daher trotz seines Fürsichseins doch zugleich nicht für sich, da es nur in Beziehung auf Anderes, auf ein Gegebenes ist. (*ibid.*)

Die *Anschauung* ist das erste Vermögen der Kognition (oder *Psychologie* in Hegels Terminologie) überhaupt und zeigt das erste konkrete Verhältnis des Bewusstseins mit der Unmittelbarkeit der Dispositionen in der innerlichen Produktion der Idee selbst. Die Anschauung ist die Auflösung der doppelten Negation des Bewusstseins und besteht in der Kenntnis, dass der kognitive Inhalt aus der Wirkung eines äußerlichen Objekts entsteht und *zugleich* eine innerliche Bestimmung des Subjekts ist. Hegel resümiert die entsprechende Dialektik des Übergangs von der Empfindung zur Anschauung so:

Daß der Geist in seinem Gefühle den *Stoff* seiner Vorstellungen hat, ist eine sehr allgemeine Voraussetzung, aber gewöhnlicher in dem entgegengesetzten Sinne von dem, den dieser Satz hier hat. Gegen die Einfachheit des Gefühls pflegt vielmehr das *Urteil* überhaupt, die Unterscheidung des Bewußtseins in ein Subjekt und Objekt, als das Ursprüngliche vorausgesetzt zu werden; so wird dann die Bestimmtheit der Empfindung von einem *selbständigen* äußerlichen oder innerlichen *Gegenstande* abgeleitet. Hier in der Wahrheit des Geistes ist dieser seinem Idealismus entgegengesetzte Standpunkt des Bewußtseins untergegangen und der Stoff des Gefühls vielmehr bereits als dem Geiste immanent gesetzt. (*Enz.*, § 447)

Ein Vermögen enthält, insofern es der Entwicklung des Begriffes des Geistes entspricht, in sich eine notwendige Negation oder geht von sich selbst zur Negation über. Das System der Funktionen des Geistes ist an sich dialektisch. Das Resultat der Leistung des Vermögens ist die Produktion eines Gegenstandes, der nicht nur ein Schein von etwas ist, ein Phänomen, für sich betrachtet, sondern *als* dasjenige, das in sich die konkrete Objektivität einschließt, und diese Form der subjektiven Objektivität ist als *Idee* zu benennen.

Die Anwendung der Dialektik auf die Kognition besteht in der Hypothese, dass die kognitive Leistung zugleich auf einen Automatismus und auf die *Leitung* des Bewusstseins zurückführt. Die Rolle des Bewusstseins in der Kognition kann nicht auf eine *Begleitung* reduziert werden. Das heißt, diese Totalisierung des wahrgenommenen Gegenstandes wäre ohne eine *aktive Aufmerksamkeit* nicht möglich. William James unterscheidet zwischen einer passiven

(automatischen) Aufmerksamkeit und einer aktiven: „It is either passive, reflex, non-voluntary, effortless or active and voluntary.“⁷⁶ Die intentionale Aufmerksamkeit, wie die aktive Aufmerksamkeit auch genannt wird, spielt eine Rolle im Vorgang der Anschauung beim Sehen, Hören usw., insbesondere, wenn das Objekt als Totalität Details besitzt, die *neu* sind: ohne die aktive Aufmerksamkeit bleibt alles, was neu ist, unbeachtet. „If a subject rapidly shifts between two slightly different views of the same scene, he will not be able to detect the absence of an important component of the scene in one view without considerable scrutiny“⁷⁷. Ein neues Gesicht kann nicht ohne die intentionale Aufmerksamkeit als solches wahrgenommen werden: man würde nur „ein Gesicht“ gesehen, was allerdings schon einen Automatismus, eine Gewohnheit voraussetzt, nicht aber *dieses* neue Gesicht. Die passive Aufmerksamkeit lässt eine Reproduktion zu, aber diese beiden Prinzipien der Kognition, die Disposition und das Bewusstsein, sind notwendig – und was üblicherweise als passiv bezeichnet wird, ist besser als eine motorische Spontaneität, die einem bestimmten Gesetz blind folgt und dementsprechend eine Disposition noch ist, zu betrachten. Die Philosophie, wie die kantische Philosophie, nimmt auch die Anschauung als ersten Schritt der Kognition an (*KRV*, A19, B33), ohne aber zu beachten, dass diese Anschauung schon ein intentionelles Produkt der Kognition ist, die Anschauung ist ein Zusammenhang, die weit über die einfache Rezeptivität hinausgeht und als die Kraft, einen Gegenstand als *Totalität* im innerlichen Raum zu kennen, zu fassen ist. In der experimentellen Neurowissenschaft wird eine Beeinträchtigung dieser Kenntnis kognitiver Inhalte beschrieben, es handelt sich dabei um die *apperzeptive Agnosie*: Der Betroffene „cannot see object parts as a unified whole“⁷⁸, ohne dass die Empfindung selbst betroffen ist⁷⁹.

Auch ohne weitere Untersuchung der Anschauung ist nicht zu übersehen, dass die *konkrete Idee* als Anschauung, die Möglichkeit einer Zusammensetzung des Gegenstands im Detail und als eine Totalität, noch übermäßig von der Spontaneität ausgeprägt ist, oder, was gleich ist: die Vermittlung der Aufmerksamkeit, die nur der Leitung einer *räumlichen Fokussierung* entspricht, lässt noch keine inhaltliche Vermittlung zu. Das System des Vermögens, in dem die Idee *inhaltlich* vermittelt wird, macht den Vorstellungsbegriff aus.

⁷⁶ Kandel et al, *Principles of Neuroscience*, 2012, S. 639.

⁷⁷ Kandel et al, *ibid.* S.619.

⁷⁸ Kandel et al, *ibid.* S. 625-626.

⁷⁹ “This impairment is distinct from the deficits that accompany lesions of occipital cortical areas in that sensitivity to basic visual attributes, such as color, motion, and distance, remains intact. (...) This impairment is perceptual in nature, resulting from disruption of the first stage of object recognition: integration of visual features into sensory representations of entire objects.”, Kandel et al, *ibid.*

c) Der Vorstellungsbegriff

Das Prinzip der Vorstellung besteht darin, dass die Bestimmung der Idee als Anschauung durch eine *Produktion* der Kognition weiter vermittelt wird, das heißt, dass das durch die Anschauung gegebene Objekt durch die Allgemeinheit bestimmt wird. Die Anschauung entspricht dem ersten Teil der nicht-diskursiven Kognition und die Aufgabe der *diskursiven* Kognition gegenüber dieser nicht-diskursiven besteht darin, die Spontaneität und die Unmittelbarkeit (für das Bewusstsein) des Vorgangs der Anschauung zu überwinden. Es ist die Aufgabe der Vorstellung, den Übergang von einer *unmittelbaren Kenntnis* zu einer *vermittelten Kenntnis* auszubilden. Die Möglichkeit eines solchen Übergangs bedeutet die Produktion kognitiver Inhalte, die abstrakte Eigenschaften, Gedanken sein können, und die Dialektik der *Einbildungskraft* besteht dementsprechend in der Darstellung der Entstehung der Kategorien des Daseins, die als Ausdruck von Allgemeinheit für das Bewusstsein zu betrachten sind. Umgekehrt wird diese Allgemeinheit auch Mittel eines Ausdruckes konkreter Kenntnis; und was epistemologisch gewonnen ist, ist die Überwindung des Übermaßes der Unmittelbarkeit der Anschauung. „Die Vorstellung ist die Mitte in dem Schluss der Erhebung der Intelligenz“, so Hegel (*Enz.* § 455). Die Einbildungskraft erreicht mit der natürlichen Sprache, der Vermittlung durch Zeichen, ihren Kulminationspunkt: dieses Dasein der Vermittlung überhaupt ist das Wort und die Grammatik entspricht weiter der notwendigen Bestimmung dieses zu allgemeinen Ausdrucks, so dass das Wort wieder ein Werkzeug des Ausdrucks konkreter Idee werden kann.

d) Übergang vom Erinnerungsbegriff zum Einbildungskraftbegriff

Die Erinnerung (oder Wiedererkennung) ist die Idee als spontanes Urteil:

Die erste dieser Stufen nennen wir die *Erinnerung* im *eigentümlichen* Sinne des Wortes, wonach dieselbe in dem unwillkürlichen Hervorrufen eines Inhalts besteht, welcher bereits der *unsrige* ist. Die Erinnerung bildet die *abstrakteste* Stufe der in Vorstellungen sich betätigenden Intelligenz. Hier ist der *vorgestellte* Inhalt noch *derselbe* wie in der *Anschauung*; er erhält an dieser seine *Bewährung*, wie umgekehrt der Inhalt der Anschauung sich an meiner Vorstellung bewährt. Wir haben folglich auf diesem Standpunkt einen Inhalt, der nicht nur als *seiender angeschaut*, sondern zugleich *erinnert*, als der *meinige* gesetzt wird. So bestimmt, ist der Inhalt dasjenige, was wir *Bild* heißen. (*Enz.* § 451, Zusatz)

Die Erinnerung ist aber nicht nur eine Aufbewahrung des einzelnen Inhaltes der Anschauung, sondern entspricht einer Aufbewahrung des allgemeinen Verhältnisses des Gegenstandes mit seinem Kontext. Die Erinnerung kann auch als die *konnotative* Kenntnis des Dinges bezeichnet werden und ist wesentlich eine *assoziative* Erinnerung. Die allgemeine Vermittlung ist als Produktion eine Abstrahierung dieses Kontextes, die spontan produziert wird. Es ist nutzlos, sich an *diesen* Apfel als

Singularität zu erinnern, wichtiger ist, zu wissen, mit welchem Zweck, mit welcher Bedingung, ein Apfel generell verknüpft ist. Deshalb kann ich wissen, wiedererkennen, *was* ein Apfel ist. Entsprechende von der experimentellen Neurowissenschaft beschriebene Dysfunktionen helfen dabei, diese Vermögensbegriffe zu erfassen. So zeigt sich bei der *assoziativen Agnosie* eine Beeinträchtigung der assoziativen Erinnerung.⁸⁰ Die Wiedererkennung lässt sich nicht mit einer *Erkenntnis* verwechseln, die nur auf einen Begriff zurückführt und eine Erklärung des Gegebenen zulässt. Die Negation der Erinnerung besteht darin, dass die Idee noch nicht die Totalität des Moments der Objektivität einschließt: Im Rahmen der Erinnerung ist das Moment der Einzelheit das Gegebene der Anschauung und das Produkt der Kognition ist allgemein. Der Inhalt der Erinnerung entspricht nur einem *allgemeinen Zusammenhang*, aber der *einzelne Zusammenhang* ist noch nicht die Idee als Erinnerung. Die Idee als Anschauung schließt die Einzelheit des Objekts als Details ein, aber nicht die äußerlichen Verhältnisse des Objekts, seine allgemeine Ordnung in einer Welt. Die Erinnerung kann, weil sie auch eine konkrete Idee sein soll, dementsprechend nur durch die aktuelle Anschauung aktualisiert werden, das heißt, die Idee als konkrete Totalität hat noch die Anschauung als Bedingung (*Enz.* §454).

Wie lässt sich die Objektanerkennung im Rahmen der reinen Philosophie der Kognition erklären? Wenn der von der Objektwahrnehmung gegebene Inhalt zusammen mit der Tat der Aufmerksamkeit reichen, wie wir es gesehen haben, um eine singuläre Anschauung des Objekts hervorzubringen, ist dieses Resultat allerdings unzureichend, um eine Anerkennung des Objekts zu produzieren. Der zusätzliche notwendige Inhalt dafür soll von der Vorstellungskraft gegeben werden und mit dem Produkt der Anschauung selbst weiter verglichen werden. Die Vorstellungskraft, als höhere kognitive Integrationsstufe, bedeutet immer eine Kenntnis des Objekts mittels eines Produkts der Kognition. Dieses Produkt ist wieder entweder ein allgemeiner Inhalt oder ein singulärer Inhalt. In Bezug auf die Objektanerkennung („Erinnerung“ in Hegels philosophischer Sprache oder das „semantische Gedächtnis“ in der aktuellen kognitiven Sprache) ist das kognitive Produkt doppelt: Einerseits bringt die Anschauung als Kraft aus dem Stoff der Empfindung eine Kenntnis des Objekts als eine Totalität hervor, die weiter anerkannt werden soll, und andererseits bringt die Vorstellungskraft einen semantischen Inhalt hervor, der die Anerkennung dieses Inhalts der Anschauung zulässt. Diese Objektanerkennung lässt sich aber auch als ein assoziativer Inhalt verstehen, der mit diesem Objekt *im Allgemeinen* verknüpft ist. Die Übereinstimmung dieses singulären und allgemeinen Inhalts entspricht der Durchführung eines Urteils, des Urteils des semantischen Gedächtnisses. Dieses semantische Gedächtnis ist nicht singulär und entspricht noch keinem episodischen Gedächtnis. Die Einbildungskraft ist die Negation des spontanen Urteils der

⁸⁰ Cf. Kandel et al.: *Principles of Neuroscience*, 2013, S. 624-625.

Erinnerung und der Begriff der Einbildungskraft als Negation der Erinnerung lautet also: Es ist die Kenntnis des Objekts mittels der Produktion einer *singulären Idee*. Die Einbildungskraft ist also die Kraft, in der Vorstellung eine Idee zu erzeugen, die tatsächlich zuerst als Bild bzw. als einzelner Bündel von Bildern erscheint. Diese Idee ist eine konkrete Idee, weil *dieses* Ereignis, *dieses* Abendessen, in *dieser* Zeit, mit *diesen* Leuten usw. in der Vorstellung existieren soll. Dafür muss der kognitive Inhalt singulär bestimmt werden: Es geht nicht mehr darum, zu wissen, dass dieses Objekt ein MANTEL ist (und keine HOSE), dass die ARMBANDUHR eine Armbanduhr ist usw., sondern es geht darum, zu wissen, dass *dieser* Mantel *meiner* ist, dass ich ihn an diesem Ort, in diesem Moment usw. aufgehängt habe, und alle mit ihm verknüpften singulären Ereignisse zu kennen. Dieses Gedächtnis als Kraft vermittelt die Kenntnis des Objekts nicht durch eine allgemeine Assoziation, sondern durch eine singuläre Assoziation des Inhalts, die nicht mehr als Anschauung produziert werden kann. Die reine Möglichkeit, einen solchen Inhalt oder eine konkrete Idee hervorzubringen, heißt Einbildungskraft und diese Kraft vermittelt die Kenntnis eines Objekts durch die Produktion einer Idee bzw. eines Inhalts eines Ereignisses. Der alltägliche Ausdruck „ich habe eine Idee“ weist schon darüber hinaus, dass man eine mehr oder weniger komplette Vorstellung eines Ereignisses oder einer Handlung hat. Eine Idee ist konkret, ein Begriff ist abstrakt.

Die Einbildungskraft ist zuerst reproduktiv, das heißt, sie ist eine Produktion ohne die Vermittlung des Inhalts der Idee, und der Inhalt kann nur ein Gegebenes für das Bewusstsein sein, und der Akt der Reproduktion der Idee besteht darin, sich an ein Ereignis zu erinnern. Die Disposition besteht darin, ein Ereignis zu bewahren und dieses Ereignis ins Bewusstsein zu heben, aber dieser Vorgang selbst wird nicht bewusst gesteuert. Die Negation diesem ersten Moment entspricht der Produktion einer Idee, die durch die Produktion eines äußerlichen Bildes bzw. Icon vermittelt ist. Die Einheit ist die äußerlich produzierte Anschauung, die das Mittel für die Produktion einer innerlichen Idee ist. Den Bezug des Bildes zum Zeichen darzustellen ist dementsprechend die erste Aufgabe der Dialektik der Einbildungskraft: nämlich zu zeigen, wie die kognitive Funktionalität der Produktion von Bildern zur Produktion von Zeichen dialektisch führt. Um diese dialektische Entstehung darzustellen, teilt Hegel die Einbildungskraft in a) die reproduktive Einbildungskraft (*Enz.* § 455), b) die symbolisierende Einbildungskraft (*Enz.*, § 456) und c) das Zeichen (*Enz.*, § 457). Unser Beitrag überhaupt besteht darin, diese Kategorien weiter dialektisch auszudifferenzieren und insbesondere den Zeichenbegriff in einer Grammatik fortzuentwickeln.

Die von Peirce in seinem *Element of logic* eingeführten Begriffe wie „qualisign“, „sinsign“, „lesisign“⁸¹, entsprechen jeweils einer bestimmten Modalität des Verhältnisses des Subjekts mit dem

⁸¹ Peirce, Charles S.: *Element of logic*, 2.286, in *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Vol. II, Cambridge, 1965.

manifesten Bild und des Verhältnisses des Bildes mit der Objektivität. Damit unterscheidet Peirce drei Kategorien von Zeichen, die nicht als Zeichen in Saussures Sinne zu betrachten sind, sondern als ein allgemeiner Begriff von Dasein, mit dem auf eine Bedeutung hingewiesen werden kann: das *Icon*, den *Index* und das *Symbol*. Aber in Peirces Konzipierung wird übersehen, dass nicht jede Kategorie einer kognitiven Produktion von bedeutendem Dasein entspricht. Der Begriff „*Index*“ wird von Peirce als natürlicher Hinweis aufgefasst, als ein natürlicher Effekt einer Ursache, der dementsprechend als Zeichen dieser Ursache *interpretiert* wird. „A weathercock is a index of the direction of the wind.“⁸² Aber ein natürlicher Effekt, wie die Richtung eines Wetterhahns oder die Unregelmäßigkeit im Lauf eines Planeten, die als Zeichen der Anwesenheit eines unbekanntem Planeten verstanden werden könnte, entspricht allerdings nur einem *metaphorischen* Gebrauch des Wortes „Zeichen“ und gehört nicht einer Lehre der Semiotik an. Um diese Verwirrung zu vermeiden, ist es notwendig, den Begriff des Zeichens festzulegen und ihn nicht nur aus dem Sprachgebrauch aufzunehmen, und diese Aufgabe gelingt, wenn die systematische Verknüpfung zwischen Bild und Zeichen (als Saussures Zeichenbegriff: das Wort) festgelegt werden kann, was in Peirces Darstellung des Zeichenbegriffes jedoch fehlt.

Der Begriff der Einbildungskraft ist dreigeteilt:

1. Die *reproduktive* Einbildungskraft, die erfüllt, weil sie reproduktiv ist und insofern sie noch auf eine Spontaneität zurückführt, die Funktion einer episodischen Erinnerung. Fast selbstverständlich ist eine solche Produktion einer Idee zuerst eine kognitive *Reproduktion*, weil ein singuläres Ereignis nicht zweimal vorkommen kann, und auch eine für das alltägliche Leben absolut notwendige kognitive Leistung. Dieser Unterschied zwischen einer assoziativen Erinnerung und einer episodischen Erinnerung entspricht der Abgrenzung zwischen zwei klinischen Dysfunktionen: der *assoziativen Agnosie* und der *Amnesie*, bei Letzterer ist das Vermögen, eine singuläre Idee zu reproduzieren, beeinträchtigt.

2. Die *produktive Einbildungskraft* ist die Produktion der Idee mittels der motorischen Produktion eines äußerlichen Bildes.

3. Die Synthese dieser beiden Momente besteht darin, dass diese Produktion selbst als Vermittlung der Ausdruck einer innerlichen Idee sein kann, und entspricht der Produktion eines *Zeichensystems*. Das System des Zeichens ist das produzierte Werkzeug, das als Zweck der Ausdruck einer Idee hat. Das Zeichen ist ein Resultat einer Arbeit der Kognition, und das heißt, dass die Kognition ihr Werkzeug selbst schafft, um ihre Idee auszudrücken. Die Grammatik bildet die Brücke zwischen der abstrakten Bedeutung der Wörter und dem konkreten Gebrauch der Wörter in einem Kontext.

⁸² *Ibid.* S. 161.

1. Die reproduktive Einbildungskraft

Philosophen wie Kant und Hegel definieren die Einbildungskraft in einer funktionalen Weise als die Möglichkeit, Bilder von einem Ding wieder aufrufen zu können, wenn das Ding nicht anwesend ist (also ohne den Rekurs auf die Anschauung). In der wissenschaftlichen Literatur wird von episodischer Erinnerung (*episodic memory*), der Möglichkeit, sich an spezifische Szenen zu erinnern und sich diese wieder vorzustellen, gesprochen:

In addition to acquiring a skill, however, we will also remember much about the practice sessions, where they occurred, who the instructors were, and how difficult it was initially to perform. Nevertheless, these aspects of our memory have absolutely nothing to do with our ability to perform a skill. We know this because people who are amnesic in the sense of having no recollection of their training episodes can still perform.⁸³

Das Alltagsleben eines Menschen ist nicht repetitiv und die Gewohnheit bzw. das semantische Gedächtnis reicht nicht, um mit einer Situation richtig umzugehen, falls die Kenntnis der gegenwärtigen Situation die Kenntnis eines vergangenen einzelnen Ereignisses als Voraussetzung hat. Dieses vergangene Ereignis soll wieder bewusst werden und diese Wiedervorstellung einer Idee macht das Interesse der Funktion der episodischen Erinnerung aus. Die Vermittlung erfolgte zuerst innerlich, und die dialektische Betrachtung dieses ersten Moments der Einbildungskraft begrenzt sich auf die Aufgabe, die Notwendigkeit einer Entäußerung unserer Idee herzuleiten. Oder: es geht darum, aus der *reproduktiven* Einbildungskraft einer *produktiven* Einbildungskraft entstehen zu lassen. Kant hat schon zwischen den beiden Arten von Einbildungskraft (*KRV*, B151-152) unterscheidet. Er scheint zu glauben, dass eine produktive Einbildungskraft eine Funktion in der Synthese der Mannigfaltigkeit der Empfindungen, also dementsprechend als Moment der Anschauung selbst, hat, da eine solche Synthese schon eine Anwendung einer Regel (ein Begriff des Verstandes) ist, die allein diese Synthese ermöglicht. Diese Anwendung der Regel des Verstandes auf das sinnliche Material soll nur durch die Einbildungskraft erfolgen, oder besser gesagt, macht ihre kognitive Funktionalität aus.⁸⁴ Es scheint mir, dass es um ein bloßes Quiproquo geht: diese bei Kant der Einbildungskraft zugeschriebene Funktion ist tatsächlich die Funktionalität selbst der Anschauung. Also macht die (von Kant konzipierte) „produktive Einbildungskraft“ plus die Anschauung die Anschauung überhaupt aus⁸⁵. Die Schwierigkeit liegt darin, dass es scheint, als ob eine Synthese ohne die *Anwendung* einer Regel nicht erfolgen kann: ich sehe nicht unmittelbar ein Dreieck als Ganzes, nur in Teilen (Prinzip der Aufmerksamkeit), was die Notwendigkeit einer

⁸³ Rudy: *Neurobiology of Learning and Memory*, 2014, S.288-289.

⁸⁴ Vgl. dazu Haag, Johannes: *Erfahrung und Gegenstand, das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand*, 2007. S.258-259.

⁸⁵ Vgl. Haag, *ibid*, S.260.

Regel für die Konstruktion der Dreiecke fordert. Man könnte im Gegenteil behaupten, dass die Gewährleistung einer Regel und deren Anwendung schon eine Anschauung voraussetzt: die Kognition fängt mit der bloßen Möglichkeit der Anschauung an und danach wird eine Regel (die nur das Schema oder Bild ist) konstruiert. Aber es ist auch richtig, dass die Anschauung ohne eine Regelanwendung nicht erfolgt: man muss auch lernen, etwas anzuschauen, kognitive Dispositionen für die Kenntnis eines Dreiecks, eines Tisches, eines Gesichtes usw. sind schon bei der Anschauung tätig. Hegel gibt als Beispiel einer erfahrenen, routinierten Anschauung:

Der Botaniker zum Beispiel bemerkt an einer Pflanze in derselben Zeit unvergleichlich viel mehr als ein in der Botanik unwissender Mensch. Dasselbe gilt natürlicherweise in Bezug auf alle übrigen Gegenstände des Wissens. Ein Mensch von großem Sinne und von großer Bildung hat sogleich eine vollständige Anschauung des Vorliegenden; bei ihm trägt die Empfindung durchgängig den Charakter der Erinnerung. (*Enz.* § 448, *Zusatz*)

Die Auflösung dieses Widerspruchs lautet, dass die Anschauung den Übergang zur Einbildungskraft ausbildet, oder dass die Funktionalität der Anschauung die Möglichkeit der Konstruktion von Bildern zulässt. Aber der Unterschied zwischen produktiver und reproduktiver Einbildungskraft betrifft nicht die Anschauung als solche und besteht mehr darin, dass die reproduktive Einbildungskraft *innerlich* erfolgt und die produktive Einbildungskraft *äußerlich*. Diese Innerlichkeit führt auf eine Spontaneität des Aufrufes des Bildes zurück, was Kant vielleicht zur Gleichsetzung mit der Spontaneität der Anschauung gebracht hat. Weil sie spontan ist, hat die reproduktive Einbildungskraft noch die Funktion, einer Erinnerung zu sein, die *episodische Erinnerung*. Diese Spontaneität der Reproduktion der konkreten Idee widerspricht allerdings dem pragmatischen Zweck (Interesse) der episodischen Erinnerung und die Spontaneität ist also das, was zu überwinden ist. Die Dialektik der Einbildungskraft lässt sich so teilen: a) die unmittelbare Übereinstimmung des Interesses mit der Reproduktiven der Idee als *unwillkürliche episodische Erinnerung*; b) die Vermittlung dieser Erinnerung durch das Bewusstsein als assoziative bzw. *vermittelte Erinnerung* bzw. *Ermittlung* c) als Einheit, die Möglichkeit einer innerlichen produktiven Einbildungskraft heißt, die Erschaffung oder Erarbeitung in sich einer konkreten Idee, die einem Zweck anpassen soll, die *Fantasie*.

a) *Die unwillkürliche episodische Erinnerung*. Der unmittelbare Begriff der reproduktiven Einbildungskraft macht die erste Kategorie aus: das spontane, nicht gewollte Wiederaufrufen der Vorstellung des Ereignisses als dasjenige, was einem Interesse übereinstimmt. Aber im Gegenteil dazu, was die experimentelle Psychologie weiter betrachtet, ist diese unwillkürliche Erinnerung nicht durch einen Hinweis (*clue*), sondern nur durch eine Disposition bzw. einen unbewussten Zustand unseres Geistes verursacht: « Involuntary autobiographical memories are memories of personal experiences that come to mind spontaneously—that is, with no preceding attempt at retrieval. They were one of Ebbinghaus's (1885/1964) three basic kinds of memory but have been

ignored by modern cognitive psychology. »⁸⁶ Die Kraft, unwillkürlich eine Idee wieder aufzurufen, ist notwendig und die Hypothese einer alleinigen bewussten reproduktiven Einbildungskraft würde einerseits der alltäglichen Situation widersprechen und andererseits den Bedarf selbst einer solchen Erinnerung übersehen: Eine episodische Erinnerung soll auch ohne mein Zutun erfolgen, ein vergessener Fakt, der aber für die Gegenwart noch wichtig ist, wie das Ereignis: *ich habe einen Kochtopf auf dem Feuer verlassen*, muss wieder *im* Bewusstsein, aber nicht *durch* einen Zustand des Bewusstseins, auftauchen. Ein Hinweis, sei er willkürlich oder unwillkürlich (äußerlich, gegeben), ist aber immer ein bewusster Inhalt, und dann wäre die Erinnerung durch diesen Hinweis bedingt. Aber ein solcher Hinweis ist nicht immer vorhanden, ein äußerlicher Hinweis kommt oft zufällig vor. Diese Erinnerung ist unwillkürlich, aber nicht zufällig: Die Disposition, die richtige Kenntnis wiederaufzurufen, ist hier als das Interesse an einem Inhalt zu betrachten. Das Prinzip der Subjektivität ist die Macht der Allgemeinheit, die nicht als abstrakt, inhaltslos, allgemein aufzufassen ist, sondern als die Fähigkeit, sich zu bestimmen, einen Inhalt sich zu *geben* oder *aufzubewahren*. Aber diese Macht der Subjektivität bedeutet zuerst, dass das Ich nur den Grund dieses Verhältnisses enthält, der aber *spontan* wirkt. Die Negation dieser unmittelbaren Form der episodischen Erinnerung besteht darin, dass das *wichtige* Etwas als solches auch das Gegenteil des Interesses sein kann: eine traumatisierende bzw. unangenehme Episode, die man vergessen will: „Post-traumatic stress disorder (PTSD) follows an experience of severe danger or injury. First recognized in soldiers during the World War I after combat trauma, it also occurs after civilian traumas such as violent assaults or serious accidents. It is characterized by emotional numbness to ordinary stimuli, punctuated by painful reliving of the traumatic episode (...)”⁸⁷. Die PTSD zeigt, dass diese erste Form der episodischen Erinnerung ihre Ursache in einer unbewussten Spontaneität hat, da der Patient sich durch solches Wiedererleben (*reliving*) von traumatisierten Bildern nicht ablenken lässt (wenn es nicht der Fall wäre, dann könnten Patienten von ihrem Trauma abgelenkt werden). Die nächste Stufe besteht darin, dass das Bewusstsein bestimmt, ob das Wiederaufrufen einer Idee interessant ist oder nicht, und die Reproduktion der Idee als Zweck des Bewusstseins ist nun zu fassen.

b) Die *Ermittlung* im gewöhnlichen Sinn bedeutet tatsächlich den Versuch, eine Information in sich bewusst zu finden. « [the] counterpart is voluntary autobiographical memories – that is, personal memories that follow a controlled, strategic retrieval process. »⁸⁸ Das Bewusstsein spielt dabei eine wesentliche Leistung: Es geht von einer Assoziation zur anderen, bis es die richtige Assoziation

⁸⁶ Berntsen, Dorthe: The Unbidden Past: Involuntary Autobiographical Memories as a Basic Mode of Remembering, in *Current Direction in Psychological Science*, 2010. S.138-142.

⁸⁷ Kandel et al. *Principles of Neuroscience*, 2012, S.1419.

⁸⁸ Clark, Mackay, Holmes : Positive involuntary autobiographical memories : You first have to live them, in *Consciousness and Cognition*, 2012 : 402-406.

gefunden hat. Aber das Finden der richtigen Bestimmung muss *noch* auf eine Spontaneität zurückführen, da diese Spontaneität selbst das Kriterium der Objektivität ist (dasjenige, was ich nach Belieben bestimme, kann keine Erinnerung sein). Der höchste Grund der innerlichen Ermittlung ist wieder die Spontaneität, die von unserem Zutun unabhängig bleibt. Dann ist es auch egal, ob die Erinnerung durch einen vom Subjekt gegebenen Hinweis verursacht ist oder durch einen äußerlichen, zufälligen Hinweis. Entweder ist eine gegenwärtige Idee der Anfangspunkt des Zweckes und die Aufgabe der Ermittlung besteht darin, diese Idee weiter zu bestimmen (ein Datum, einen Ort zu finden), oder der Moment ist der Anfangspunkt des Bewusstseins und durch die spontane Assoziation fällt eine Idee als Ganzes ein – Prousts Madeleine ist hier als literarisches Beispiel für die Letztere zu erwähnen. Die allgemeine pragmatische Regel der episodischen Erinnerung ist das Interesse, aber das Kriterium der richtigen Anwendung dieser Regel ist die Spontaneität, die dem Interesse nach Belieben nicht entsprechen kann. c) Das dritte Moment der reproduktiven Einbildungskraft, die *Fantasie*, ist die Synthese erster Momente, und diese neue Kraft besteht darin, dass das Bewusstsein die Macht über die Produktion der Idee hat – die Unterwerfung des innerlichen Bildes unter die Steuerung des Bewusstseins. Bei der ersten Form der episodischen Erinnerung wird die Idee als Ganzes wieder aufgerufen, ausgelöst durch ein Interesse, das aber unbewusst wirkt. Bei der zweiten Form der Erinnerung ist das Interesse der bewusste Ausgangspunkt, aber die Wirkung des Bewusstseins ist noch formell und kann dem Interesse genauso widersprechen. Die Fantasie besteht in der *Erarbeitung* einer bildlichen Totalität, wobei der erinnerte Inhalt auf einen Stoff reduziert wird.

Diese Einheit ergibt sich auf der Seite der willentlichen Handlung, und weil der Zusammenhang nicht auf eine Spontaneität zurückführt, kann das Kriterium der Idee nur eine subjektive Regel sein. Demnach fixiert die Subjektivität die Regel der Objektivität in sich selbst und die Fantasie ist auch die Negation der reproduktiven Einbildungskraft und der Erinnerung. Die Fantasie bleibt aber notwendig, um eine Handlung, eine neue Situation oder einen zeitlichen und räumlichen neuen Kontext sich vorab vorzustellen und lässt sich nicht durch eine innerliche Sprache ersetzen. Um das Verhältnis mit der diskursiven Kognition hier vorher zu erwähnen, finden die grammatischen Kategorien der Zeitlichkeit, Gegenwart und Zukunft sowie Vorzeitigkeit und Nachzeitigkeit, in der episodischen Erinnerung bzw. Fantasie ihre Wurzel, und das heißt, sie sollen nicht im Rahmen der Grammatik selbst hergeleitet werden. Die Grenze der Fantasie besteht darin, dass die Anwendung der Regel der Objektivität in diesem innerlichen Raum selbst willkürlich erfolgt. Die Anschauung, die Rezeptivität bleibt das allgemeine Kriterium der Objektivität, weil die *Anwendung* einer Regel ein da-seiendes Resultat benötigt, das selbst eine Art von Dasein sein soll, das stabil und nicht *schwebend* ist. Das innerliche Bild der Einbildungskraft ist nicht stabile als Resultat, nur als äußerliche Produktion kann die Konstruktion der Einbildungskraft ein festes Etwas

werden. Diese Produktion muss also die Dimension der Anschauung übernehmen: die Leitung des Bewusstseins, um eine Regel anzuwenden, kann nur in einen äußerlichen Raum, nicht in einen innerlichen, wirklich erfolgen. Kant behauptet in seiner Überlegung zur Anschauung, dass die räumliche Dimension subjektiv (*KRV*, B42), das heißt innerlich ist, aber er spricht auch von einem „empirischen Realität des Raumes“ (*KRV*, B44) d.h. dass dieser empirische Raum selbst subjektiv bleibt⁸⁹. Wenn es darum geht, eine Regel anzuwenden, z. B. wie ein Dreieck zu konstruieren, ist es jedoch überhaupt nicht gleichgültig, ob diese Konstruktion im innerlichen oder im äußerlichen Raum erfolgt. Alle Arten von geometrischen Demonstrationen können nur im äußerlichen Raum durchgeführt werden und ein Mathematiker kann sich bei der Durchführung einer Demonstration nicht auf seine Fantasie verlassen, auch wenn diese innerliche Erarbeitung notwendig ist. Der innerliche und der äußerliche Raum sind nicht funktionell gleich, und eine Reduktion des Raumes auf eine subjektive Dimension lässt nicht zu, diesen *prozeduralen* Unterschied zu fassen. Das macht den Übergang zur *produktiven Einbildungskraft* aus: Das, was zuerst nur in der Subjektivität produziert wurde, soll *in die Welt* übergehen.

2. Die produktive Einbildungskraft: die Produktion der Idee als äußerliches Bild

Daran, dass die Idee *produziert* ist, könnte die Kritik geäußert werden, dass das Dasein der Idee mit einer Kenntnis der Objektivität nichts mehr zu tun hat. Das ist aber falsch, denn es ist wesentlich für den Geist, dass seine Kenntnis der Objektivität in einem Schaffen eines äußerlichen Daseins übergeht. Das Schaffen soll aber einen Zusammenhang mit der Objektivität gewährleisten: Der Geist hat sozusagen in sich das Kriterium der Objektivität, und dieses Kriterium bestimmt die Produktion der entäußerten Idee. Das Kriterium ist zuerst eine unmittelbare Übereinstimmung des Resultats der Anwendung einer Technik mit dem Gegenstand der Anschauung. Die Einbildungskraft will diese Übereinstimmung mit dieser Technik herbeiführen und ist zuerst 1. eine *Ikone*. Diese Übereinstimmung wird ein reflexives Verhältnis und das äußerliche Bild ist als Mittel der Produktion der Idee: 2. das *Piktogramm*. Die Einheit der vermittelten Relation mit der unmittelbaren Entäußerung einer Idee ist: 3. das *Symbol*, das die Idee durch eine konventionelle Relation ausdrückt.

⁸⁹ „Wir behaupten also die *empirische Realität* des Raumes (in Ansehung aller möglichen äußeren Erfahrung), ob zwar die *transzendente Idealität* desselben, d.i. daß er nichts sei, so bald wir die Bedingung der Möglichkeit aller Erfahrung weglassen, und ihn als etwas, was den Dingen an sich selbst zum Grunde liegt, annehmen.“ *KRV*, B44.

2.1. Das figurative Ikon

Das Kriterium der Objektivität des Schaffens einer Idee kann am Anfang kein gedachtes, vermitteltes Kriterium sein und entspricht einer unmittelbaren Übereinstimmung des Resultats mit der *Anschauung*⁹⁰. Die Entäußerung eines Bildes als Resultat einer Produktion ist also a) eine *Figuration*. Das Merkmal *figuratives* Bild bedeutet nicht das Gegenteil einer Fantasie, so sind beispielsweise auch imaginäre Tiere eine Figuration: Das Figurative bedeutet, dass das Resultat der Anwendung der Technik, um eine Idee zu produzieren, mit der angeschauten Objektivität (als Prinzip) übereinstimmt bzw. *als* eine Singularität erscheint, nicht, dass dieses Bild tatsächlich etwas nachahmt oder an sich ein wirklicher Gegenstand ist. Imaginäre Tiere z. B. sind nach dieser Regel konstruiert. Das Nicht-Figurative als solches enthält nur Empfindungs-Elemente, abstrakte Formen oder Farben, die kein Objekt zusammen konstituieren. Auch Strömungen der Kunst wie der Surrealismus oder die symbolische Kunst sind figurativ. Weil das Kriterium auf das Prinzip der Anschauung zurückführt, es ist nicht zu übersehen, dass die Fotografie unweigerlich jede Art von handwerklicher Technik obsolet gemacht hat. Die figurative Kunst beschränkt sich aber nicht auf diese reine Figuration, sie enthält das wichtige Element des Stils. Die Übereinstimmung zwischen Mittel und Zweck erfolgt ganz künstlich, durch die Technik der Verbildlichung der Idee, als motorische Leitung der Hand nach einer Regel. Die richtige Anwendung der Regel widerspricht dem Prinzip einer Steuerung durch das Bewusstsein und zu einem figurativen Zeichnen gehören viele Techniken, d.h. Dispositionen. Die Regeln dieser Leitung sind also eine erlernte Technik, die zugleich als Mittel des Schaffens einer Singularität zu betrachten sind. Aber dadurch ist die Technik selbst die bewusste Regel der Objektivität geworden und ist an sich als b) *das Ornament* offenbart. Als Begriff bezeichnet das Ornament die Übereinstimmung des Kriteriums der Objektivität mit der Offenbarung der technischen Beherrschung der Produktion des Formens. Ornament ist oft als entgegengesetzte Begriffe der Kunst betrachtet, weil das Ornament nur ein Mittel zu sein vermag, wohingegen die Kunst die Würde der Zwecklosigkeit für sich beansprucht und nur zum Anschauen da ist. Das Ornament dient anderen Gegenständen als Verzierung, sie *verziert* etwas, das Ornament ist deshalb an sich kein Objekt, kein selbstständiges Dasein. Das ist aber verwirrend, und es ist auch genauso für wahr zu halten, dass das Ornament zwecklos ist und dasjenige ist, was nur zum Anschauen da ist. Genauso könnte behauptet werden, dass Kunstwerke einen Verzierungszweck besitzen, z. B. als Verzierung einer Wand. Der grundsätzliche Unterschied liegt darin, dass das analytische Prinzip der Technik keine Totalität einer Idee zulässt, dass sie eine offene Konstruktion und oft eine Repetition der gleichen Motive und Linien ist. Die Repetition oder die Symmetrie des

⁹⁰ Zum „Objektivitätsanspruch“ Vgl. Haag: *Erfahrung und Gegenstand*, 2006, S.302.

Motives, seien es geometrische Motive oder Arabesken (z.B. die *Ara Pacis Augustea*, Ostseite, rechte Schmalseite), sind wesentlich im Sinne, dass sie die Beherrschung der Technik, die Stabilität in der Reproduktion der Formen offenbar werden lassen. Das Ornament gerät aber damit in den unendlichen Regress, weil die reine Wiederholbarkeit keine singuläre Idee hervorbringt.

Die Einheit des Begriffes des Figurativen und des Ornaments ist c) Das *stilisierte Ikon*: Die Idee als Totalität lässt sich nicht ohne die Offenbarung der Gestik bilden; Die Technik ist das bewusste Moment oder das konstruierte Moment des Schaffens auch wenn sie als Disposition erstarrt. Dann ist die produzierte Idee ein vermitteltes Resultat, das eine bildliche *Übersetzung* einer Objektivität geworden ist. Es wird z. B. erwartet, dass ein Kunstporträt auch etwas über die porträtierte Person aussagt (auch wenn es nur die Ansicht des Malers ist) und dieser nicht nur ähnlich ist. Die prähistorische Felszeichnung eines Wollnashorns in der in Südfrankreich gelegenen Chauvet-Höhle ist ein gutes Beispiel eines frühen stilisierten Ikons in der Kunstgeschichte⁹¹. Die Zeichnung ist nicht nur realistisch – realistische Figurationen sind tatsächlich in vorgeschichtlichen Felsbildern häufig zu finden – sondern mit pure Linie drückt sie auch eine Idee aus, die nicht direkt in der realistischen Tierform zu finden ist: Allüre und Leichtigkeit. Im stilisierten Ikon und nur in dieser Produktion kommt zum ersten Mal die Idee als Einheit des Subjektiven mit dem Objektiven zum Ausdruck. Jede Bildkunst, auch die Karikatur, führt auf das stilisierte Ikon zurück. Die Karikatur stellt bestimmte, meist negative Eigenschaften eines Objekts übertrieben dar, das Kunstwerk dagegen übersetzt das Objekt spirituell, lässt es etwas ausstrahlen. Bekanntermaßen sind der Inhalt und die Form in der Kunst untrennbar: Ein Kunstwerk macht eine konkrete Idee anschaulich, es *referiert* jedoch nicht auf sie. Der Stil ist das notwendige Medium des Ausdrucks der Idee, kein Aspekt des Ausdrucks, der als eine Nebensache betrachtet werden soll. Aber der Sinn der Verknüpfung mit der Objektivität hat sich geändert: Es ist nicht mehr die Anschauung, die das Maß der Kenntnis der Objektivität ist, sondern die subjektive Idee. Das stilisierte Ikon macht den Übergang zum *Piktogramm* aus, das Bild, das die Vermittlung der Idee *als Zweck* hat.

2.2. Das Piktogramm

Das Piktogramm bzw. das bildliche Zeichen ist die Negation der Figuration der Idee als Anschauung und will die Idee als solche explizit bedeuten. Aber die Idee ist etwas Konkretes, ein Zusammenhang, der singulär ist, und der Widerspruch des Begriffes des Piktogramms besteht darin, dass diese Explizitmachung nur einem Moment der Idee entspricht. Das Maß der Objektivität ist die Erinnerung und die äußerliche Produktion eines Piktogramms ist als *Hinweis* für eine Idee zu

⁹¹ Jean Clottes (Editor): *La Grotte Chauvet. L'art des origines*. Seuil, Paris 2001.

fassen⁹². Das Piktogramm gilt aus diesem Grund nicht als Medium der Kunst. Wegen dieser Spaltung zwischen dem durch die Anschauung des Bildes manifestierten Inhalts und der intendierten Idee ist von einem Bedeutungsbegriff zu sprechen, obwohl diese Bedeutung einem pragmatischen Verhältnis entspricht: Die Idee ist ein Konkretes, ein bestimmtes Objekt, eine bestimmte Handlung usw., aber das Piktogramm weist auf diese Idee hin und ist nicht selbst die bildliche Äußerung dieser Idee, und deswegen entspricht das Piktogramm einer manifesten Äußerung eines *allgemeinen* Inhalts, einer allgemeinen Vorstellung. Weil dieses Bild eine Manifestation einer allgemeinen Vorstellung sein soll, ist seine Produktion schematisch, und alle Details einer vollständigen Figuration sollen vermieden werden. Ein Inhalt, der zugleich die Allgemeinheit und die Individualität einschließt, also die konkrete Idee selbst als Anschauung, könnte kein Moment eines Schlusses sein: Ein figuratives Ikon, das ein vor einem Brand fliehendes Individuum zeigt, würde nicht als Hinweis auf einen Notausgang verstanden werden, sondern als Figuration eines Ereignisses. Hingegen drückt ein Piktogramm, das einen laufenden Menschen zeigt, der irgendein Individuum sein kann und keinem wirklichen Individuum entspricht, eine allgemeine Handlung an sich aus, und als solches ist das angeschaute Bild ein Teil eines Syllogismus. Man muss das Piktogramm wie ein Bilderrätsel entziffern, um den in ihm befindlichen Hinweis zu erkennen. Die Dialektik des Begriffes des Piktogramms besteht in der Auflösung der Undeutlichkeit der Idee-Assoziation. Es sind drei Arten von Piktogrammen zu unterscheiden. Das Bild aktiviert spontan einen Inhalt in meiner Erinnerung und lässt somit eine Assoziation entstehen:

a) Bei dem *selbstverständlichen Piktogramm* entspricht das Bild einer ausreichend allgemeinen Vorstellung, so dass das Piktogramm nicht als ein Bild eines singulären Falls interpretiert werden kann, sondern nur als eine allgemeine Idee. Im einfachen Piktogramm drückt das Bild eine Vorstellung aus, wobei alle unnötigen Details abstrahiert sind und nur die für den Hinweis benötigten Aspekte enthalten sind. Formell betrachtet enthält das Ikon mehr Details als ein Piktogramm, das nur die wesentliche und kategoriale Beschaffenheit des Objekts darstellt. Ein Bild eines Menschen kann entweder eine anschauliche Vorstellung sein, wie in der Kunst, oder eine Figur, die nur die Kategorie des Mensch-Aussehens oder des Gesicht-Aussehens usw. abbildet. Die Bestimmung *selbstverständlich* heißt hier, dass diese Wiedererkennung des Inhalts auf die Spontaneität der Erinnerung zurückführt. Diese Assoziation zwischen abstrakter und konkreter Idee ist zweckmäßig und das Piktogramm ist dementsprechend als Mittel nur in einem Kontext bedeutend: Ein Piktogramm: auf dem ein *aufstehender Mann* abgebildet ist, kann in einem Kontext etwas wie „für Männer reserviert“ und in einem anderen Kontext etwas wie „aufhalten“ bzw. „nicht

⁹² Zur pragmatischen Funktion des Piktogramms, Vgl. Koch: Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste. In *Schrift, Medien, Kognition, Über die Exteriorität des Geistes*, Peter Koch/Sybille Krämer (Hrsg.) Tübingen: Stauffenburg-Verl., 1997. S.55.

fortgehen“ meinen. Diese Undeutlichkeit betrifft also nicht nur den Zweck, sondern auch die Kategorie der Vorstellung selbst: Ein Bild kann entweder auf eine Abgrenzung Mensch vs. Tier oder Mann vs. Frau hinweisen. Das Verstehen der Kategorien des Piktogramms hängt von dem Kontext ab, das heißt, dass das Verständnis bedingt ist.

Die Kontextabhängigkeit des Piktogramms kann fälschlicherweise der Kategorie der Figuration oder der Kunst zugeschrieben werden: eine Rembrandt-Malerei, die in einem Badezimmer hängt, soll kein Kunstwerk mehr sein, weil sie nur im Kontext des Museums als Kunst anzusehen ist – umgekehrt erhält ein Produkt, das im normalen Kontext als unbedeutend betrachtet wird, im Rahmen eines Museums die Dimension eines Kunstwerks. Um diese kategorische Verwechslung zu verhindern, sei wiederholt, dass figurative und stilisierte Ikonen, keine Abstraktionen, Exemplare, sondern Werke sind, die die Totalität des Moments des Begriffes einschließen (und demnach vom Kontext unabhängig bleiben) b) Das *assoziative Piktogramm* ist die Negation der Regel der Erinnerung: Die Bedeutung eines solchen Piktogramms ergibt sich aus einer logischen Bestimmung der Ideen-Assoziation. Das Bild enthält zusätzliche Qualitäten, die es selbst als Singularität erkennen lassen, und deswegen erlaubt es eine vorbestimmte Assoziation mit dem Signifié. Die Negation der Selbstverständlichkeit ist das reflexive Verständnis eines Bildes und entspricht einem Piktogramm, das auf eine logische bzw. kognitive Verknüpfung zurückführt, z. B. steht das Piktogramm *Glas* für die Idee „zerbrechlich“. Diese Verknüpfung bezeichnet keine Symbolisierung dieser Eigenschaft und soll mit einem Symbol der „Zerbrechlichkeit“ nicht verwechselt werden, da das Symbol ein arbiträrer (nicht logisch) Aspekt einschließt. Es ist leicht zu sehen, warum diese Art von Assoziation die Unbestimmtheit nicht auflösen kann: Ein Piktogramm *Glas* auf einer Tür ist nicht mit der Vorstellung „zerbrechlich“ assoziierbar denn die Assoziation ist als solche wieder kontextabhängig. c) Das *stilisierte Piktogramm* ist die Einheit des selbstverständlichen und des assoziativen Piktogramms, insofern die selbstverständliche Qualität des Bildes die Bestimmung der semantischen Kategorie der Idee zulässt und die Bedeutung durch eine Differenz oder Besonderheit der Qualitäten des Bildes stabilisiert wird. Die Stilisierung der semantischen Assoziation ist also nicht nur eine Art, ein schönes Bild zu zeichnen. Durch diese Stilisierung ist die Unbestimmtheit des Piktogramms überwunden und das stilisierte Piktogramm lässt sich in verschiedenen Kontexten wiedererkennen. Aber weil die Relation der Bedeutung durch eine Besonderheit festgelegt wird, soll dieses semantische Verhältnis erinnert werden. Die chinesische Schrift beispielsweise zeigt in ihrer Entwicklung einen deutlichen Übergang zum stilisierten Piktogramm. Die Stabilisierung der Bedeutung gelingt, weil es nicht die konkrete Idee ist, sondern die abstrakte Vorstellung an sich, auf die ein chinesisches Zeichen verweist:

Radicals do represent objects, ideas, or concept. Take for example, the radicals which represent water, language, plant, air, person, and so on – we have to stretch our imagination to think that these radicals are naturally associated with the idea, or concept, or things that they represent.

Even through a radical or three dots and hence three drops of water is quite well represented, in most case, an idea or concept is often arbitrarily attached to a radical.

As the evolution progress, these symbols become more and more arbitrary. Therefore, to associate the right idea or concept with the right character also involves memorization we cannot expect a learner to guess what idea, concept, or thing a character represents by simply looking at its shape.⁹³

Zum Beispiel bedeutet das bestimmte stilisierte Bild einer *Frau* als Element einer Schrift die Vorstellung „Frau“ im Allgemeinen, wohingegen ein figuratives Piktogramm einer *Frau* verschiedene Ideen ausdrücken kann: „Mutterschaft“, „Liebe“, „Glück“, usw. Dadurch erfolgt der Übergang zum Symbol, die kulturelle Fixierung der Bedeutung. Das stilisierte oder singuläre Piktogramm ist also die Negation des Prinzips einer allgemeinen Form der auszudrückenden Idee. Die Schrift fängt mit Piktogrammen an, da sie zuerst die pragmatische Funktion eines äußeren Speichermittels von kognitiven Inhalten hat⁹⁴. Die Schrift geht über diese erste Stufe hinaus, um symbolische und arbiträre Aspekten einzuschließen.

2.3. Das Symbol

Als begriffliche Einheit des Ikon und des Piktogramms bezeichnet das Symbol ein Ikon, das die Funktion hat, eine *bestimmte und subjektive Idee* konventionell auszudrücken. Ein Symbol ist, sehr allgemein betrachtet, ein Ikon, das dazu *bestimmt* ist, für eine abstrakte Idee, eine Eigenschaft, zu stehen. Weil das Symbol ein Ikon ist (und kein Moment eines Schlusses), hat die pragmatische Dimension des Symbols wenig Effekt auf die Semantik – die Bedeutung der deutschen Flagge z. B. lässt sich in verschiedenen Kontexten gleich verstehen. Die durch das Symbol ausgedrückte Kenntnis ist abstrakt: Sie ist eine Eigenschaft, die subjektiv ist, und beim Symbolisieren ist die Objektivität nicht mehr bildlich konstruiert, sondern es ist eine Kenntnis der Subjektivität, die durch ein Bild zum Ausdruck kommt. Das Symbol ist dementsprechend auch die Negation der produktiven Einbildungskraft: Das Symbol ist der Ausdruck der Idee, nicht mehr das bildliche Schaffen dieser Idee. Wegen dieses äußerlichen Bezugs des Bildes mit der Idee liegt dem Symbol ein Auslegen zugrunde. Da die semantische Verknüpfung des Symbols zuerst unmittelbar ist und demnach noch einen unbewussten Grund hat, nämlich, dass die Bestimmung der Bedeutung von einer natürlichen Assoziation abhängig ist, führt die unmittelbare Bestimmung des Symbols auf die Eigenschaften des vorgestellten Objekts zurück: a) *Das unmittelbare Symbol*. Aber weil die Eigenschaft nicht an und für sich das Wesen des Objekts ist, können dem Bild dieses Objekts verschiedene Eigenschaften zugeschrieben werden: Ein Löwe kann als Symbol für Mut, Kraft usw.

⁹³ Moby C.F. Gao: *Mandarin Chinese, An Introduction*, 2000, Oxford University Press. S84.

⁹⁴ Vgl. dazu Koch, Peter: *Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste*, 1997. S.62.

betrachtet werden. Die weitere mögliche Auslegung des Bildes (aufgrund einer natürlichen Assoziation) parasitiert die Eindeutigkeit der Bedeutung. Das Interesse der Arbitrarität der Bedeutung liegt darin, dass sie *eindeutig* und von einem Kontext unabhängig bleibt.

Die auf diese Weise noch *bedingte*, nur *relativ freie* Tätigkeit der Intelligenz nennen wir die *symbolisierende Phantasie*. Diese wählt zum Ausdruck ihrer allgemeinen Vorstellungen keinen anderen sinnlichen Stoff als denjenigen, dessen *selbständige* Bedeutung dem bestimmten Inhalt des zu verbildlichenden Allgemeinen *entspricht*. So wird zum Beispiel die Stärke Jupiters durch den Adler dargestellt, weil dieser dafür gilt, stark zu sein. (*Enz. §457, Zusatz*)

Aber ein Adler kann auch ganz anders interpretiert werden. Dass die Eigenschaft zu dem Objekt gehört, dies ist eine Kenntnis des Subjekts, und das Objekt ist nur eine Entäußerung dieser Selbst-Kennntnis. Das Symbol in der Potenz des Selbstbewusstseins ist b) *die Allegorie*, die ein an und für sich arbiträres Bild oder Ereignis ist, das keine Eigenschaft der dargestellten Figur an sich ausdrückt. Die Allegorie drückt also mehr einen *Gedanken*, wie das Recht, die Justiz, den Tod usw., aus, also wird etwas, was nur dem Reich des Geistes angehört, als Allegorie bezeichnet. Weil die allegorischen Figuren an und für sich arbiträr sind, werden sie aber zusammen mit Werkzeugen dargestellt, die auch eine symbolische Funktion haben: Schwert, Waage, Sense, usw. In dem Gemälde des Mahlers Eugene Delacroix *La Liberté guidant le peuple* soll auf die allegorische Funktion explizit (durch den Titel, die Flagge) hingewiesen werden. Die Arbitrarität der semantischen Funktion des Symbols soll durch seine Form hingewiesen werden. c) *Das durch eine Konvention fixierte Symbol (dichtende Fantasie* in der hegelschen Terminologie) ist die Einheit des unmittelbaren arbiträren Symbols (das bestimmt ist, ohne ganz arbiträr zu sein) und der an und für sich arbiträren Allegorie (die ganz arbiträr ist, ohne an sich für die Bedeutung bestimmt zu sein) das richtige kognitive Zeichen des Selbst-Bewusstseins als arbiträre Macht des Bewusstseins über die Form des Ausdrucks.

Die *Allegorie* drückt mehr durch ein Ganzes von Einzelheiten das Subjektive aus. - Die *dichtende Phantasie* endlich gebraucht zwar den Stoff freier als die bildenden Künste; doch darf auch sie nur solchen sinnlichen Stoff wählen, welcher dem Inhalt der darzustellenden Idee adäquat ist. (*Enz. §457, Zusatz*)

Diese Form, als Teil der Assoziation, ist an sich bestimmt, ausdifferenziert: Farbe, Werkzeug, Pflanze, aber die Bedeutung ist arbiträr zugewiesen, gehört als Eigenschaft nicht zu dem Ding selbst. Die Taube ist ein arbiträres Symbol des Friedens, weil es in der Bibel so steht (*Gen.*, 8,11), einen Grund dafür gibt es nicht; obschon es oft eine Legende über den Ursprung eines Emblems gibt – wie für das *Georgskreuz* –, aber dieser mehr oder weniger legendäre Ursprung enthüllt nur die Geschichte des Symboles und nicht, warum es *so* ist. Beim arbiträren Symbol geht es nur um die Ausdrückbarkeit der Idee überhaupt. Diese Art von Symbol stellt den Übergang zum Zeichen dar. Das Symbol als Anschauung bleibt allerdings mehr oder weniger ein Gegebenes: Farbe, Figuren

usw. sind keine arbiträren Zusammensetzungen. Die nächste Stufe, das *produzierte* konventionelle Symbol, bedeutet, dass das Zeichen ein Dasein ist, ein Werk, das eine Totalität ist, dessen Elemente selbst arbiträr sind, sodass die Aufmerksamkeit kein Moment der Anschauung isolieren kann, das an sich noch etwas inhaltlich aufbewahrt hat. Die Produktion einer Idee ist wieder eine Reproduktion einer subjektiven Idee, die aber ein äußeres konkretes Medium gefunden hat, was allerdings den Begriff des Ikons und der produzierten Einbildungskraft aufhebt.

3. Der Zeichenbegriff als Einheit der reproduktiven und produktiven Einbildungskraft

Die Einheit der reproduktiven und der produktiven Einbildungskraft ist das Zeichen, das konventionelle geschaffene Mittel, das der Zweck hat, eine konkrete Idee zu reproduzieren. Diese Idee teilt sich in zwei Extreme: in die abstrakte Vorstellung, die die Bedeutung des Zeichens ist, und in die konkrete Vorstellung, als Kundgebung einer objektiven Kenntnis, die *grammatische* Form des Zeichens. Die Phonetik betrachtet die Materialität des Zeichens⁹⁵ als Mittel der Semantik, der philosophische Begriff des Zeichens entwickelt sich in einer Herleitung der grammatischen Kategorien, d. h. der Kategorien des sprachlichen Mittels, wenn es darum geht, konkrete Ideen auszudrücken. Das Zeichen, das ein eine Allgemeinheit bedeutendes Dasein ist, macht also den unmittelbaren entgegengesetzten Begriff des Konkreten aus. Diese Entgegensetzung soll überwunden werden: das macht das Prinzip der Grammatik aus. Die Behauptung (Jespersens, siehe oben) der Unmöglichkeit, durch Wörter Singularität *ausdrücken* zu können – und das Wort „ausdrücken“ kann nicht mit einem „Beschreiben“ verglichen werden –, soll dementsprechend anders verstanden werden. Ein Ausdruck an sich lässt eine Idee ins Bewusstsein kommen, die mehr

⁹⁵ *Bemerkung zur Phonetik*: Weil das Zeichen ein Dasein ist, das außer der freien Assoziation keine Bedeutung hat, lässt sich das Zeichen weiter als *doppelt* arbiträr kennzeichnen, einmal in Bezug auf die Stoffe des Zeichens und einmal in Bezug auf die semantische Assoziation: man kann z. B. eine Farbe als Zeichen eines Landes auswählen und die semantische Assoziation ist arbiträr bzw. willkürlich. Aber die Farbe an sich ist eine natürliche Anschauung, keine künstliche Konstruktion. Daraus folgt, dass diese Farbe nicht diese Idee *an sich* bestimmt, man muss wissen, in welchem Kontext die Farbe *als Zeichen* wirkt, denn die Farbe Rot ist auch für andere Zwecke brauchbar oder sogar bedeutungslos. Das Zeichen im strikten Sinne hingegen ist als Anschauung durchaus eine *Konstruktion*, die nur diese Funktion – ein Zeichen zu sein – hat und nur eine bestimmte Bedeutung aktualisieren soll: das Wort „Frankreich“ z. B. bedeutet in jedem Kontext dasselbe, weil das Wort ein einzigartiges und für diesen Zweck geschaffenes Produkt ist. Diesbezüglich ist das Zeichen das Hauptwerk einer Sprache, das eine Totalität von Teilen ist, die selbst wieder eine Konstruktion sind. Die Grundelemente haben selbst keine Bedeutung. Der Stoff des Zeichens ist nur als Mittel für das Zeichen zu betrachten: auch wenn man die artikulatorischen Eigenschaften des Ansatzrohrs, die *Formans*, als vorbestimmte Beschaffenheit betrachtet, lässt sich aus dieser Grundeigenschaft kein natürliches Zeichen konstruieren, und [a], [i], [y] sind für sich in-expressiv. In der sprachwissenschaftlichen Literatur kommt der Begriff *Doppelartikulation* vor, (Vgl. Martinet, Andre: *Oeuvres*, Tome 1, *Science et Linguistique, Langues et double Articulation*, E.M.E., 2008, S.353) aber dieser Begriff führt auf eine doppelte Arbitrarität zurück. Im Rahmen der Sprache erscheinen also alle Stufen als ein Moment eines weiteren Zwecks, und diese Sprache soll als ein Instrument dargestellt werden und diese Darlegung entspricht der dialektischen Entwicklung des Zeichenbegriffs. Die Phonetik als solche gehört nicht der Sprachphilosophie an und ist allein für die Betrachtung des Vorteils der Lautsprache, des natürlichen Sprechens, *la parole*, von Interesse, da das bestimmte Dasein des Denkens, die Gedanken, lautlich ist.

oder weniger scharf ist, und die Fragestellung „was meinst du?“ ist immer ein Verlangen nach einem besseren, präziseren Ausdruck, weil der erste darin gescheitert ist, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Weil das Konkrete die Einheit der Allgemeinheit und der Besonderheit in einer Singularität bedeutet und das Zeichen unmittelbar eine allgemeine Vorstellung ausdrückt, dann kann das Zeichen noch kein Ausdruck einer konkreten Idee sein: Wörter wie „ich“, „Auto“ usw. bedeuten zwar dasselbe in verschiedenen Kontexten, aber der Sinn des Gebrauchs dieser Wörter kann sehr unterschiedlich sein⁹⁶. Nun könnte man denken, dass ein Wort nur in dem Kontext seines Gebrauchs einen konkreten Sinn bekommen kann, und bevor es gebraucht wird, bleibt das Wort, seine Bedeutung, ein Abstraktum, ein *trockenes Zeichen*. Aber zwischen der bloßen Semantik und der Pragmatik, die ein Verhältnis zu einem anderen Subjekt anlegt, entwickelt sich ein System, das darin besteht, das Wort an den Gebrauch in einer konkreten Situation *allgemein anzupassen*. Diese allgemeine Anpassung und die unterschiedlichen Kategorien dieser Anpassung schlagen sich in der grammatischen Form des Zeichens nieder. Die Grammatik besteht darin, Wörter zu schleifen und zusammenzusetzen, so dass sie wie ein Pfeil das Ziel, einen konkreten Fall auszudrücken, erreichen können. Es ist also nicht der Kontext allein, der den Sinn des Ausdruckes bestimmt, sondern die Wahl der grammatischen Wortform ist dasjenige, was den Kontext des Verständnisses des Wortes ausdrückt. Die Grammatik als Entwicklung des Zeichenbegriffs entspricht einer notwendigen Zwischenstufe der Theorie des Gebrauchs des Zeichens, die aber mit der Pragmatik an sich nicht zu verwechseln ist. Der Zweck der Grammatik lässt sich noch als Teil des Systems des Zeichens fixieren und jede grammatische Form ist sozusagen ein fertiges Werkzeug für einen Zweck. Dieses Werkzeug bleibt aber allgemein. Strawsons Unterscheidung zwischen der Bedeutung der Ausdrücke und der Bedeutung der Proposition ist relevant, um diese wesentliche Abgrenzung der Grammatik und der Pragmatik vorzunehmen: „To give the meaning of an expression (in the sense in which I am using the word) is to give the general direction for its use to refer to or to mention particular objects or persons; to give the meaning of a sentence is to give general directions for its use in making true or false assertions.“⁹⁷ Der Zweck der Grammatik besteht darin, Wörter als allgemeine *Werkzeuge* zu schaffen, um eine konkrete Idee auszudrücken. Die Entwicklung des Zeichenbegriffs besteht also darin, dass die allgemeine Vorstellung, die durch das Zeichen für sich bestimmt ist und ausgedrückt wird, als Mittel des Ausdrucks eines einzelnen Sachverhalts benutzt wird, und diese Entwicklung entspricht der Stufe der grammatischen Kategorien.

Wir haben darauf hingewiesen, dass die Kluft zwischen Wörtern und dem Sachverhalt kognitiv und nicht ontologisch zu betrachten ist. Um diese Kluft zu überbrücken, ist der Rekurs auf eine fertige Kenntnis – *Acquaintance* in russellscher Terminologie, *passive und produktive*

⁹⁶ Vgl. Strawson, P. F.: *On Referring*, in *Mind* 59 (1950), Oxford University Press: 320-344, S.327.

⁹⁷ Strawson, *ibid.*

Erinnerung in hegelscher Terminologie – notwendig. Das Ziel des Ausdruckes kann zuerst nur eine schon bekannte Idee sein und nicht, wie oft in der Philosophie der Sprache geglaubt wird, eine Referenz auf das Objekt selbst. Die Bedeutung des Zeichens und die unmittelbare Kenntnis können übereinstimmen: sie haben beide die Vorstellung, das Bild, als allgemeines Moment gemeinsam. Das Bild soll nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, wie Wittgenstein im *TLP* (§2.21) behauptet hat, sondern mit der Anschauung, der unmittelbaren Form der Kenntnis der Objektivität. Das Ziel des Zeichens lässt sich also so fassen: die nicht-diskursiv Kenntnis des Sachverhalts ist nicht vermittelt und muss durch Zeichen vermittelt werden, was tatsächlich die erste Funktion der Sprache ausmacht. Ein einfaches Zeichen hat eine Bedeutung, die einer allgemeinen Vorstellung entspricht und arbiträr ist. Diese allgemeine Bedeutung ist bekannt (von Sprecher und Hörer) und ausdrückbar, aber das Zeichen ist auch ein Mittel und der Zweck ist, die Kenntnis eines Sachverhalts auszudrücken. Diese gezielte Idee entspricht dem, was mit dem Ausdruck *gemeint* ist. Der Ausdruck soll dieses Gemeinte explizit machen, und die Dialektik des Zeichens besteht also darin, dass die Bedeutung des Ausdruckes mit dem Meinen übereinstimmt, d. h., dass der Ausdruck von der Voraussetzung der nicht-diskursiven Kenntnis des Meinens befreit ist. Aber die Überwindung der Differenz zwischen nicht-Diskursiv und Diskursiv lässt sich dialektisch dargestellt werden, d.h., dass die vorübergehende Einheit der Bedeutung mit der Idee – eine Einheit, die einer grammatikalischen Kategorie entspricht – selbst nicht zu verallgemeinern ist.

Als ein Allgemeines *sprechen* wir auch das Sinnliches *aus*; was wir sagen, ist: dieses, d.h. das *allgemeine Diese*, oder: *es ist*; d.h. das *Sein überhaupt*. Wir *stellen* uns dabei freilich nicht das allgemeine Diese oder das Sein überhaupt *vor*, aber wir *sprechen* das allgemeine *aus*; oder wir sprechen schlechthin nicht, wie wir es in dieser sinnlichen Gewissheit *meinen*. Die Sprache aber ist, wie wir sehen, das *Wahrhaftere*; in ihr widerlegen wir selbst unmittelbar unsere *Meinung*; und da das Allgemeine das Wahre der sinnlichen Gewissheit ist und die Sprache nur dieses Wahre ausdrückt, so ist es gar nicht möglich, dass wir ein sinnliches Sein, das wir *meinen*, je sagen können. (*PDG*, S.85)

Die Negation zwischen der Bedeutung des Ausdruckes und dem Ziel des Sagens, soll aber systematische betrachtet werden. Das Scheitern des Ausdrucks, das Gemeintes zu bedeuten, liegt an der Unmöglichkeit, das Ziel des Ausdrucks zu erreichen, und dieses Scheitern lässt sich auch *in einem dialektischen System* umsetzen, und das heißt, dass diese Unmöglichkeit die Bewegung einer *Negativität* bedeutet: dass jede Form sprachlicher Ausdrücke, *bestimmte Namen, Unbestimmte Namen, Aspekte, Modi*, usw., als eine Überwindung der Negation einer vorigen grammatischen Kategorie zu fassen ist. Der Rekurs auf die Dialektik als Methodologie soll uns helfen, diese Aufgabe zu erfüllen. Es ist zu bemerken, dass das englische Wort „*meaning*“ eine Bestimmung des Ausdrucks an sich sein kann oder die Bestimmung eines Zweckes: man kann jedoch nicht auf Deutsch sagen „dieser Ausdruck *meint* so und so*“, sondern: „Was meinen Sie damit?“ Der Begriff „*meinen*“, „*meaning*“, „*vouloir dire*“ schwankt zwischen der bloßen Bedeutung des Wortes und

dem Zweck des Sagens. Aber der Begriff des Wortes „*meaning*“ bezeichnet die Idee, die jede grammatikalische Kategorie eines Ausdruckes reproduzieren soll. Jede Kategorie lässt sich durch eine Änderung des Zeichens oder durch eine Begleitung (Artikel usw.) niederlegen. Diese Entwicklung des Zeichenbegriffes entspricht also der Entwicklung der Expressivität der *bildlichen* Kognition oder ist mit dieser Entwicklung der Kognition selbst zu vergleichen. Wittgensteins Theorie des logischen Bildes ist eigentlich eine Theorie der Grammatik der natürlichen Sprache: „das logische Bild der Tatsache ist der Gedanke“ (*TLP*, §3). Die erste Kategorie der grammatischen Vorstellung der Wirklichkeit kann nur die unmittelbare Übereinstimmung der Bedeutung eines Ausdrucks mit einer nicht-diskursiven Kenntnis sein, und der Übergang tendiert dazu, diese erste Unmittelbarkeit zu überwinden, und der Satz ist die ausgedrückte Idee des Sachverhalts selbst, die nur durch die logische Form der Grammatik gemeinsam mit dem Verständnis des Zeichens überhaupt zu fassen ist. Es geht nicht darum, die Bedeutung eines Namens bzw. Eigennamens, die zuerst intuitiv ist, durch eine diskursive Beschreibung zu ersetzen oder mit dieser zu vergleichen, sondern darum, Begriffe aus Wortarten und grammatischen Kategorien zu entwickeln. Dann ist der notwendige Rest eines Meinens einer nicht diskursiven Kenntnis aufgehoben und ein vollständiger Satz versteht sich von selbst, kontextfrei. Es ist üblich, den Satz als Verknüpfung von Wörtern zu betrachten und die Kategorie des Satzaufbaus einfach anzunehmen. Aber genau wie der Zeichenbegriff aus dem Begriff der produktiven Einbildungskraft hergeleitet wird, so soll der Satzbegriff des Satzes aus dem Wortbegriff hergeleitet werden. Anders gesagt, es gibt einen dialektischen Zusammenhang zwischen der genannten Wortart und den grammatischen und syntaktischen Kategorien.

Zur Dialektik des Zeichens:

- 1) Die erste Kenntnis einer konkreten Idee ist aus der Kognition übernommen und entspricht der Totalität des Dings der Anschauung, das in der Zeit mit sich selbst gleichbleibt, und die grammatische Kategorie des Wortes, die diese Kenntnis ausdrückt, ist das *Substantiv*.
- 2) Die Negation des Dings ist dasjenige, was sich nur in der Zeit vollendet, das Ereignis. Die Kategorie des Wortes, die die Kenntnis des Ereignisses ausdrückt, ist das *Verb*.
- 3) Der vermittelte Ausdruck der Idee ist die Einheit von Substantiv und Verbum, die als Prädikat, ein Subjekt bestimmt. Diese Produktion der Kognition überwindet das Prinzip der einfachen Anschauung des Sachverhalts.

3.1. Das Substantiv

Die erste Kenntnis kann nicht diskursiv, sondern nur intuitiv sein, es ist ein Gegebenes der Kognition. Die Performanz der Anschauung besteht darin, dass die innerliche Rekonstruktion des

äußerlichen Objekts, trotz der Veränderung der Perspektive in Zeit und Raum, dieselbe Totalität bleibt. Läuft beispielsweise ein Mann vor mir, sehe ich nicht unterschiedliche Männer in unterschiedlichen Momenten, sondern *einen* Mann mit unterschiedlichen Perspektiven und Silhouetten, die nur Momente einer allgemeinen Form sind. Diese kognitive Leistung ist für die diskursive Kognition anzunehmen und das Objekt macht, so angeschaut, ein gemeinschaftliches kognitives Objekt aus. Nur als Produkt der Anschauung erscheint das Objekt dem Subjekt als Singularität, d. h. als etwas, das für sich steht, als etwas Selbstständiges. Es ist üblich, in der Grammatik einen solchen Gegenstand als Substanz zu betrachten und mit dem entsprechenden Wort „Substantiv“ zu kennzeichnen. Dieser Inhalt ist nicht auf Empfindungen zu reduzieren und setzt die Möglichkeit einer Übereinstimmung der Objekt-Konstruktion durch die Anschauung voraus. Eine solche Singularität als das einzige Resultat der Anschauung ist aber noch nicht eine Kenntnis bzw. Erinnerung, eine Kenntnis erfolgt nur durch die Einheit der Vorstellung mit der Anschauung, die demzufolge als „Tisch“, „Baum“ usw. kognitiv identifiziert wird. Die allgemeine Vorstellung ist also das Mittel zwischen der Anschauung und dem Zeichen. Die erste Kategorie der Grammatik ist also die *gesetzte* Übereinstimmung der Vorstellung mit der Anschauung eines singulären Dings durch einen Ausdruck. Wegen der Trennung des Zeichens von der Anschauung muss diese Übereinstimmung *gezielt* sein und die erste Kategorie drückt dieses allgemeine Ziel-Sein aus. Diese Übereinstimmung, die diese Kategorie der Grammatik ausdrückt, ist das *bestimmte Substantiv*. Dasjenige, worauf ein Substantiv zielt, oder locker gesagt: *das angeschaute Ding*, ist an sich keine Produktion der Sprache, sondern eine Produktion der Kognition. Alle anderen Kategorien von Wörtern sind aus dem Substantiv herzuleiten. Die Dialektik des Begriffes des Substantivs beschreibt die Überwindung des unmittelbaren Meinens dieser Kenntnis.

3.1.1. Die Übereinstimmung der Vorstellung mit der Anschauung: das bestimmte Substantiv

a) *Das singuläre bestimmte Substantiv*

Das allgemeine Ziel der ersten Wortkategorie soll unmittelbar mit der intuitiven Kenntnis einer Singularität übereinstimmen: die Wiedererkennung einer Anschauung eines einzelnen Dings macht eine solche konkrete Idee aus. Das Ding selbst als kognitives Resultat ist schon eine Substanz, da das erste Ziel des Meinens kein Resultat der diskursiven Kognition sein kann, es ist unmittelbar übernommen. Auch wenn man sagt: „der Mann“, „der Nächste“, ist eine solche Übereinstimmung der Vorstellung mit *einer* Idee, die alles, was männlich ist, einschließen soll, gemeint. Aber wir sollen hier die Anwendung der grammatischen Kategorie auf eine abstrakte oder metaphorische Situation nicht rechtfertigen, sondern ihre Entstehung im konkreten Kontext fassen. Das Meinen von mehreren bestimmten Singularitäten, also der Plural wie „die Häuser“, gehört zu dieser

Kategorie: die Menge ändert nicht den Fakt, dass *jedes Haus* für sich gemeint ist. In einem Satz mit dem Ausdruck „alle“ wie in: „Tous les hommes sont égaux“ ist *jeder* Mensch *jedem* anderen Menschen gleichgestellt. Mit der Kategorie des bestimmten singulären Substantivs wird unmittelbar die Idee eines Zieles verwirklicht, aber nicht die Singularität selbst ausgedrückt: „das Haus“ bedeutet, „ein singuläres Haus“, aber das Verständnis des Gemeinten liegt nicht in der Bedeutung des Ausdruckes, sondern in der Kenntnis des Kontextes, d. h., es wird ein bestimmtes Verhältnis zu dem gemeinten Haus vorausgesetzt: durch den Ausdruck „das Haus“ ist *dieses Haus* gemeint und nicht *dieses Haus*, aber in beiden Fällen ist die Bedeutung des Ausdruckes gleich. Diese Bestimmung des Substantivs, das Meinen einer Singularität, kann nur *in allgemein* eine Singularität bedeuten⁹⁸. Das Gemeintes „das angeschaute Ding jetzt und hier“ widerspricht aber der Allgemeinheit der Bedeutung des singulären bestimmten Substantivs: „das allgemeine Diese“. Das macht die Negation des unmittelbaren bestimmten Substantivs aus. Die Übereinstimmung des Gemeinten mit der Bedeutung des Ausdruckes ist also der Ausdruck bzw. das Zeichen, das nur eine Singularität bedeutet.

b) Die Negation des Begriffes des bestimmten Substantivs besteht darin, dass die Bedeutung des Ausdruckes der Kenntnis einer Singularität entspricht: der *Eigennamen*. Man kann diese Person, dieses Haus wiedererkennen und der kognitive Inhalt, der dieses Wiedererkennen erlaubt, ist die Bedeutung des Eigennamens. Die Bedeutung selbst des Eigennamens entspricht also einer konkreten Idee, sei es eine fiktive Idee, oder das Resultat einer Kenntnis eines Objekts, und die Übereinstimmung der Bedeutung des Zeichens mit der Idee ist nicht das Ziel des Ausdruckes, sondern dessen Voraussetzung. Diese Definition widerspricht der traditionellen Definition in der Grammatik: Eigennamen sollen „einzelne Objekte *bezeichnen*“⁹⁹. Diese traditionelle Definition entspricht einem Fall, wo es keine kognitive Vermittlung zwischen Ausdruck und Anschauung geben kann: aber, wenn dass der Fall ist, dann kann man nicht mehr *wissen*, was ein Eigenname wirklich bedeutet. Der notwendige Widerspruch des Begriffes des Eigennamens liegt woanders: Es geht darum, die Vermittlung zwischen Sprechern zu verstehen. Wenn eine subjektive Kenntnis die Bedeutung ist, *kann* es sein, dass Sprecher eine sehr unterschiedliche Kenntnis (oder zwar keine Kenntnis) eines gleichen Dings bzw. einer gleichen Person haben. Aber die Bedingung der Möglichkeit der Sprache ist, dass Sprecher *gemeinsame* Bedeutungen besitzen. Es drängt sich also die Frage auf, ob diese singuläre Kenntnis (die kognitive ist) auch diskursiv übersetzt und vermittelt werden kann. Man könnte annehmen, dass eine solche Übersetzung der Bedeutung des Eigennamens „Bucephalus“ einfach ist: „Bucephalus war das Pferd des größten griechischen Eroberers der Antike“. Kripke schreibt Frege die Verteidigung dieser Konzipierung des

⁹⁸ Vgl. Strawson: *On Referring*, S.327.

⁹⁹ Kutschera, Franz von: *Sprachphilosophie*, 1993, S. 37.

Eigennamens zu: „Really a proper name, properly used, is simply a definite description abbreviated or disguised. Frege specifically said that such a description gave sense of the name.“¹⁰⁰ Warum diese Definition des Eigennamens nicht zutreffend ist? Angenommen, ich habe Frau Herbert persönlich mehrere Male gesehen, ohne irgendwelche Kenntnis über ihr Leben zu haben. Dann hat der Eigenname „Frau Herbert“ für mich noch eine Bedeutung: ein singuläres Bild, eine Stimme usw., das auf meine episodische Erinnerung zurückführt. Nun liest Herr Schmidt die komplette und richtige Biografie von Frau Herbert, ohne sie einmal persönlich getroffen zu haben. Dann hat für Herrn Schmidt der Eigenname „Frau Herbert“ auch eine Bedeutung, die aber mit meiner nicht übereinstimmt: Herr Schmidt würde Frau Herbert nicht wiedererkennen, falls er sie zufällig trifft. Dies bedeutet also, dass eine vollständige diskursive Beschreibung eines Eigennamens die *Bedeutung* eines Eigennamens, die durch Bekanntschaft erworben wurde, niemals erschöpfen kann. Dieses Resultat ist mit der Idee, dass eine *Beschreibung* eines Objektes nie vollständig sein kann, nicht zu verwechseln, vielmehr bedeutet es, dass die *kognitive Leistung* der Anschauung und der Erinnerung nicht durch die diskursive Kenntnis bzw. Erkenntnis erfüllt werden kann. Kripke bringt gegen diese These andere Einwände vor, die sich so zusammenfassen lassen: die Bedeutung eines Eigennamens lässt sich nicht auf die Kenntnis von richtigen Informationen über ein Individuell reduzieren und soll im Endeffekt einer *Erkenntnis* des Objekts sein¹⁰¹. Kripkes Auflösung besteht darin, kontingente Information durch eine Erkenntnis, d. h. die Erkenntnis der notwendigen Eigenschaften des Objektes, zu ersetzen – was allerdings genau der Auflösung Freges entspricht: „So werden wir dahin gedrängt, den Wahrheitswert eines Satzes als seine Bedeutung anzuerkennen.“¹⁰² Aber wie kann es diese Erkenntnis Herrn Schmidt erlauben, Frau Herbert wiederzuerkennen? Die diskursive Kenntnis kann auch einer Bedeutung des Eigennamens (Cesar, Napoleon) entsprechen; aber insofern diese Kenntnis einem *innerlichen Zusammenhang von Bildern* entspricht, kann sie nicht diskursiv ersetzt werden. Die Kenntnis der Bedeutung von Eigennamen in unserem Alltagsleben entspricht mehr einer intuitiven Bekanntschaft, weniger einer diskursiven Kenntnis und noch weniger einer Erkenntnis im Sinne von Kripke. Die Grenze des Begriffes des Eigennamens besteht darin, dass seine Bedeutung ein singulärer kognitiver Inhalt ist und keine allgemeine Sprachkenntnis sein kann. Die Auflösung des Widerspruches des Begriffes kann nur durch die Überwindung des Begriffes erfolgen, und diese Begriffsüberwindung lässt sich nicht als eine Übersetzung eines Eigennamens durch Gattungsnamen auffassen, sondern als Einheit beider Begriffe.

c) Das *universelle Substantiv*. Die Einheit des Begriffes eines bestimmten Singulars mit dem

¹⁰⁰ Kripke: *Naming and Necessity*, S. 255.

¹⁰¹ Kripke: *Naming and Necessity*, S.71.

¹⁰² Frege, 1892: „Über Sinn und Bedeutung“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, S. 25-50. S. 34.

des Eigennamens ist der Begriff eines *universellen Substantivs*, wodurch die allgemeine Vorstellung dem Meinen entspricht. Der Satz „die Republikaner haben die Wahl gewonnen“ sagt weder aus, dass „alle Republikaner die Wahl gewonnen haben“ noch, dass „jeder Republikaner die Wahl gewonnen hat“. Der universelle Plural ist zugleich die bestimmte Bedeutung des Ausdruckes und der wirklichen Eigennamen, da das Gemeinte mit dem Ausdruck übereinstimmt, ohne irgendwelche Extrakenntnis, zusätzlich zur Semantik, vorauszusetzen. Aber das universelle Substantiv ergibt sich als die Negation der Idee einer Singularität und ist dementsprechend notwendig ein Plural. Eine Singularität ist immer eine Anschauung und eine Anschauung „der Republikaner“ gibt es nicht. Die Benutzung des universellen Plurals in „die Frauen“, „die Amerikaner“ usw. gilt aus diesem Grund als Pauschalisierung – nicht aber das bestimmte Singuläre in der Pluralform, wie im Ausdruck „alle Amerikaner haben die gleichen Rechte“. Der universelle Plural verneint also die Idee einer gezielten Singularität, er kann nicht auf die Wiederherstellung einer Einheit, einer neuen Totalität reduziert werden: In dem Satz „die Republikaner haben ihre Partei neu begründet“ sind „die Republikaner“ und „Partei“ nicht tautologisch. Die gesetzte Nicht-Übereinstimmung der gezielten Anschauung, *diese*, die immer individuell ist, mit dem Meinen macht die Negation des Begriffes des bestimmten Substantivs und den Übergang zum unbestimmten Substantiv aus.

3.1.2 Das unbestimmte Substantiv

Die gesetzte Nicht-Identität der gezielten Singularität mit dem Meinen macht die Kategorie des *unbestimmten Namens bzw. des unbestimmten Fürwortes* aus. Der Begriff „unbestimmt zu sein“ für einen Namen bedeutet, dass nicht *diese* oder *diese* Anschauung gemeint ist. Wenn also das bestimmte Substantiv durch das Gemeinte, durch das Ziel, bestimmt ist, bestimmt umgekehrt das unbestimmte Substantiv selbst das Ziel. Die Vorstellung, die Allgemeinheit ist nicht mehr durch eine Anschauung als konkrete Singularität bestimmt, sondern schon als Bedeutung des Ausdrucks allein das Gemeintes. Das Ziel ist die apriorische Bestimmung des Substantivs, und diese Bestimmung erfolgt zuerst durch die Quantität: der Ausdruck „5 Äpfel“ heißt eine Bestimmung einer Qualität durch eine Quantität. Ausdrücke wie „eine Handvoll“, „ein Dutzend“ markieren, dass die Quantität an sich nicht das Ziel ist, sondern die qualitative Bestimmung: „eine Handvoll Männer“ entspricht sozusagen einem neuen Substantiv, das mit dem Substantiv „Mann“ aufgebaut ist. Die Dialektik der unbestimmten Namen besteht darin, diese Unmittelbarkeit der quantitativen Bestimmung zu überwinden. Die Kategorien des unbestimmten Substantives lässt sich so teilen: a) die arbiträre quantitative Bestimmung, das *unbestimmte Substantiv im Plural* als b) eine qualitative Bewertung der Quantität, das *bestimmte quantitative Adverb* und c) als eines, dessen Bestimmung als qualitative Abgrenzung gesetzt ist, das *singuläre unbestimmte Substantiv*.

a) Der *unbestimmte quantitative Plural*. Die unmittelbare qualitative Bestimmung eines Ganzen ist eine quantitative Abgrenzung von vielen Dingen und diese Kategorie des *quantitativen Plurals* entspricht der Benutzung von *unbestimmten Artikeln*, *unbestimmten Adjektiven* („einige“, „mehrere“) und von *Zahladjektiven* (bzw. *Kardinalzahlen*). Kardinalzahlen werden in der Grammatik oft als „bestimmte Numerale“ gekennzeichnet, aber der Ausdruck „bring mir 5 Äpfel“ heißt nicht „bring mir *diese* 5 Äpfel“, sondern „irgendwelche 5 Äpfel“. In der Grammatik wird hingegen das Adverb „mehrere“ als ganz unbestimmt gekennzeichnet, aber „mehrere“ heißt nicht irgendeine Quantität von Äpfeln: „tausend Äpfel“ heißt nicht „mehrere Äpfel“. Andere Wörter wie „verschiedene“ sind als Adjektive zu betrachten, und dabei ist die Idee von verschiedenen Apfelsorten gemeint, also nicht mehr eine quantitative Bestimmung eines Ganzen. Ordinale und Kardinalzahl unterscheiden sich wie folgt: durch die Ordinalen wird eine bestimmte Relation zwischen Einzelheiten hergestellt, und Ordinalen markieren bestimmte Namen, bei der Kardinalzahl hingegen geht es nur um die Ausschließung einer Quantität von einer anderen oder um die Gleichheit zweier Quantitäten. Aber diese Ausschließung ist noch formell, reine Ungleichheit: 'Hundert' und 'Tausend' schließen sich aus. Die quantitative Bestimmung eines neuen Namens als Ganzes ist aber noch qualitativ unbestimmt und der Satz: „ich habe 100 Euro bekommen“ drückt nur eine Bestimmung aus, wenn man weiß, ob in diesem Kontext „100 Euro“ viel oder wenig Geld ist. Die Unbestimmtheit der quantitativen Bestimmung macht die Negation des Begriffes des Substantivs im Plural aus. Die Bestimmtheit des Quantitativen soll sich qualitativ bestimmen lassen.

b) Der *qualitative Plural*. Die Negation der unmittelbaren quantitativen Bestimmung ist die vermittelte Bestimmung durch eine Einschätzung der Quantität und lässt sich durch die *Adverbien*, „viel“, „wenige“, usw. ausdrücken. Adverbien wie „viel“, „wenig“ usw. sind nicht mit „einige“ oder „mehrere“ zu verwechseln, weil sie eine qualitative Bewertung bzw. Einschätzung einer Quantität ausdrücken. Der Ausdruck „100 Euro ist wenig Geld“ heißt, dass das Prädikat „wenig Geld“ das Subjekt „100 Euro“ bestimmt. Es hängt aber von der subjektiven Bewertung ab, ob „wenig Geld“ „100 Euro“ ist. Es heißt, dass die Bedeutung von „viel Geld“ eine subjektive Bewertung ist, keine allgemeine Vorstellung, und der Ausdruck „viel Geld“ ist dementsprechend ein Eigenname: die Bedeutung des Ausdruckes verweist auf eine individuelle Bekanntschaft und Erfahrung. Daraus ergibt sich, dass das bestimmte Adverbial auch umgekehrt als dasjenige, was sich durch ein quantitatives Substantiv bestimmen lässt, zu fassen ist: „Wenig Geld ist in diesem Kontext für mich 100 Euro“. Diese Doppelrichtung der Bestimmungsmöglichkeit heißt nicht, dass ein Ausdruck den anderen übersetzt, sondern dass die Negation des Begriffes mit dem Negierten eins ist, eine Identität, die an sich gesetzt das *singuläre unbestimmte Substantiv* ist. c) Das *singuläre unbestimmte Substantiv*. Die Einheit des quantitativen und qualitativen Plurals des unbestimmten Substantivs ist das *singuläre unbestimmte Substantiv*. Der Artikel „ein(e)“ vor dem Substantiv

verkündet einen *qualitativen* Unterschied, eine semantische Ausdifferenzierung, oder Abgrenzung. Der Ausdruck „ich möchte einen Tee“ heißt: „keinen Kaffee“ usw. Die quantitative Bestimmung kann sich auch im unbestimmten singulären Substantiv niederschlagen, aber als eine Bestimmung der Qualität selbst: „*ein* Sturm“ drückt die Idee aus, dass es „kein Hurrikan, oder einfach ein Tief“ usw. ist, was auch auf eine quantitative Dimension des Phänomens zurückführt. Beide quantitativen oder qualitativen Eigenschaften, auf die die Semantik des Substantivs hinweist, sind sozusagen *betont*. Dieser quantitative Aspekt hat aber die Unbestimmtheit der individuellen Schätzung verloren: der Ausdruck „ein Vermögen“ ist semantisch und nicht gemäß einer personellen Bewertung bestimmt, „viel Wasser“ bedeutet alles, was man will, aber „eine Überschwemmung“ ist semantisch fixiert. Diese Kategorie ist mit der Kardinalzahl „eins“ nicht zu verwechseln – die englische Sprache unterscheidet formell zwischen Kardinalzahl und unbestimmtem Substantiv: „a car/ one car“. Diese Kategorie von Wörtern will aber auf eine bestimmte Abgrenzung hindeuten, was auch zugleich bedeutet, dass *dieses Ding* und nicht *dieses* gemeint ist, was die Negation des Prinzips des unbestimmten Substantivs ausmacht. Das singuläre unbestimmte Substantiv ist dementsprechend zugleich ein bestimmtes Substantiv, insofern die singuläre Idee wieder gezielt ist. Dieses Meinen erfolgt aber nicht durch einen Akt des Meinens, sondern durch eine semantische Abgrenzung des Zeichens, was auch als die Einheit des Meinens und des Bedeutens zu betrachten ist. Diese Abgrenzung ist aber nur *betont*, nicht *explizit* gemacht. Diese Kategorie macht den Übergang zur nächsten Stufe aus: die Bestimmung des Dings, die gemeint ist, ist ausgedrückt, von der Gattung abgegrenzt und entspricht der Explizitmachung semantischer Bestimmung eines Gattungsnamens.

3.1.3. Die semantische Bestimmung

Die Einheit des bestimmten Meinens und der bestimmten Bedeutung ist die gesetzte Bestimmung des Dinges oder die Bestimmung der Vorstellung der Substanz durch eine Eigenschaft. Diese Bestimmung erfolgt durch einen Zusammenhang von Vorstellungen, d. h., das Ding ist durch eine Gattungsbestimmung und eine besondere Vorstellung semantisch abgegrenzt. Der unmittelbare Zusammenhang ist zuerst a) das *Attributive* und die attributive Wortbildung, die Überwindung dieser Unmittelbarkeit ist die doppelte Angehörigkeit, b) die *Kennzeichnung* (*definite description*), und die Einheit ist c) das *Prädikativ*, die bestimmende Vorstellung, die zugleich dem Substanzbegriff widerspricht.

a) *Attributiv* und *attributive Wortbildung*. Die unmittelbare qualitative Bestimmung des Substantivs an sich erfolgt durch die Änderung der Semantik des arbiträren Zeichens: es ist eine Hinzufügung eines Sems bzw. Zusatzzeichens, wobei die Zusatzzeichen den semantischen Umfang

des Hauptzeichens bzw. die Extension des Substantivs abgrenzen. Da das Zusatzzeichen nur die Funktion einer kategorialen Abgrenzung hat, die durch einen Zusammenhang mit einer Vorstellung bestimmt wird, kann diese Funktion dementsprechend durch irgendeine Art von Sem erfüllt werden: Adjektiv, Präfix, Namen, auch Verben. Attributive Wortbildung schließt also das Phänomen der Ableitung nicht ein. Das Attributiv erfolgt also wie in „*blaues* Haus“, oder wie in „*Konzerthaus*“, oder wie in „*Mitbürger*“: Die drei Möglichkeiten sind funktional gleich gültig, dadurch wird eine Sachkategorie durch das neue Zeichen bestimmt. Das „*Konzerthaus*“ stellt nicht den Zusammenhang eines Hauses mit einem Konzert dar, sondern das Kennzeichnen der Bestimmung eines Hauses, das für die Durchführung eines Konzerts geschaffen wurde. Das Resultat hat die gleiche Funktion eines bloßen Zeichens, das aber die Arbitrarität des Zusammenhanges des Teils verloren hat. Auch wenn die Bestimmung durch ein Adjektiv ausgedrückt ist, wie „*kalt*es Wasser“, soll dieser Ausdruck als Abgrenzung eines Dings innerhalb einer Art betrachtet werden und ist nicht mit dem Prädikativ „das Wasser ist *kalt*“ zu verwechseln. Der Zusammenhang „*kalt*es Wasser“, „*groß*es Auto“ drückt sozusagen eine Art von Wasser, eine Art von Auto aus, so wie „*Konzerthaus*“ eine Art von Haus ausdrückt und keinen Zustand eines Dings. Zum Vergleich sollen die Ausdrücke „Hermann ist *krank*“ und „Hermann ist ein *kranker* Mann“ dienen. Der erste Ausdruck entspricht einer Eigenschaft, die dem Subjekt nur für eine bestimmte Zeit zugewiesen ist, der zweite Ausdruck bestimmt, was für ein Mann Hermann ist. Es ist aber nicht auszuschließen, dass die Adjektive als Wortarten zuerst als Zeichen des Prädikativs grammatisch aufgebaut sind und danach wieder als Attributive gebraucht werden. Auf Französisch wird das Attributiv mittels eines Namens mit der Präposition ohne Artikel ausgedrückt, z. B. bedeutet „*fromage de chèvre*“ „*Ziegenkäse*“. Das Attributiv grenzt die semantische Kategorie des Namens ab, ohne aber die Natur der Relation selbst auszudrücken, weil es nur eine Relation von zwei Vorstellungen ist: „*Käse*“ mit „*Ziegen*“, „*Wasser*“ mit „*kalt*“ usw. Die Natur dieses Zusammenhanges bleibt unbestimmt: die semantische Relation in „*Ziegenkäse*“ ist nicht vergleichbar mit der Relation in „*Schimmelkäse*“. Man muss verstehen, wie die bestimmende Vorstellung die Hauptvorstellung (Hauptzeichen) abgrenzt. Die Natur der Relation ist gemeint und wird als bekannt vorausgesetzt. Die nächste Stufe ist also die Vermittlung dieser Relation, die nur durch den Ausdruck einer Idee möglich ist, was aber auch die Negation der Bestimmung durch eine Eigenschaft, durch dasjenige, was dem Ding gehört, bedeutet.

b) Die *Kennzeichnung* (definite description). Die Negation der semantischen Abgrenzung ist die Bestimmung durch eine schon gekannte Singularität, die beabsichtigt und gemeint wurde. Die Entgegensetzung *indefinite description* Vs. *Definite description* ist so bei Russell beschreiben:

„A „description“ may be of two sorts, definite and indefinite (or ambiguous). An indefinite description is a phrase of the form „so-and-so“, and a definite description is a phrases of the form „the so-and-so“ (in the singular). Let us begin with the former.

„who dis you meet?“ „I met a man.“ „That is a very indefinite description.“ we are therefore not departing from usage in our terminology. Our question is „What do I really assert when I assert „I met a man“? ¹⁰³

Es ist aber immer möglich, eine Kennzeichnung zu konstruieren, die fiktiv ist: „The present king of France“. Die Logiker betrachten diese Ausdrucksform als ein Problem, weil die Negation eines mit diesem Ausdruck konstruierten Satzes logisch mehrdeutig sein kann, wie: „The present king of France is not bald“. „Dies liegt also an einer Unvollkommenheit der Sprache“¹⁰⁴, so Frege. Man könnte genau das Gegenteil behaupten: „Dies liegt an einer Unvollkommenheit der Logik“. Der Widerspruch liegt an dem Begriff der Kennzeichnung selbst: Die Kennzeichnung: „mein Haus“, setzt noch eine Kenntnis voraus. Diese Voraussetzung ist allerdings mit dieser der bestimmten Namen nicht zu gleichen: „das Haus“ und „mein Haus“ sind nicht gleich gültig in Bezug auf die Bestimmung der Vorstellung: „mein Haus“ ist als Singularität durch die Relation bestimmt. Aber die Relation verschiebt die Problematik der Voraussetzung: man muss wissen, für wen „meine“ usw. steht, eine Kenntnis, die extradiskursive oder kontextuelle noch bleibt.

c) Das *Prädikativ*. Die Bestimmung des Substantivs ist als Eigenschaft gesetzt, ohne eine Relation mit einer anderen Singularität vorauszusetzen: durch „das Wasser ist kalt“, „Hermann ist krank“ wird eine Bestimmung, die diese Singularität in diesem Kontext, diesem Moment kennzeichnet, ausgedrückt. Aber diese Bestimmung ist ein Zustand, der, weil er mehr oder weniger dauerhaft ist, dem Subjekt auch *nicht* gehört. Wenn man sagt: „das Wasser ist kalt“, heißt dies: dieses Wasser könnte auch wärmer sein. Als Bestimmung der Anschauung des Dinges sind die beiden Momente des Prädikativs und des Substantivs „kaltes“ und „Wasser“ nicht getrennt: man fühlt nicht das Wasser und danach die Kühle des Wassers, sie sind als Zeichen getrennt und nur miteinander in Verbindung gebracht worden. Das Prädikativ wird durch die Kopula „ist“ generell zum Ausdruck gebracht, aber diese Kopula erschöpft nicht die gesamte Bedeutung des Verbums „sein“, und im Ausdruck „A ist B“ entspricht „ist“ keiner Kopula, sondern einer Gleichsetzung. Weil die Eigenschaft aus der Anschauung übernommen wurde, ist diese Verbindung kontingent, sie drückt eine Besonderheit aus, keine notwendige oder universelle Relation. Es ist aber genau dieses Kontingent-Sein des Prädikatives, das das Kontext besser bestimmen kann. Insgesamt hat der Übergang zur diskursiven Fassung des Angeschauten die Unmittelbarkeit der Einheit der Anschauung aufgehoben und die verwechselte Relation des Dinges zu einer Bestimmung hat sich in der Sprache niedergelegt. Dieses Werden selbst als eine Bedeutung zu setzen, also als eine allgemeine Vorstellung zu setzen, entspricht der Kategorie des Verbums, die auch die Negation des Begriffes des Substantivs ist.

¹⁰³ Russell, Bertrand: *Introduction to Mathematical Philosophy*, 1919, Routledge, S.167.

¹⁰⁴ Frege: Über Sinn und Bedeutung, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, 1892, S. 25-50. S.41.

3.2. Das Verb

Ein Verb bestimmt den Übergang zwischen zwei Zuständen: es drückt also ein Ereignis oder ein Geschehen aus, das sich nur in der Zeit verwirklichen kann. Das Verb drückt eine bestimmte dynamische Eigenschaft aus, die einem Ding zugewiesen wird und sich *in der Zeit* verwirklicht, ohne zu dem Ding an sich zu gehören. Es ist verlockend, die grammatischen Kategorien des Verbums als *Zeitkategorien* darzustellen. Dies führt aber nicht in die richtige Richtung. Sind die Zeitkategorien grammatische Kategorien? Gehören die Kategorien der Zeit der diskursiven Kognition oder der nicht-diskursiven an? Wenn dies wahr wäre, würde es jedoch heißen, dass das Fehlen von Zeitmerkmalen für das Futur in einer Sprache z. B. auch eine kognitive Beeinträchtigung in Zusammenhang mit der Kenntnis dieser Zeitkategorie verursacht, was unwahrscheinlich ist. Die Kenntnis der absoluten Zeitlichkeit eines Ereignisses (wann?), andere Zeitbestimmungen (wie lange?) und die Zeitrelation (Gleichzeitigkeit, Vor- und Nachzeitigkeitsbeziehung) schlagen sich zwar in der Verbform nieder, sind aber selbst Kategorien der allgemeinen Kognition, der assoziativen Einbildungskraft und der Erinnerung.

Die richtigen Kategorien des Verbums, die wir dialektisch herleiten, sind die *Aspekte*, die sich in die Kategorien der *Modi* und des *Adverbiums/der Modalverben* weiterentwickeln. Gewöhnlich werden diese Aspekte als Zwischenbegriffe der Zeitlichkeit betrachtet und dementsprechend als grammatische Kategorien der Zeitlichkeit selbst erforscht. Jespersen verteidigt z. B. die Idee, dass das englische Perfekt ein Tempus der Gegenwart ist: “That it is a variety of the present and not of the past is seen by the fact that the adverb *now* can stand with it: “Now I have eaten enough.” “He has become mad” means that he is mad now, while “he became mad” says nothing about his present state.”¹⁰⁵ Das Perfekt markiert hingegen auf Französisch und auch auf Deutsch deutlich eine Vergangenheit: „J'ai visité ce musée il y a 15 ans/ich habe dieses Museum vor 15 Jahren besucht“ drückt ein vergangenes und abgeschlossenes Ereignis aus. Die englische Form des Perfektivs macht nur ein Beispiel eines Gegenwarts-Perfektivs aus. Besondere Tempi einer Sprache sind Kombinationen von Zeitkategorien und Verbkategorien. In den indoeuropäischen Sprachen zeigt dieses gegenwärtige Perfektiv allerdings die Tendenz, eine Vergangenheitsform zu werden, was den doppelten Gebrauch Perfekt/Präteritum – also eine Art Kollidieren der perfektiven Gegenwart mit der perfektiven Vergangenheit – erklärt. Die Betrachtung über das Perfektiv hat sich im Rahmen der grammatischen Forschung inzwischen nuanciert, und das Perfektiv als Kategorie wurde mehr mit der Idee einer *Vollständigkeit* des Ereignisses in Verbindung gebracht: „A very

¹⁰⁵ Jespersen: *Philosophy of Grammar*, 1924, S. 269.

frequent characterisation of perfectivity is that it indicates a completed action.“¹⁰⁶ Diese neue Charakterisierung ist jedoch auch nicht umfassend und führt nicht dazu, dass z. B. der Unterschied zwischen Perfektiv und Imperfektiv wirklich fassbar wird: In der französischen Sprache sind Ereignisse im Imperfektiv auch abgeschlossen, da alle vergangenen Ereignisse an sich als abgeschlossen zu betrachten sind. Unsere Auffassung über den Aspekt ist radikal anders: Aspekte als Kategorien sollen im Zusammenhang mit der *Kenntnis* des Ereignisses konstruiert werden, nicht als Zwischenbestimmungen der Zeitlichkeit. Die Frage lautet nicht mehr: „Wann passiert das Ereignis?“ oder « Ist das Ereignis abgeschlossen oder nicht? Sondern: „Wie führt das durch das Verb ausgedrückte Ereignis auf eine Kenntnis zurück?“. Die Kategorien der Kenntnis des Ereignisses lassen sich so einteilen: Die Kenntnis eines Ereignisses, die durch das *Zeugnis* der Anschauung oder der episodischen Erinnerung festgelegt ist, ist zuerst: a) die *Aspekte*, der Ausdruck der Modalitäten der theoretischen Kenntnis des Ereignisses. Die Negation der reinen theoretischen Kenntnis eines Ereignisses bildet die zweite Kategorie: die praktischen Modalitäten der Relation des Sprechers mit dem Ereignis ist ausgedrückt: b) die *Modi*. Die dritte Kategorie sind c) die *Adverbien* und *Modalverben*, mit denen der Sprecher die Modalitäten des Ereignisses bestimmt. Die Bestimmung erfolgt dabei entsprechend der Kenntnis, die der Sprecher von der allgemeinen Bedingung der Ereignisse hat.

3.2.1. Die Aspekte

Die Vorstellung eines Geschehens, die die Bedeutung eines Verbs ist, ist genau allgemein und Kontext-unabhängig als die bloße Bedeutung eines Substantivs. Die unmittelbare Kenntnis einer Singularität entspricht also der Übereinstimmung dieser Vorstellung mit der Anschauung eines Ereignisses oder mit einer Erinnerung an dieses. Die Bestimmung der Kenntnis über das Ereignis als dasjenige, was gemeint ist, macht die *Aspekte* des Verbums aus. Die erste Modalität entspricht der direkten Kenntnis dieser Übereinstimmung ist a) durch den *Progressiv* ausgedrückt. Die Negation dieser direkten Kenntnis ist b) das Perfektiv und die Einheit ist c) der *Imperfektiv*. Die erste kategoriale Abgrenzung erfolgt zwischen dem Progressiv und dem Perfektiv und wegen der Negation ist jede Verwechslungsgefahr hier einfacher auszuschließen. In vielen Sprachen sind diese Aspekte auch deutlich getrennt. Der Schwerpunkt liegt in der spekulativen Fassung des Imperfektiven, was allerdings eine Lösung für das Problem der Temporen der Sprache darstellt.

a) Der *Progressiv*. Die direkte Kenntnis eines Geschehens ergibt sich im Rahmen einer vorübergehenden synthetischen Einheit: Diese Modalität von Kenntnis eines Geschehens entspricht

¹⁰⁶ Comrie, Bernard: *Aspect, an Introduction to the Study of Verbal Aspect and Related Problems*, 1976, S. 18.

dem *progressiven Aspekt*, der passiven Einheit der Bedeutung mit der Anschauung, der Einheit, die sich *in der Zeit* selbst vollendet. Die Erfüllung der Bedeutung in der Anschauung stellt einen *Übergang* dar, z. B. bedeutet das Verb „trinken“ ein bestimmtes Geschehen, das sich in der Zeit vollenden muss, und wenn diese Vollendung dieses Geschehens auch für die Anschauung wahrgenommen ist, dann ist die Vollendung des Inhalts der Bedeutung in der Zeit der Vollendung des objektiven Ereignisses verankert. Dieser Erweis der Verwirklichung führt auf die Passivität der Anschauung zurück, sieht man z. B. einen *laufenden Mann*, gibt es zwei kognitive Kräfte im Spiel: einmal die Vorstellung eines „laufenden Mannes“ und einmal die Anschauung *dieses* laufenden Mannes. Die Vorstellung bestimmt die allgemeine Regel des Geschehens, und nach dieser Regel kann man auch feststellen, dass „der Mann nicht läuft, sondern geht“. Aber nur in der Anschauung treten kontinuierliche Details des laufenden Mannes ins Bewusstsein, was nur auf eine Passivität zurückführbar ist. Diese Einheit in der Anschauung ist die direkte Kenntnis eines Geschehens. Die einfache Anschauung lässt die Idee einer Totalität eines Geschehens schon vorkommen: Wenn man einen *laufenden Mann* sieht, sieht man nicht zuerst die Bewegung eines Teils des Körpers oder die eines anderen Teils usw. und leitet danach aus dem Begriff des Laufens ab, dass dieser Mann *läuft*. Sondern man sieht unmittelbar, man hat eine Anschauung eines „laufenden Mannes“. Es handelt sich aber um einen Grenzfall einer dynamischen Eigenschaft: Die Einheit ist in der Anschauung vervollständigt und die Funktion der Vorstellung begrenzt sich in diesem Fall auf eine Wiedererkennung des Gehens, „als laufendes Gehen“. Die progressive Gegenwart scheint also den Begriff der Kenntnis des Geschehens zu erfüllen. Aber diese Möglichkeit lässt sich nicht verallgemeinern, und die Anschauung, genau weil sie die Einheit aller Details eines Dings ermöglicht, was das Merkmal der Objektivität der Anschauung ist, kann nicht in Bezug auf ein Geschehen dieselbe Leistung wie die Vorstellung erfüllen. Es heißt, dass der Inhalt, der in der Anschauung gegeben ist, an sich keine Synthese zulässt, die mit der Synthese der Vorstellung immer übereinstimmen kann. Man sieht z. B. „ein Kind, das isst/beim Essen ist“. Ist dieses Ereignis „es isst“ für uns unmittelbar zu fassen? Aber angenommen, dass das Kind (wie so oft) „mit der Nahrung spielt und nicht isst“, so tritt der Unterschied zwischen *Essen* und *Spielen* nicht deshalb ins Bewusstsein, weil man seine Rezeptivität, das Sehen der Tätigkeit des Kindes, verbessert hat, sondern weil man *verstanden hat*, dass das Kind „spielt und nicht isst“. Ein Geschehen, wie „spielen“, „in Ordnung bringen“, „verfassen“ usw., kann nur als Totalität unter eine Vorstellung gefasst werden. Die Synthese der Anschauung reduziert sich auf Momente der Rezeptivität des Geschehens und diese Momente werden unter der Vorstellung, der Regel der Handlung, in Zusammenhang gebracht. Die unmittelbare Einheit ist also nur gemeint, nicht erwiesen. Die Übereinstimmung der Bedeutung mit der Anschauung ergibt sich in der laufenden Gegenwart als unbestimmt, soweit die Synthese der Vorstellung nicht vervollständigt ist: man kann zu schnell zur

Idee kommen, dass „das Kind spielt“, obwohl es in Wirklichkeit isst. Die Vorstellung eines Geschehens ist die einer Totalität und verlangt die aktuelle Vollendung dieses Geschehens. Die Einheit ist also nur gemeint, und die konkrete Idee ergibt sich dementsprechend als die Negation der progressiven Gegenwart, die nur die *vorübergehende Verwirklichung* des Geschehens ausdrückt. Weil die Vorstellung die Totalität des laufenden Geschehens einschließen muss, lässt sich die Idee eines Spielens oder Essens nur durch die Vervollständigung der Synthese der Vorstellung bestimmen.

b) Das *Perfektiv*. Das Perfektiv bezeichnet die Negation der direkten Teilkenntnis eines Ereignisses und drückt die Kenntnis eines Ereignisses aus, insofern dieses als *abgeschlossen gilt*. Man weiß nur deshalb, was passiert ist, weil man eine globale Ansicht über das Geschehen hat, über die Folge des Geschehens, oder einem das Geschehen mitgeteilt wird. Daraus folgt, dass es gleichgültig ist, ob der Sprechende selbst eine direkte Kenntnis des Geschehens hat oder nicht. Aspekte markieren, generell betrachtet, die Schwierigkeit, einige Ereignisse zu bestimmen: Entweder wir haben von den Ereignissen eine direkte Kenntnis, die auf die Anschauung des Ereignisses zurückführt, die keine globale Ansicht zulässt und möglicherweise keine Kenntnis ist; oder wir haben eine globale Ansicht des Ereignisses, die nur möglich ist, wenn das Ereignis abgeschlossen ist, was aber nur auf ein Verständnis des Resultats bzw. der Folge zurückführt, das möglicherweise falsch ist. Das Ereignis zugleich unmittelbar und vollständig zu kennen, ist jedoch genau das, was nicht immer möglich ist, wenn es um die Bestimmung eines Ereignisses geht, das sich nur in der Zeit vollziehen kann. Man sagt: „Er hat das Buch gelesen“, was nicht auf ein Zeugnis der vollständigen Durchführung der Tat zurückführbar ist, oder man sagt: „er war dabei, das Buch zu lesen“, aber vielleicht hat er das Buch nicht durchgelesen. Die Übereinstimmung der Anschauung mit der Vorstellung ist nur ein Grenzfall, obwohl eine solche Übereinstimmung nur eine Bestätigung der Kenntnis der Anschauung durch die Vorstellung ist, was die Kenntnis durch die Anschauung unnötig macht: Es ist nicht das Sehen der Tat „er hat ein Glas Wein getrunken“, das eine Bestätigung der Vollständigkeit des Trinkens ausmacht, sondern das Ausleeren des Glases, das retrospektiv die unmittelbare Kenntnis bestätigt. Die Einheit des Progressiven und des Perfektiven ist also keine Übereinstimmung der Anschauung mit der Vorstellung, sondern sie besteht darin, die Kenntnis der Totalität aus einer Teilkenntnis zu *verallgemeinern*.

Wegen seines Begriffs tendiert die Perfektive-Gegenwart eine Form der Vergangenheit zu werden und kollidiert, insbesondere im Rahmen der Umgangssprache, mit dem Perfektiv der Vergangenheit, dem Präteritum: „ich habe gelesen“ statt: „ich las“. Diese Tendenz zeigt sich in den romanischen Sprachen deutlich. Das Englische besitzt noch das Perfektiv als einen Aspekt der Gegenwart, das heißt, dass die Kenntnis des Ereignisses noch durch eine Bestätigung über eine Folge in der Gegenwart möglich ist. Die Zeitspannen zwischen dem Moment der Kenntnis und dem

Ausdruck sind nur eine Frage des Kontextes, da der Aspekt an sich keine Zeitform ist. Der eingeführte Unterschied zwischen einem *perfect of result*, wie in „Bill has gone to America“, und einem *experiential perfect*, wie in „Bill has been to America“,¹⁰⁷ fallen in semantische Kategorien.

c) Der *Imperfektiv*. Das *Meinen* der Wirklichkeit des Ereignisses jenseits der direkten Kenntnis, jenseits der empirischen Bestätigung der Anschauung oder der Erinnerung, ist eine *Generalisierung* aus einem Zeugnis der Anschauung, ein *Meinen* einer generellen Wahrheit: der *Imperfektiv*, die Einheit von Perfektiv und Progressiv. Einfache Gegenwartformen, wie das englische *simple present*, sind oft imperfektiv, wie „He smokes cigars“ (es heißt nicht: „he’s smoking a cigar“), sie führen auf eine beschränkte Erfahrung und ein Verständnis zurück, aber übergeht in eine Generalisierung. Die Schwierigkeit, das Imperfektive zu fassen, kommt daher, dass es die spekulative Einheit von Progressiv und Perfektiv ist, ein drittes Moment der Kategorie, das sich nicht in allen Sprachen durchgesetzt hat. Die deutsche Sprache zum Beispiel kennt keine klare Ausdifferenzierung zwischen Perfektiv und Imperfektiv. Das Prinzip einer Auflösung des verwirrenden Systems der Tempa – verwirrend ist das System nicht deshalb, weil es viele Tempa gibt, sondern weil diese zwischen verschiedenen Sprachen nicht übereinstimmen – besteht darin, dass einige Sprachen *entweder* die Ausdifferenzierungen Perfektiv/Imperfektiv *oder* Progressiv/Imperfektiv nicht markieren, oder es manchmal nur optional (nicht zwingend) markieren.

Versuch einer Auflösung der Kombinatorik der Tempa in der Sprache. Zeitkategorien sind: Gegenwart, Futur, Vergangenheit und Vorzeitigkeit (Nachzeitigkeit gibt es kaum und Tempa wie „nahes Futur“ nehmen generell keinen Aspekt an) und können mit der Verbkategorie des Aspekts kombiniert sein – obwohl die Aspekte diachronisch die ursprünglichen und einzigen Kategorien sind, semitische Sprachen z. B. markieren nicht die Tempa, sondern die Aspekte. Ein einfaches Beispiel einer solchen Kombination zeigt die englische Sprache, die zwangsläufig die drei Aspekte für die Gegenwart markiert: „I’m eating (Progressiv)/I have eaten (Perfektiv)/I eat (Imperfektiv)“, für die Vergangenheit besteht aber nur der Unterschied Progressiv/ Perfektiv-Imperfektiv: „I was eating (Progressiv)/I ate (Perfektiv oder Imperfektiv)“. Die romanischen Sprachen markieren beim Ausdrücken der Vergangenheit, obwohl dies nicht zwingend ist, den Unterschied Imperfektiv/Progressiv, und zwingend den Unterschied Perfektiv/Imperfektiv, es heißt, sie sind für dieses Tempus Perfektiv/Progressiv/Imperfektiv-Sprachen. Ein französisches *imparfait* drückt entweder einen Imperfektiv oder einen Progressiv aus und lässt sich infolgedessen in einer germanischen Sprache entweder durch eine perfektiv-imperfektive Form oder durch eine progressive Form übersetzen: „Je lisais (à ce moment là)/I was reading/Ich war beim Lesen“; oder: „Je lisais (beaucoup)/I did read (a lot)/Ich habe viel gelesen“. Wenn sich das Progressiv auf

¹⁰⁷ Comrie, *ibid.* S. 59.

Französisch auch so formulieren lässt: „Je lisais“ oder „j’étais en train de + Infinitiv“, auf Spanisch: „Estar + Gerundiv“, kann ein purer Imperfektiv aber nicht durch eine progressive Form ausgedrückt werden: „Il buvait/es heißt: er hat getrunken (im Allgemeinen: „er war Alkoholiker“)“ bedeutet nicht „Il était en train de boire“. Der Unterschied Kontinuität/Gewohnheit in der Vergangenheit wird oft als Zwischenkategorie des Imperfektives bezeichnet,¹⁰⁸ aber ein Perfektiv kann eine Gewohnheit ausdrücken, wie das Incipit von Prousts *À la recherche du temps perdu* zeigt: „Longtemps, je me suis couché de bonne heure.“ Und nicht: „Je me couchais longtemps de bonne heure*“, weil es um eine Bestätigung eines Faktums geht, das als Ganzes betrachtet wird, nicht um eine Verallgemeinerung einer bestimmten Erinnerung. Mit dem Gebrauch eines *imparfait* entsteht die Idee eines Rückblicks auf einen bestimmten Moment der Vergangenheit, und in den folgenden Sätzen des Romans wird tatsächlich das *imparfait* benutzt: „mes yeux se fermaient (...) cette croyance survivait (...)“, wodurch bestimmte Erinnerungen ausgedrückt werden, die *als* Allgemeinheit gesetzt sind. Diese Verallgemeinerung ist aber keine Kenntnis mehr: Die Art des Meinens, die auf keine Kenntnis eines Gegebenes zurückführt, die aber mit der Bedeutung des Ausdruckes übereinstimmt, ist der *Modus*.

3.2.2. Die *Modi*

Als *Modi* werden Kategorien der Verbgrammatik bezeichnet, die mit der expliziten Idee verknüpft sind, dass das Meinen nicht auf eine Kenntnis eines besonderen Ereignisses zurückführt, sondern auf die Verwirklichung des Ereignisses als Resultat der Tat des Ausdrückens selbst. Die Übereinstimmung des Meinens mit der Bedeutung ist also praktisch geworden. Es ist verlockend, den Gebrauch eines Imperativs oder Subjunktivs als natürliche Mittel, Befehl und Wunsch auszudrücken, führt aber unter anderem zu einer unglücklichen Erklärung eines Mittels durch den Zweck. Um den Übergang zur Objektivität zu erfassen, kann Searles Unterscheidung zwischen *assertive* und *declaration* übernommen werden: Der Begriff *assertive* lässt sich so fassen: „where we tell our hearers (truly or falsely) how things are“ und *declaration* so: „where we bring about changes in the world with our utterances“.¹⁰⁹ Genauso wie die Aspekt-Kategorien sorgfältig von der Zeitkategorie zu trennen sind, sollen die *Modi* von der pragmatischen Kategorie abgegrenzt werden. Eine Definition und Annahme wie: „Mood categories express modalities such as orders, wishes, (non-)facticity, (non-)reality and the like“¹¹⁰ führt allerdings zu der Schwierigkeit, *Modi* als strenge grammatikalische Kategorien zu fassen. Das Zurückgreifen auf sämtliche Kategorien von Searle,

¹⁰⁸ Vgl. Comrie, *ibid.* S. 25-27.

¹⁰⁹ Searle: *Intentionality*, Cambridge: Cambridge University Press, 1983, S. 166.

¹¹⁰ Thieroff, Rolf: *Mood in the Language of Europe*, hrsg. von Björn Rothstein und Rolf Thieroff, 2010, S. 2.

als da wären assertives, directives, commissives, expressives und declarative, scheint, insofern sie grammatische Kategorien und nicht pragmatische übersetzen, trefflicher, und Searles Kritik an Austin besteht generell in dem Versuch, Pragmatik besser durch die Grammatik zu gründen. Aber Searles Untersuchung überseht die grammatische Dimension des Deklaratives, die danach als Gesamtkategorie der *Pragmatik* betrachtet wird und mit besonderen Sprechakten (das heißt: Sprachspielen), wie einer Erklärung (Kriegerklärung usw.), verknüpft ist. Hier sei nochmals der Unterschied zwischen Grammatik und Pragmatik erwähnt: In der Grammatik geht es um eine Subjekt-Objekt-Verknüpfung, während in der Pragmatik die Kategorien möglicher Bestimmungen eines Hörers von einem anderen Sprecher festgelegt werden. Wichtig ist, es zu verstehen, dass Modi keine *Fiktionalität*, Lüge usw., ausdrücken: Eine Lüge gibt sich *nicht als* fiktional und im Rahmen der Literatur wird die Fiktionalität überhaupt angenommen, infolgedessen kann der Indikativ in einem Roman benutzt werden. Die Modi werden in einem Kontext benutzt, der normalerweise nicht fiktionalisiert ist, aber in dem der Bedarf eines Deklaratives (in Sinne von Searle) notwendig erscheint. Ein Ausdruck wie: „Yehi 'or /Fiat lux/It would be light/Es werde Licht“¹¹¹ soll unabhängig von aller pragmatischen Dimension betrachtet werden – mit wem spricht Gott? –, und es geht nun darum, diesen Gebrauch, in biblischen Hebräisch, des Jussivs¹¹², der in den romanischen Sprachen mit dem Subjunktiv übersetzt wird, in diesem Satz zu erklären.

Die Rezeptivität, die das Kriterium der Objektivität ist, ist nicht mehr die Grundlage der Affirmation und der Sprecher verhält sich in Bezug auf das Ereignis reflexiv. Die Dialektik der Modi entspricht der Entwicklung dieser Reflexivität: die Einheit der Vorstellung mit der Idee soll unmittelbar durch den Ausdruck objektiv werden: der *Subjunktiv*. Die Negation dieser Unmittelbarkeit ist das Meinen, dass das Ereignis nur als eine subjektive Hypothese zu betrachten ist: der *Konditional*, und die Einheit von Subjunktiv und Konditionale ist der *Imperativ*, das Meinen, dass sich das vorgestellte Ereignis als notwendige Folge der Subjektivität verwirklicht.

a) Der *Subjunktiv*. Durch den Gebrauch der Kategorie des *Subjunktivs* wird gemeint, dass das Ereignis durch die Produktion des Ausdrucks in die Wirklichkeit übergeht. Dabei soll wieder auf den entscheidenden Unterschied zwischen Meinen und Willen (pragmatischer Zweck) hingewiesen werden: mit dem Gebrauch des Subjunktivs soll nicht gemeint werden, dass der Sprecher etwas will: „Gott sei Dank“ bedeutet nicht: „ich will, dass Gott gedankt wird“ im Sinne: „ich will meinen Nachbarn danken“, sondern, dass durch den Ausdruck selbst das Subjektives objektiv wird. Der Ausdruck reicht, um dieses Meinen zu erfüllen, und die Erfüllung des Meines ist die Verwirklichung des Ereignisses. Die grammatische Terminologie des Subjunktivs ist verwirrend,

¹¹¹ Gen. 1,3. Beispiel in Searle (1979).

¹¹² Über den Jussiv cf. Genesisius, W.: *Hebräische Grammatik*, völlig umgearbeitet von E. Kautzsch, 1909, S.303.

weil zum einen die Abgrenzung des Subjunktivs vom Imperativ ungenau ist und zum anderen z. B. von einem *Optativ* im Gegensatz zu einem *Jussiv* gesprochen wird, wobei der Jussiv als Synonym für den Imperativ gilt. Der Jussiv schließt in manchen Sprachen den Subjunktiv ein:

Generally speaking, imperative sentences (in languages that have a distinct imperative mood) will be a proper subset of jussive sentences. In Spanish, for example, the class of jussive sentences includes both imperative and subjunctive sentences, as it does in many other languages (...) the term ‚imperative sentence‘ is frequently employed by other writers in the broader sense that we have given to ‚jussive sentence‘; and this can lead to confusion.¹¹³

Der Zusammenhang von Subjunktiv und Imperativ kommt daher, dass der Subjunktiv ein begriffliches Moment des Imperativen ist, ein Modus, das in der Sprache deutlicher markiert ist, weil es für Befehle benutzt wird. Außerdem erschöpft die Kategorie des Subjunktivs nicht jeden Gebrauch des *besonderen* Subjunktivs einer Sprache, der auch andere Modalitäten ausdrücken können, wie ein Befehl auf Französisch: „qu’il vienne!“ Subj. 3p. Im Englischen ist die Lage umgekehrt: Die Modalverben tendieren dazu, alle Arten von modalen Ausdrücken zu übernehmen. Der Begriff des Subjunktivs meint eine Verwirklichung des Ereignisses durch die Produktion des Verbuns selbst, was mit dem Imperativ nicht gleichzusetzen ist: „Gott sei Dank“ drückt keinen Imperativ aus, und der Subjunktiv dient häufig als Mittel einer Wunschaussage, was mit dem Imperativ nicht übereinstimmt. Der Satz aus der Genesis „Es werde Licht“ war in hebräischer Sprache im Jussiv ausgedrückt, der stärker ist als der Optativ: Der Jussiv wird gebraucht „in affirmative sentences to express a command, a wish (or a blessing), advice, or a request; in the last case (the optative or precative) it is frequently strengthened by the addition of אָן. Examples: Gn 1, 3 יְהִי אֹרֶךְ יְיָ let there be light! Gn 1, 6. 9. 11, &c“¹¹⁴ Der Gebrauch dieses Jussiv in Gn 1, 3 ist weder ein reiner Optativ noch ein Befehl und lässt sich also in den romanischen Sprachen richtig durch einen Subjunktiv übersetzen: Gott schuf durch das Verb allein, weil Gott die Macht des Verbuns selbst ist, und das *Johannes-Evangelium* geht so weit, Gott mit dem Wort gleichzusetzen: „Am Anfang war das Wort (*logos*), und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. (...) Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist.“ (Joh, 1,1.3 Einheitsübersetzung 2016) Das ausgesprochen Wort Gottes reicht, um das Meinen des Wortes zu erfüllen: „Fiat lux et facta est lux“(Gn 1,3). Das Meinen ist als Zweck dasjenige, was in der Wirklichkeit erfolgen soll, aber die Tat des Ausdruckes kann – falls man selbst nicht Gott ist – diese Verwirklichung allein nicht immer wirklich auslösen. Die Bestätigung der Unwirksamkeit des Wortes macht die Negation des Begriffes des Subjunktivs aus.

b) Der *Konditional*. Die Negation des Subjunktivs ist die Idee eines als-wirklich-Gesetzes, die Idee einer Hypothese, das zugleich als-nicht-verwirklicht, nur subjektiv, gemeint wird, und diese

¹¹³ Lyons: *Semantics*, 1977, S. 748.

¹¹⁴ Genesis: *Hebrew Grammar*, 1909, S. 109a.

Idee wird in der Grammatik richtig mit der Terminologie *kontra-faktisch* bezeichnet. Der Konditional kann leicht mit bestimmten Modalitäten verwechselt werden, wie die Modalität der Möglichkeit. Es geht darum, zwei Begriffe zu unterscheiden: Hypothese und Möglichkeit, und nicht z.B. Hypothese und Bedingung: „It seems very doubtful whether conditionals referring to the future could ever be ‚hypothetical‘ (and clearly distinct from ‚conditionals‘) or whether those referring to the past could ever be ‚conditional.‘“¹¹⁵. Der Konditional drückt nicht aus, dass etwas möglich ist bzw. wird, da man auch Unmögliches (oder was man sicher für unmöglich hält) annehmen kann, wie in „wenn ich Gott wäre, würde ich das Böse abschaffen“, es wäre tatsächlich merkwürdig, wenn man sagt: „wenn ich Gott bin, schaffe ich das Böse ab“. Der erste Fall drückt *keine* Möglichkeit aus, der zweite jedoch schon (grammatikalisch betrachtet, natürlich nicht semantisch). Der Satz: „If he had been to Paris, he would have visited Montmartre“¹¹⁶ ist *als* faktisch bzw. *hypothetisch* gemeint, hingegen ist der Satz: „If he went to Paris, he visited Montmartre“ nicht als faktisch gemeint, „[It]is neither factive nor contrafactive, but non-factive.“¹¹⁷ Ein anderer Satz wie „le prince serait mort“ (mit Konditional, aber auf Englisch: „The Prince is said to be dead“) drückt tatsächlich keine Möglichkeit aus: Es ist nicht gesagt, dass der Tod des Königs möglich ist (was immer der Fall ist), sondern dass dieser Tod als wirklich zu betrachten ist, obwohl er nicht sicher durch eine Erfahrung überprüft wurde. „Le prince serait mort“ gilt dementsprechend als eine Information, die noch zu bestätigen ist. Wenn zwei Ereignisse im Konditional ausgedrückt werden, wie in „If John came, I should leave“¹¹⁸, dann bestimmt der Konditional, dass die zwei Ereignisse als Hypothese zu betrachten sind – Vgl. mit dem Satz: „If John comes, I shall leave“¹¹⁹, der eine Folge eines möglichen Geschehens ausdrückt – aber dass die Assoziation beider als notwendig, als wirkliche Folge gemeint wird. Dass durch den Konditional die Idee zugleich als objektive (notwendige Relation zwischen zwei Ereignissen) und als subjektiv gemeint ist, bedeutet, dass die tatsächliche Verwirklichung der Bedingung der Hypothese die Verwirklichung des zweiten Ereignisses verursacht. Mit dem Gebrauch des Konditionals wird gemeint, dass eine Hypothese sich nicht verwirklicht, aber eine solche Verwirklichung kann auch nicht immer ausgeschlossen werden. Das macht die Negation des Begriffes der Hypothese aus. c) Der *Imperativ*. Als die Einheit des Subjunktivs und des Konditionals lässt sich der Imperativ so fassen: nach der Performanz des Sagens ist die Subjektivität als das *Andere* die Ursache der Verwirklichung. Dann wird dadurch gemeint, dass die Verwirklichung wieder ein *Fakt* wird. Der Imperativ soll sorgfältig von allen anderen pragmatischen Dimensionen befreit werden, insbesondere, weil er beim Befehl oft

¹¹⁵ Ibid. S.190.

¹¹⁶ Lyons: *Semantics*, 1977. S. 796.

¹¹⁷ Lyons, *ibid.*

¹¹⁸ Palmer, F.R.: *Mood and Modality*, Cambridge University Press, 1986, S.188.

¹¹⁹ Palmer, *Ibid.*

gebraucht wird, obwohl er weder an sich einen Befehl noch eine Erlaubnis ausdrückt:

It is often portrayed as the strongest type of directive, the most confident and direct. But this is questionable, rather in the way that the notion of the declarative as the 'strongest' epistemically can be questioned. This becomes clearer from a comparison of the imperative with a form with MUST. On the one hand, the imperative seems much stronger because it will be used by a person in full authority, e.g. a superior in the army, to ensure that an order is obeyed; MUST would not be used in such circumstances. On the other hand, the imperative seems much weaker when used in, for instance, *Come in!* In reply to a knock at the door. This surely gives permission and the use of MUST would be quite inappropriate; the hearer might well retort 'Who are you to give me order?' Even MAY or CAN, the modals for permission, might be less polite than the imperative; the hearer might similarly retort 'Who are you to give me permission?' The imperative seems to do no more than express, in the most neutral way, the notion that the speaker is favorably disposed towards the action.¹²⁰

Der Satz „kommen Sie herein!“ heißt tatsächlich: „ich meine, dass es eine Folge dieses Sagens ist, dass Sie hereinkommen“ nicht: „ich *erlaube* oder *befehle* Ihnen, hereinzukommen“. Als Imperativ hat die praktische Idee in der Verbgrammatik auch ihre Negation erreicht, weil der Imperativ in sich die Wiederherstellung der Erfahrung des Ereignisses ist. Die Einheit der praktischen und theoretischen Idee des verbalen Ausdrucks bildet die Kategorie der Adverbialien.

3.2.3. Die *Adverbialien*

Durch die Betrachtung des Begriffes des Adverbiales wird auf die *Bewertung* eines Ereignisses hingezielt. Der Begriff ist dialektisch so einzuführen: Er ist die Einheit der theoretischen und praktischen Idee, oder der objektiven und der subjektiven Kenntnis. Die objektive Kenntnis ist das Gegebene, das aus der Erfahrung kommt, und die subjektive Kenntnis ist das vorgestellte Ereignis, und die Einheit beider ist ein Schluss, nachdem das Gegebene nicht mehr für sich selbst, sondern als Exemplar besteht. Das Bewusstsein hat die Regel, die das allgemeine Muster dieses Ereignisses ist, und betrachtet dieses als einen *Fall*. Das heißt, dass die objektive Kenntnis nach einer subjektiven Regel bestimmt ist: „er läuft *schnell*“ ist eine *Bewertung*, falls man schon weiß, was eine normale Geschwindigkeit für ein ähnliches Laufen in diesem Kontext ist. Das Adverbial ist also die Bestimmung dieser objektiven Erfahrung, und der innerliche Widerspruch besteht darin, dass die subjektive Kenntnis zugleich die Regel über die Erfahrung und das Resultat der Erfahrung ist. Die unmittelbare Bewertung des Ereignisses wird durch die *Modaladverbien* ausgedrückt. Die Negation ist die Bestimmung des einzelnen Ereignisses im Kontext: die *kontextuellen Adverbien* und die Einheit beider Begriffe ist die *Modalverben*, der Ausdruck der Kenntnis der allgemeinen Regel, die eine Handlung im Kontext bestimmt.

¹²⁰ Palmer, *Ibid.* S. 29.

a) Das *modale Adverb*¹²¹. Die Frage lautet: Was für ein Begriff bezeichnet das Gebrauch von Adverbien wie „stark“, „schnell“ usw.? Was will der Sprecher durch den Gebrauch eines modalen Adverbs überhaupt ausdrücken? Das Prädikat als Adjektiv ist ein Urteil, das als eine unmittelbare Kenntnis zu fassen ist: „das Haus ist blau“ ist eine Feststellung, die jeder Beobachter aufgrund seiner Wahrnehmung machen kann. Anders ist es mit dem Prädikat wie „schön“ oder „schlecht“, die mehr eine subjektive Bewertung sind. Wir betrachten den Gebrauch eines ästhetischen Prädikats wie das „Schön-sein“ als ein Sprachspiel, der nicht auf eine Kenntnis zurückführt. Der Gebrauch von modalen Adverbien wie „schnell“ ist mehr als ein bloßes Wahrnehmungsprädikat und weniger als eine Meinungsäußerung und entspricht einer Bewertung des Ereignisses. Diese Bewertung beruht auf der gekannten Bestimmung des Geschehens eines ähnlichen Ereignisses, die als eine allgemeine Regel unmittelbar gilt. Diese Kenntnis ergibt sich aber aus jeder einzelnen Erfahrung, was zum Widerspruch einer Regel führt: Es ist genauso die neue Erfahrung, die die Regel bestimmt, als das Gegenteil. Die Regel ist keine Allgemeinheit, jeder hat eine eigene Vorstellung davon, was beispielsweise eine normale Laufgeschwindigkeit ist. Die Negation der modalen Adverbien entspricht einer einzelnen Bestimmung eines Ereignisses: b) *Das kontextuelle Adverbial oder Verbalkennzeichnung*. Zu den kontextuellen Adverbien gehören Adverbien wie: ‚weit‘, ‚nahe‘, ‚heute‘, ‚hier‘, ‚nach einem Ding‘, usw. Sie dienen der einzelnen Bestimmung eines Ereignisses, entsprechen allerdings nur reinen Kategorien der Anschauung, des Raumes, der Zeit und der Subjektivität. Der Gebrauch von kontextuellen Adverbien drücken die Allgemeinheit aus aber dasjenige, was gemeint wird, ist ein Einzelne: hier und jetzt ist alles, was hier und jetzt ist

Es wird das Jetzt gezeigt, dieses Jetzt. Jetzt; es hat schon aufgehört zu sein, indem es gezeigt wird; das Jetzt, das ist, ist ein anderes als das gezeigte, und wir sehen, daß das Jetzt eben dieses ist, indem es ist, schon nicht mehr zu sein. Das Jetzt, wie es uns gezeigt wird, ist es ein gewesenes, und dies ist seine Wahrheit; es hat nicht die Wahrheit des Seins. (Hegel, *PDG*, S.87)

Der Widerspruch der Bestimmung des Ereignisses ist mit dem Widerspruch des Begriffes der Kennzeichnung vergleichbar: nur eine allgemeine Bestimmung ist ausgedrückt, aber eine nicht-allgemeine Idee ist gemeint. Die Einheit der subjektiven Vorkennnis eines Ereignisses und der subjektiven Kategorie der allgemeinen Bestimmung äußerlicher Ereignissen sind die Modalverben. c) *Modalverben*. Bei Gebrauch eines Modalverbs wird eine Kenntnis der Regeln und Regularitäten, die den Kontext eines Ereignisses regieren, gemeint. Durch Modalverben wie „du musst“, „du sollst“, „du darfst“ usw. wird also eine Kenntnis über die regulären weltlichen *Zusammenhangen* gemeint; ich sage: „Du musst jetzt dich beeilen (um deinen Zug noch zu erwischen)“, das heißt: nach meiner Kenntnis der Regularitäten, die diese Welt regieren, „dich zu

¹²¹ Die Bezeichnung „Modaladverbien“ ist nicht verwirrend und hat tatsächlich mit dem Begriff der Modalität und des Modalverbs etwas zu tun. Adverbien sind generell in der Grammatik als *subjuncts* bzw. *adjuncts* betrachtet (Vgl. Jespersen: *Philosophy of Grammar*; 1924, S.100-101, Lyons: *Semantics*, 1977, S.721). Aber diese Bezeichnungen sind formell; es geht darum, die Idee, die durch das Adverb ausgedrückt wird, zu bestimmen.

beeilen“ ist die richtige Handlung. Jespersen¹²², Lyons¹²³ oder Palmer betrachten Beispielen wie „You must come tomorrow“ als *deontic* d.h. „as containing an element of will“¹²⁴ (vgl. Searles pragmatische Kategorien *Directives* und *Commissives*¹²⁵), „In saying *you may/ must come tomorrow*, the speaker imposes the possibility or necessity of coming tomorrow upon his hearer.“¹²⁶ Die Behauptung: „Impose the possibility or necessity upon his hearer“ ist aber mehrdeutig: der Satz „You must come“ drückt kein Befehl oder Wunsch aus, sondern verweist auf die Kenntnis einer Notwendigkeit, die diese Handlung in einem Kontext bestimmt. Die Natur dieser Regel (moralische oder praktische Regel, usw.) ist hier aber unwesentlich. Die Adverbialen sind also die Negation einer Kenntnis eines Ereignisses als dasjenige, was in der Zeit verläuft und die Natur der Kenntnis hat sich also verändert. Diese Kenntnis der Regeln bzw. Regularitäten ist hier aber nur gemeint: warum ist etwas notwendig, möglich, usw. ist an sich nicht ausgedrückt. Der Ausdruck dieser Kenntnis an sich entspricht der Syntax.

3.3. Die Idee als Satz: die *Syntax*

Als syntaktische Relation wird der Fakt, dass eine Idee durch einen Zusammenhang von Ausdrücken bestimmt ist, bezeichnet. Weil dieser Zusammenhang einer Kenntnis einer Allgemeinheit entspricht, nimmt er eine Urteilsform an. Dieser Zusammenhang kann zwar logisch betrachtet werden, „[d]ie Tatsachen im logischen Raum sind die Welt“ (Wittgenstein, *TLP*, §1.13), aber Ausdrucksformen wie „A liegt neben B“ führen auf die Kategorie der *Verbalkennzeichnung* zurück, und Sätze wie „es geschieht A und es geschieht B“ führen auf eine Aufeinanderfolge von Ereignissen zurück. Die Einheit der Kenntnis des Ereignisses und der Kenntnis der Anschauung ist mehr eine allgemeine Verknüpfung, in der die zwei Inhalte *eine* Idee ausmachen. Sie ist durch ein Verb und ein Substantiv generell ausgedrückt und ist die Idee eines Geschehens, das aber mit einem Objekt allgemein verbunden ist: „eine Tür zumachen“ ist ein Zusammenhang, der als allgemeine Kenntnis oder repräsentative Vorkennntnis gilt. Dieser Ausdruck hat eine vorbestimmte Bedeutung als Ganzes. Die Verbindung „die Tür zumachen“ führt nicht auf die direkte Kenntnis des Teils des Prädikats zurück, vielmehr erlaubt sie, ein in diesem Kontext wahrgenommenes Ereignis zu beschreiben. Diese Idee ist also schon in sich eine bestimmte Allgemeinheit, weil das Substantiv (die Allgemeinheit) mit einem Ereignis (der Besonderheit) in Verbindung steht, und diese Idee hat

¹²² Jespersen: *Philosophy of Grammar*, 1924, S.320-321.

¹²³ Lyon: *Semantics*, 1977, S.681-682.

¹²⁴ Palmer: *Mood and Modality*, 1986, S.18.

¹²⁵ Searle: *Expression and Meaning: Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge University Press, 1979, S.14.

¹²⁶ Palmer, *ibid.* S.98.

an sich auch eine Bedeutung, die mit einem Ausdruck fest verknüpft ist: Man sagt auf Englisch: „dig the ground“ und „dig a grave“, „bore a plank“ und „bore a hole in the plank“¹²⁷, der Ausdruck ist also *wie* ein Zeichen für diese Idee. Was für ein Urteil ist ein Satz der Umgangssprache? Der wissenschaftliche Zusammenhang des Namens (Subjekt) mit dem Prädikat wird bei Hegel so beschrieben:

Der Name aber steht der Sache oder dem Begriffe gegenüber; diese Unterscheidung kommt an dem Urteile als solchem selbst vor; indem das Subjekt überhaupt das Bestimmte und daher mehr das unmittelbar *Seiende*, das Prädikat aber das *Allgemeine*, das Wesen oder den Begriff ausdrückt, so ist das Subjekt als solches zunächst nur eine Art von *Name*; denn *was es ist*, drückt erst das Prädikat aus, welches das *Sein* im Sinne des Begriffs enthält. (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, II, S.303)

Unsere Aufgabe besteht allerdings darin, die logische Form des Satzes der Umgangssprache zu bestimmen. Nach Hegel verweisen diese Satzformen auf die Kenntnis einer *einzelnen* Relation eines Subjekts mit dem Prädikat. Über die grammatikalische Betrachtung eines Urteils (also Satz der Umgangssprache) schreibt Hegel:

Im *grammatischen* Sinne hat jenes subjektive Verhältnis, in welchem von der gleichgültigen Äußerlichkeit des Subjekts und Prädikats ausgegangen wird, sein vollständiges Gelten; denn es sind *Worte*, die hier äußerlich verbunden werden. – Bei dieser Gelegenheit kann auch angeführt werden, daß ein *Satz* zwar im grammatischen Sinne ein Subjekt und Prädikat hat, aber darum noch kein *Urteil* ist. Zu letzterem gehört, daß das Prädikat sich zum Subjekt nach dem Verhältnis von Begriffsbestimmungen, also als ein Allgemeines zu einem Besonderen oder Einzelnen verhalte. Drückt das, was vom einzelnen Subjekte gesagt wird, selbst nur etwas Einzelnes aus, so ist dies ein bloßer Satz. Z.B. »Aristoteles ist im 73. Jahre seines Alters, in dem 4. Jahr der 115. Olympiade gestorben« ist ein bloßer Satz, kein Urteil. (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, II, S.305)

Ein Satz der Umgangssprache entspricht zwar keiner wissenschaftlichen Erkenntnis und bestimmt nicht das Wesen oder die Wahrheit des Subjekts, der Satz ist allerdings auch als logischer Ausdruck einer Kenntnis *über* ein Subjekt zu betrachten: Der Satz „ich werde ein Buch über die Geschichte kaufen“ vermittelt mehr über mich als der Satz „ich fahre morgen nach Rom“. Diese Kenntnis verweist auf die assoziative Erinnerung, die die Form eines Prädikats hat. Frege bezeichnet dieses Prädikat (V-O) als „Funktion“, z. B. lässt sich der Satz: „Cesar eroberte Gallien“ zerlegen in „eroberte Gallien“ = die Funktion und „Cesar“ = das Argument¹²⁸. Dann soll die Funktion, die als ungesättigt bezeichnet wird, durch die Ausfüllung des Arguments eine wahre Behauptung werden, falls der Eigenname selbst richtig ist. Aber was wäre nach dieser Ansicht der Zweck der Produktion eines Satzes? Der Wahrheitswert einer Gleichung: $(x+1)^2 = 2(x+1)$ ist z. B. das Argument -1 und +1. Der Zweck einer Gleichung ist, diese Argumente zu bestimmen, die Variable durch einen arithmetischen Wert zu ersetzen. Ist der Sinn eines Subjekts in einem Satz derselbe?

Die sprachliche Form der Gleichungen ist ein Behauptungssatz. Ein solcher enthält als Sinn einen Gedanken – oder macht wenigstens Anspruch darauf, einen zu enthalten –; und dieser Gedanke ist

¹²⁷ Jespersen: *Philosophy of Grammar*, 1924, S. 160.

¹²⁸ Frege: *Funktion und Begriff*, 1891, S. 17.

im Allgemeinen ein Wahrheitswert, der ebenso als Behauptung des Satzes aufzufassen ist, wie etwa die Zahl 4 die Bedeutung des Ausdruckes „ $2+2$ “ ist, oder wie London die Bedeutung des Ausdruckes „Englands Hauptstadt“ ist¹²⁹.

Wenn das Maß der Bestimmung einer Stelle darin besteht, einen richtigen Satz auszudrücken, dann wäre, weil der Satz „ein General eroberte Gallien“ auch ein richtiger Satz ist, das Argument „ein General“ die Bedeutung der Funktion „eroberte Gallien“. Der Zweck eines Satzes ist es zwar, ein Subjekt zu bestimmen, und der Satz „Cesar eroberte Gallien“ vermittelt eine Kenntnis *über Cesar*. Die Argumente: (x) in dem arithmetischen Satz und das Subjekt im umgangssprachlichen Satz sind diejenigen, die zu bestimmen sind. Der Unterschied liegt aber darin, dass die Annahme (die Allgemeinheit) im Rahmen der Arithmetik reicht, um nach der Regel der Mathematik den Wert der Variable zu finden. Eine entsprechende Kenntnis wäre im Rahmen der Umgangssprache eine historische Kenntnis: „Wer hat Gallien erobert?“, aber von einer solcher Kenntnis muss hier bloß abstrahiert werden. Eine Behauptung teilt eine Kenntnis mit, sie entspricht keiner Aufgabe, wie es in der Mathematik der Fall ist. Der Widerspruch des Satzes besteht darin, dass das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat äußerlich ist und dass das Subjekt (als bloßer Name) eine kontextuelle Kenntnis voraussetzt. Die Aufgabe des Satzes besteht also darin, dass eine kontextuelle Kenntnis mittels der gemeinsamen sprachlichen und kulturellen Kenntnis ausgedrückt und reproduziert werden kann. Die Voraussetzung des Verständnisses eines (einfachen) Satzes bleibt eine allgemeine Kenntnis über die Welt. Wenn man sagt „der Mann“, „dieser Mann“, „der Mann läuft“, dann ist eine geteilte nicht diskursive Erfahrung zwischen dem Sprecher und dem Hörer notwendig. Die Syntax hat also die Aufgabe, eine Idee mitzuteilen, die zugleich kontextuell ist und keine Mit-Erfahrung fordert. Die Syntax lässt sich wie folgt einteilen: 1. Der Satz entspricht der unmittelbaren Anwendung eines Prädikats, um eine Kenntnis über das (grammatikalische) Subjekt auszudrücken. 2. Die Kenntnis der Relation ist nicht angenommen und die Relation drückt eine reflexive Kenntnis aus, den *reflexiven Satz*. 3. Die Einheit ist als die reflexive Bestimmung eines Satzes durch einen anderen (Nebensatz) zu betrachten, der *komplexe Satz*.

3.3.1. Der prädikative Satz

a) Die *direkte Form (direkt Objekt)*. Das Prädikat drückt schon eine allgemeine Vor-Kenntnis aus und die Erfahrung stimmt mit dieser Kenntnis überein: das direkt Objekt. Die Relation ist durch einen festen Ausdruck in der Sprache übersetzt und das Prädikat ist also wie der Name dieser Assoziation. Das Prädikat „--- eroberte ein Land“ entspricht unserer allgemeinen Kenntnis,

¹²⁹ Frege, *ibid.*, S. 16.

die eine bestimmte Kenntnis über das Subjekt (x) vermittelt. Die Kenntnis der Idee als Ganz ist durch die Einheit des Subjekts und des Prädikats reproduziert. Diese Einheit führt nun auf die Erfahrung zurück: Diese Assoziation ist keine allgemeine, diskursive Kenntnis über etwas. Es wäre falsch oder unvollständig, es so zu betrachten, dass der Akkusativ eine Tätigkeit *zu etwas* ausdrückt, die das Objekt selbst *bestimmt* oder verändert. Man sagt: „ich esse einen Apfel“, der Apfel wird durch die Handlung verändert, aber das ist zufällig. Sätze wie: „ich habe meinen Zug verpasst“ oder „ich sehe etwas“ weisen auf keine Änderung des Objekts hin. Da die direkte Form auf die Erfahrung zurückführt, ist es auch möglich, dass die Kenntnis der Handlung nur aufgrund des Resultats bzw. der Vollbringung des Prädikats entsteht. Die Negation besteht darin, dass die Kenntnis des Subjekts nur äußerlich bestimmt ist¹³⁰, und dann bleibt diese Kenntnis kontingent. b) Die *passive Form*. Durch ein Passiv wird die Idee des Prädikats durch die Bestimmung des Objekts des Prädikats mitgeteilt: „Gallien wurde erobert“ bestimmt etwas, was mit dem Objekt passiert ist. Die Reflexivität durch diese Analyse hat aber das Objekt von dem Ereignis getrennt. Als grammatikalisches Subjekt ist das Objekt eine Singularität geworden und hat aufgehört, rein semantisch zu sein: „ein Geschäft einstellen“ drückt eine semantische Bestimmung aus, aber „ein Geschäft wurde eingestellt“ zielt auf ein bestimmtes Geschäft. Im Vergleich dazu ist der Ausdruck „ein Geschäft“ in dem Satz „Ein Geschäft zu gründen ist riskant“ rein kategorial. c) Die *indirekte Form*. Was ist der Unterschied zwischen direktem Objekt des Verbums und indirektem Objekt? Der Unterschied ist nicht scharf, weil der Dativ das Moment des Akkusativs in sich einschließt. Die indirekte Form bezeichnet die Herstellung einer Verbindung des Subjekts mit einem Prädikat, die nicht auf eine unmittelbare Kenntnis bzw. Erfahrung der Relation des Verbums mit dem Objekt im Prädikat zurückführt. Das Subjekt ist also mit dem Objekt durch das Verbum *reflexive* assoziiert: Die Verbindung drückt mehr eine Zielhandlung aus. Die indirekte Relation Verb–Objekt drückt eine Kenntnis eines Ereignisses aus, das im Rahmen unserer Erfahrung zwischen zwei getrennte Dinge vorkommt. Vgl.: „Ich raube etwas jmd.“ Mit: „Ich beraube jmdn. einem Ding“. Wenn die indirekte Form noch ein Prädikat ausmacht, setzt dieses Prädikat eine Vor-Kenntnis voraus. Die Bestimmung des Subjekts durch diese empirische Vorkenntnis entspricht dem reflexiven Satz.

3.3.2. Der reflexive Satz

Der reflexive Satz ist die Mitteilung einer Kenntnis als Relation zu einer Vorkenntnis. Die erste unmittelbare Vorkenntnis ist die Voraussetzung der Kenntnis eines Objekts als Maß des

¹³⁰ Vgl. Bertram: *Die Sprache und das Ganze*, 2006, S.66-67.

Subjekts: die Gleichung bzw. Vergleichung. Der Interrogativsatz drückt die Negation dieser Vorkennntnis überhaupt aus, der Negativsatz als Einheit ist die Wiederherstellung der Bestimmung durch das semantische Prädikat. a) Der *Komparativ*. Die subjektive Kenntnis der Bestimmung eines bestimmten Objekts ist unmittelbar vorausgesetzt und das Subjekt ist nach diesem Objekt bestimmt. Die Relation $a R b$ soll so verstanden werden: Die Kenntnis dieses Objekts b wird angenommen, sie ist das Maß, und das Subjekt wird nach diesem Maß bestimmt. Diese Bestimmung kann auch eine Gleichung sein. Um dies zu erläutern, soll das folgende Beispiel von Russell dienen: Der Satz „the author of Waverley is Scott“ setzt die Kenntnis von Scott voraus, während der Satz: „Scott is the author of Waverley“ die Kenntnis dieses Buchs voraussetzt. Die beiden Sätze sind also nicht gleich gültig und können als reine Identität $A=A$ nicht reduziert werden. Russell wollte die nicht leere Identität dieser Gleichsetzung durch eine formelle Übersetzung erklären:

$$(\exists x)(x \text{ authored Waverley} \ \& \ (y)(y \text{ authored Waverley} \rightarrow x=y) \ \& \ x = \text{Scott})^{131}$$

Ich sehe aber nicht, wie diese Umformulierung überhaupt erklären kann, warum der Satz „The author of Waverley is Scott“ informativ ist und keine leere Identität ist. In der Relation: „Peter ist größer als Arno“ wird die Kenntnis der Größe von Arno vorausgesetzt. Diese Vorkennntnis macht einen kognitiven Inhalt aus, der an sich die Bestimmung des Subjekts zulassen soll. Die Relation drückt keine innerliche Relation zweier Eigenschaften aus: „ x ist größer als y “ bedeutet nicht, dass x die Eigenschaft hat, größer als y zu sein, sondern, dass sich durch die *Kenntnis* der Größe von y bestimmen lässt, wie groß x ist. Die Negation dieser Vorkennntnis, die also geteilt werden soll, ist die Relation als Ausdruck einer Unbestimmtheit, der Interrogativsatz.

b) Der *Interrogativsatz*. Als Interrogativsatz ist die Negation einer Affirmation gemeint, die darin besteht, einen bestimmten Inhalt auf ein Subjekt anzuwenden. Die Notwendigkeit, eine Vorkennntnis als solche zu formulieren, ohne dass diese Vorkennntnis selbst ausgedrückt wird, macht den Interrogativsatz aus. Die grammatische Dimension des Interrogativsatzes unterscheidet sich von einer pragmatischen Dimension dadurch, dass die Grammatik immer eine Relation des Subjekts zu einem Objektiven betrifft. Jespersen behauptet: „The speaker wants to have his doubt resolved whether it is correct to connect this particular subject with this particular predicate“¹³². Interrogativsätze zielen nicht unbedingt auf eine Auflösung eines Zweifels, und eine Frage wie „Woher kommen wir?“ fordert keine bestimmte Antwort, sie drückt mehr einen Zweifel aus (man kann sich vorstellen, dass solche Fragen gerade deshalb gestellt werden, weil es auf sie keine Antwort gibt). Die Bestimmungen „Um wie viel Uhr?“, „Wer hat das gemacht?“ usw. sind als nicht bekannt ausgedrückt. c) Der *Negative Satz*. Die Einheit der bestimmten Kenntnis und der Negation

¹³¹ Russell: *On Denoting*, S. 51-54.

¹³² Jespersen, *ibid.*, S. 303.

der Kenntnis, bzw. der Affirmation und der Interrogativ ist die Negation, da durch eine Negation etwas nicht positiv bestimmt wird (was etwas ist), sondern nur negativ (was das Ding nicht ist). Aber dadurch ist die Negation einer Kenntnis wieder die Affirmation einer semantischen Kenntnis.

3.3.3. Der komplexe Satz oder die syntaktische Relation (*clause*)

Als syntaktische Relation wird der Fakt, dass ein Moment der Idee durch eine andere Idee bestimmt oder erklärt ist, bezeichnet: das Verständnis eines Satzteil, der im Kontext nicht zur Kenntnis (durch eine Erfahrung) gebracht werden kann, ist durch einen Ausdruck, der einer Vorkenntnis entspricht, in einen bekannten Kontext gesetzt. Das stellt die letzte Stufe der Grammatik dar: das Nicht-Bekannte wird diskursiv erklärt, und diese Erklärung setzt selbst keine Erklärung voraus oder sie kann weiter diskursiv erklärt werden, usw. Dass ein Subjekt bzw. Fürwort durch ein oder mehrere Prädikate semantisch bestimmt werden kann (was Brandom mit dem Begriff „Anaphora“ bezeichnet: „Deixis presupposes anaphora. Anaphora is the fundamental phenomenon by means of which a connection is forged between unrepeatable events and repeatable contents“¹³³), soll aber nicht als ein Privileg der Syntax aufgefasst werden: Die Syntax hat mehr die Aufgabe, neue Mittel für die Reproduktion der Idee zu schaffen und die grammatikalische Mittel bestehen darin, die notwendige Voraussetzung einer nicht diskursiven Kenntnis bzw. eines Miterlebnisses eines Kontextes zu eliminieren. Wir folgen der Einteilung von Jespersen: „We may define a clause as a member of a sentence which has in itself the form of a sentence (as a rule it contains a finite verb). A clause then, according to circumstance, may be either primary, secondary, or tertiary“¹³⁴. Alle Beispiele sind von Jespersen (1924: S. 103-105).

a) *Der primäre Satz*. Der zu bestimmende Satz ist durch einen Satzteil erfüllt, das selbst dazu tendiert, eine semantische Kenntnis zu vermitteln. Im Satz: „I believe *whatever he says* ...“ ist der Satzteil „whatever he says“, der auf eine empirische Kenntnis zurückführt, durch das Prädikat „ich glaube, dass x“ bestimmt. b) *Der sekundäre Satz*. Das reflexive Moment der komplexen Syntax besteht darin, dass ein Satzteil (oft Argument genannt) durch ein Prädikat bestimmt wird. In dem Satz: „I like a boy *who speaks the truth*“ bestimmt der Satzteil „who speaks the truth“ das Argument „boy“. Hier ist der Nebensatz dasjenige, was bestimmt. c) *Der Adverbialsatz*. Eine Idee als empirische Kenntnis ist durch die Relation mit einer anderen Idee bestimmt. „*If he comes*, I must go“ oder „Lend me your knife, *that I may cut this string*“ usw. Die Relation ist logisch oder

¹³³ Brandom: *Making it Explicit*, 194, S.465.

¹³⁴ Jespersen, *ibid.*, S. 103.

zeitlich/räumlich und drückt eine Bestimmung des Kontextes aus. Die ausgedrückte Idee ist in sich eine Relation und ist selbst in einer Relation zu einer Idee gebracht. Alle diese Relationen führen auf eine Zweckhandlung zurück, und die Sprache als Werk ist nur die Schaffung des Mittels, das Zeichen und die grammatischen Veränderungen des Zeichens. Dieses Werk ist die Vollendung der Dialektik der Einbildungskraft: die Einbildungskraft besteht ursprünglich darin, dass ein singulärer Kontext durch die Produktion einer Idee vermittelt wird. Nun ist diese Vermittlung selbst diskursiv mittelbar geworden.

Die besondere Idee ist aber noch ein Zweck, der nicht mit dem Mittel durch eine Disposition in Verbindung gebracht ist. Das Zeichen ist das Produkt der Einbildungskraft und die Idee ist die reproduzierte Kenntnis. Nun muss das Produkt selbst reproduziert werden, was im Rahmen einer Zweckhandlung unmöglich ist, da das Bewusstsein als Leitungsprinzip überfordert würde. Das Prinzip der Leitung der Reproduktion des Zeichens als Technik wird im Rahmen der *Lehre der Performanz* behandelt.

II. Übergang zur Lehre der Performanz

1. Bemerkung über das philosophische Interesse an einer Differenz zwischen bildlichen und lautlichen Zeichen.

Der Fakt, dass natürliche Sprachen lautlich sind, lässt sich schon fast selbstverständlich praktisch rechtfertigen: für das Sprechen braucht man nichts anderes als das Sprechorgan und schon kann man mühelos Zeichen produzieren. Dass Wörter als Laute auch in der Dunkelheit übertragbar sind, ist ein zusätzlicher Vorteil gegenüber Gesten. Der Vorteil des Wortes verweist also zuerst auf pragmatische bzw. praktische Aspekte des Kommunikationsmittels¹³⁵ und geht nicht auf den Zeichenbegriff direkt zurück. Hegel sieht allerdings in dem Gebrauch des Wortes einen grundlegenden Vorteil (*Enz.* § 459), weil dieses Dasein die Dimension der Zeitlichkeit, d. h. die Dimension der Innerlichkeit, und zugleich die Eigenschaft der Weltlichkeit besitzt. Der Stoff des Wortes selbst macht ein System aus und ist *als System* als das Mittel der Semantik aufzufassen. Es ist nicht: ein phonetisches Werk → eine Bedeutung, sondern: ein System von phonetischen Eigenschaften → ein System von Bedeutung, eine Relation, die den grundlegenden Aspekt von Saussures Sprachtheorie der Semiotik ausmacht. Aus dem Begriff eines Systems folgt, dass jedes Moment, sei es ein Zeichen oder ein Teil dieses, das Ganze bestimmt, und umgekehrt, dass das

¹³⁵ Vgl. Koch, Peter: Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste. In *Schrift, Medien, Kognition, Über die Exteriorität des Geistes*, Peter Koch/Sybille Krämer (Hrsg.) Tübingen: Stauffenburg-Verl., 1997. S.44.

Ganze das Moment bestimmt. Nicht nur das isolierte Zeichen ist eine Totalität von Teilen, sondern der Zusammenhang von Zeichen selbst ist durch seinen Stoff systematisch verbunden und tendiert dazu, ein *Fluss* zu sein: z. B. wird das Wort „the“ im Englischen je nach dem Anlaut des nachfolgenden Wortes entweder [ðɪ] oder [ðə] ausgesprochen, was mit der Semantik nichts zu tun hat. Insgesamt sind die einzigen Zeichen im Schallfluss der Stimme wesentliche vorübergehende Momente eines Ganzen, und die Beherrschung der Vokabeln einer Sprache reicht nicht, um sagen zu können, dass man diese Sprache beherrscht: denn man spricht und hört nicht Wort *für* Wort, sondern immer im Zusammenhang, und die Sprache ist als Zusammenhang schon intuitiv auszusprechen bzw. zu verstehen. Die Reproduktion dieses Stoffs verweist auf eine Technik, auf eine Disposition für eine Sprache als Ganzes, und durch diese Produktion erscheint die Sprache vom Standpunkt der Reflexion als eine in-sich-gefundene-Welt. Das ist die wirkliche Differenz der Subjektivität und der Zeichenproduktion: eine funktionale Differenz zwischen Reflexion und Disposition, zwischen dem Prinzip der expliziten Leitung und dem Automatismus. Derrida macht die falsche Behauptung, dass der *räumliche* Aspekt des bildlichen Zeichens, eben, weil er einer wesentlichen Dimension der äußerlichen Welt entspricht, ein wesentliches differenziertes Dasein gegenüber dem Denken darstellt – Derrida nennt diesen Unterschied „*differance*“¹³⁶, und zwar mit „a“ statt mit „e“. Infolgedessen wirft Derrida diesem theoretischen Vorrang der lautlichen Zeichen vor, eine Art rein metaphysisch motivierte Hypothese zu sein, die versucht, die Einheit der Subjektivität vor dieser weltlichen Dimension des Zeichens zu retten. Es ist das Gegenteil, das richtig ist: und zwar, weil das räumliche Zeichen ein *diskretes* Dasein ist und das Bewusstsein bei der Produktion und Rezeption dieses Daseins Schritt für Schritt vorgehen muss, damit die richtige Verbindung dieses Zeichens auf die Reflexion, auf das Denken, zurückführt. Der Übergang räumlicher Zeichen entbehrt der Haupteigenschaft der Wirklichkeit: des kontinuierlichen Übergangs des natürlichen Phänomens.

Der Gebrauch eines Alphabets als Übersetzung des Lautsystems des Wortes fügt aber diesem innerlichen Dasein eine räumliche Dimension hinzu. Die Phonetisierung der Schriften entspricht also mehr der Verwandlung eines lautlichen Worts, das räumlich wird, als – wie Derrida es fasst – der Unterwerfung der Schriften unter eine zeitliche Dimension. Das Wort erhebt sich dadurch bis zur Objektivität, d. h. bis zu einem dem Subjekt entgegengesetzten, selbstständigen vorliegenden Dasein. Das Zeichen ist aber ein weltliches Dasein nur im Sinne, dass es motorisch produziert werden soll und als Gegenstand der Rezeptivität wiedererscheint. Das Zeichen als Einheit existiert allerdings nur als Anschauung, also nur als ein innerliches Dasein, sei es räumlich oder zeitlich, das kraft der Spontaneität des Zusammenhaltens seiner Grundelemente als *Eins* für

¹³⁶ Derrida: *la différance*, in: *Marges de la Philosophie*, Les Editions de Minuits, 1972, S.3.

uns da ist. Das Wort als Moment eines Ganzen, die Sprache, hat die Würde der Objektivität, ist aber kein Objekt. In der äußerlichen Wirklichkeit gibt es *kein* Wort und kein Zeichen, kein Bild. Geschriebene Wörter, die nicht gelesen werden, haben keine Existenz; aber Wellen hören nicht auf zu schlagen, auch wenn niemand da ist, der sie anschaut. Weil Derrida alle Zeichen als wesentlich räumlich betrachtet, lautet das letzte Wort seiner Philosophie der Sprache: es gibt kein Zeichen, nur Spüren. Aber dann gibt es auch keine Bedeutung: es ist ein radikaler semantischer Skeptizismus, der logisch unhaltbar ist.

2. Schluss

Der Zweck des Systems der Sprache im Rahmen der Einbildungskraft ist noch allgemein, es ist nur ein Material, das jedem Sprecher zur Verfügung stehen soll, wie der Stoff der Empfindung für die Anschauung oder der Stoff der Bilder für die Fantasie. Der Unterschied zwischen Sprache und Empfindung besteht darin, dass das sprachliche Medium wie ein äußerliches Organ des Geistes zu betrachten ist, das nur ein kollektives und konventionelles Produkt ist. Dieses kollektive Werk soll jetzt für *jedes* Bewusstsein zur Verfügung stehen und die notwendige Verinnerlichung des kollektiven Werkes, um ein Medium eines individuellen Werks zu werden, der Übergang von der Allgemeinheit zur Besonderheit, entspricht der Lehre der Performanz. Die Lebensform als Begriff entspricht nur dem vom Individuum assimilierten Mechanismus dieses Mediums, der für die Performanz notwendig ist: Das Wort als Äußerung des innerlichen subjektiven Gedankens erfolgt als Resultat dieses Mechanismus. Der Begriff der Lebensform führt zur Reduzierung des Umfangs des sinnvollen Sprachgebrauchs, weil er alle Arten des reflexiven Gebrauchs des Wortes disqualifiziert. Aber der andere Moment des Begriffes, die Steuerung dieses Mechanismus durch das Bewusstsein, fehlt noch. Der Grundbegriff der Lehre der Performanz, die Einheit beider Momente, ist die *Geschicklichkeit*, deren Aufgabe es ist, der Ausdruck einer *singulären Idee* durch eine Reproduktion des Sprachmediums zu erklären.

Bibliographie

Primärliteratur:

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich:

- *Phänomenologie des Geistes*, in: Ders.: Werke in 20 Bänden, Werke 3, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1970.
- *Wissenschaft der Logik I, II*, in: Ders.: Werke in 20 Bänden, Werke 5, 6, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1970.
- *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I [1830] und Zusätze*, in: Ders.: Werke in 20 Bänden, Werke 8, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt an Main: Suhrkamp Verlag, 1970.
- *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III [1830] und Zusätze*, in: Ders.: Werke in 20 Bänden, Werke 10, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt an Main: Suhrkamp Verlag, 1970.
- *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, in: Ders.: Werke in 20 Bänden, Werke 18, 19, 20, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1970.

Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*, in: Ders.: Werkausgabe, Bd.1 , hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.

Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe in 8 Bänden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.

Kripke, Saul Aaron:

- *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Cambridge, M.A: Havard University Press, 1982.
- 'Naming and Necessity'. In Davidson, Donald and Harman, Gilbert, eds., *Semantics of Natural Language*. 1972.

Sekundärliteratur und andere Werke:

Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*, Suhrkamp Verlag Frankfurter am Main, 1966.

Baker, Gordon Park/Hacker, Peter Michael Stephan: *Wittgenstein: Understanding and Meaning: An Analytical Commentary on the Philosophical Investigation*, Vol.1, Oxford: Blackwell, 1980.

Bertram, Georg W.: *Die Sprache und das Ganze, Entwurf einer Antireduktionistischen Sprachphilosophie*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist, 2006.

Berntsen, Dorthe: « The Unbidden Past: Involuntary Autobiographical Memories as a Basic Mode of Remembering », in *Current Direction in Psychological Science*, Vol.19, No.3, 2010. S.138-142.

Boghossian, Paul A.: „The Rule-Following Considerations“[1989], in: Alexander Miller/Crispin Wright (Hg.): *Rule-Following and Meaning*, Chesham: Acumen, 2002, S. 141–187.

Brandom, Robert B.: *Making It Explicit: Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*, Cambridge, M.A: Harvard University Press, 1994.

Carnap, Rudolf: *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*, in *Erkenntnis*,

2, 1931/32.

Chomsky, Noam:

- *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*, Westport, CT: Praeger, 1986.

- *Language and Mind*, publ. Harcourt Brace Jovanovich, Inc., 1968.

Churchland, Patricia Smith: *Neurophilosophy: Toward a Unified Science of the Main-Brain*, MIT Press, 1986.

Clark, Mackay, Holmes : « Positive involuntary autobiographical memories : You first have to live them », in *Consciousness and Cognition*, 2012.

Clottes, Jean (Editor), *La Grotte Chauvet. L'art des origines*. Seuil, Paris 2001.

Comrie, Bernard: *Aspect: An Introduction to the Study of Verbal Aspect and Related Problems*, Cambridge Textbooks in Linguistics, 1976.

Coseriu, Eugenio: *Geschichte der Philosophie, Von den Anfängen bis Rousseau*, Neu bearbeitet und erweitert von Jörn Albrecht, A. Francke Verlag Tübingen und Basel, 2003.

Derrida, Jacques: *Marges de la Philosophie*, Paris: Gallimard, 1972; dt: *Randgänge der Philosophie*. Übers. v. Eva Pfaffenberger-Brückner u.a., Frankfurter am Main/Berlin/Wien: Ullstein, 1976.

Einstein, A. Podolsky, B. Rosen, N.: *Can quantum-mechanical description of physical reality be considered complete?*, Phys. Rev. 47 (1935), S. 777–780.

Field, H. Hartry : *Saving Truth from Paradox*, Oxford University Press, Oxford, 2008.

Frege, Gottlob:

- „Über Sinn und Bedeutung“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, 1892.

- „Funktion und Begriff“, Jena: Hermann Pohle, 1891/ in: Frege, Gottlob, *Kleine Schriften*, Georg Olms Verlag, Hildesheim, Zurich, New-York, 1990.

Fulda, Hans Friedrich: „Vom Gedächtnis zum Denken“, in: Franz Hesse und Burkhard Tuschling (Hg.): *Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes*, [Beiträge zu einer Hegel-Tagung in Marburg 1989], Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1991, S. 321–360.

Genesius, Wilhelm, H.F. : *Hebräische Grammatik*, völlig umgearbeitet von E. Kautzsch, Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel, 1909. *Genesius' Hebrew Grammar* (2003). (E. Kautzsch & S. A. E. Cowley, Ed.) (2d English ed.) Bellingham, WA: Logos Research Systems, Inc.

Gödel, Kurt: *Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I*. In: Monatshefte für Mathematik und Physik. 38, 1931, S. 173–198.

Haag, Johannes: *Erfahrung und Gegenstand: Das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand*, Vittorio Klostermann, Frankfurt Am Main, 2007.

Hubel, D. H. und Wiesel, T.N. 1959. *Receptive fields of single neurones in the cat's striate cortex*. J.Physiol. 148: 474-591.

Hubel, D.H. und Wiesel, T.N., 1962. *Receptive fields, binocular interaction and functional architecture in the cats visual cortex*, J. Physiol., Band 160, S. 106–154.

- Hume, David: *Treatise of Human Nature* [1739/40], Oxford: Oxford University Press, 1990.
- Jespersen, Otto: *Philosophy of Grammar*, George Allen and Unwin Ltd. London, 1924.
- Kandel, Eric R. et al.: *Principles of Neuroscience*, Mcgraw-Hill Education / Medical; Auflage: 5. Auflage, 2012.
- Koch, Peter: Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste. In *Schrift, Medien, Kognition, Über die Exteriorität des Geistes*, Peter Koch/Sybille Krämer (Hrsg.) Tübingen: Stauffenburg-Verl., 1997.
- Krüger, H-P.: *Gehirn, Verhalten und Zeit, Philosophische Anthropologie als Forschungsrahmen*, Akademie Verlag, Berlin, 2010.
- Kush, Martin: *A Sceptical Guide to Meaning and Rules – Defending Kripke's Wittgenstein*, Chesham: Acumen, 2006.
- Kutschera, Franz von, *Sprachphilosophie*, - 2., völlig neu bearb. und erw. Aufl., Nachdr. – München: Fink, 1993.
- Levelt, Willem J.M.: *Speaking: From Intention to Articulation*, ACL-MIT Series in Natural Language Processing, Paperback, 1993.
- Loar, Brian: „The critical Rewiew of Saul Kripke’s *Wittgenstein on Rules and Private Language*“, *Noûs*, 19, 1985.
- Lyons, John: *Semantics*, Vol.1&2, Cambridge University Press, 1977.
- McDowell : Wittgenstein on Following a Rule. In : *Synthese* 58 (1984). S.325-363.
- McGinn, Colin: *Wittgenstein on Meaning: An Interpretation and Evaluation*, Basil Blackwell; Reprint edition, 1989.
- Martinet, Andre: La double articulation linguistique, *Oeuvres*, Tome 1, *Science et Linguistique, Langues et double Articulation*, E.M.E., 2008.
- Miller, Alexander/Wright, Crispin (Hg.): *Rule-Following and Meaning*, Chesham: Acumen, 2002.
- Millikan, Ruth Garrett: „Truth Rules, Hoverflies, and the Kripke-Wittgenstein Paradox“, in *Rule-Folloiwing and Meaning*, Edited by Miller and Wright, 2002.
- Mobo C.F. Gao, *Mandarin Chinese, An Introduction*, Oxford University Press, 2000.
- Ogden, C.K. und Richards, A.: *The Meaning of Meaning: A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*, A. Richards, Magdalene College, University of Cambridge, 1923.
- Palmer, F.R., *Mood and Modality*, Cambridge University Press, 1986.
- Papa-Grimaldi, Alba: Why Mathematical Solutions of Zeno's Paradoxes Miss the Point: Zeno's One and Many Relation and Parmenides' Prohibition. In: *The Review of Metaphysics*, 50, 1996, 299-314.

Peirce, Charles Sanders, *Element of logic*, 2.286, in *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Vol. II, Cambridge, 1965.

Priest, Graham:

- *An Introduction to Non-Classical Logic: From If to Is*, Cambridge University Press, 2001.

Popper, Karl : What is Dialectic, in: *Mind*, Volume XLIX, Issue 194, April 1940, Pages 403–426.

Puhl, Klaus: Regelfolgen, in: *Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen*, Hrsg. Eike von Savigny, Akademie Verlag, 1998.

Puhl, Klaus (Hg.): *Meaning Scepticism*, Berlin: De Gruyter, 1991.

Putnam, Hilary W. : Psychological Predicates, in : W. H. Capitan and D. D. Merrill (eds.), *Art, Mind, and Religion*, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 1967.

Quine, Willard van Orman: *The Ways of Paradox and other Essays*, Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts and London, England, 1976.

Rudy, Jerry, W. *The Neurobiology of Learning and Memory*, Oxford University Press; 2 edition, November 15, 2013.

Russell, Bertrand:

- *Introduction to Mathematical Philosophy*, 1919, London: George Allen and Unwin.

- "On Denoting," *Mind*, New Series, Vol. 14, No. 56. (Oct. 1905), pp. 479–493.

- "Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description", *Proceedings of the Aristotelian Society (New Series)*, Vol. XI, (1910–1911), pp. 108–128: Read to the Society on 6 March 1911.

Saussure, Ferdinand de: *Cours de linguistique générale*, [Edition critique préparée par Tulio de Mauro], hrsg. v. Charles Bally/Albert Sechehaye, Paris: Payot, 1976.

Savigny, Eike von:

- „Sprachspiele und Lebensformen“: *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen*, [Reihe: Klassiker auslegen], Berlin: Akademie Verlag, 1987.

- *Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“: Ein Kommentar für Leser*, 2 Bde, Frankfurt am Main: Klostermann, 1988.

Shapley, Robert and Ringach, Dario, in: Gazzaniga, Michael S. et al: *The New Cognitive Neurosciences*, The MIT Press; 2 edition (1999).

Searle, John R.:

- *Intentionality*, Cambridge: Cambridge University Press, 1983.

- Minds, Brains, and Programs, from: *The Behavioral and Brain Sciences*, vol. 3. S.457, 1980, Cambridge University Press.

- *Expression and Meaning: Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge University Press, 1979.

Sellars, Wilfrid: Some Reflexions on Language Games, in: Ders.: *Science, Perception and Reality*, Atascadero, CA: Ridgeview Publishing Company, 1963, S. 323–358.

Siegel, Bryna, *The World of the Autistic Child*, Understanding and Treating Autistic Spectrum Disorders. Oxford University Press, Reprint edition, 1998.

Strawson, Peter F.: "On Referring", in *Mind* 59 (1950), Oxford University Press: 320-344.

Tarski, Alfred: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen* [Orig. in Polnisch, 1933], Lambert: Leopoli-Verlag, 1935.

Thieroff, Rolf: *Mood in the Language of Europe*, hrsg. von Björn Rothstein und Rolf Thieroff, 2010.

Williams, Meredith: *Wittgenstein, Mind and Meaning: Towards a social conception of Mind*, Routledge, 1999.